

Prima.
II, 45.

N.° 664.

MITTELSCHLESIEN.

T. 2. [Heft 2]
[1907]



Sz 1 61

138135
II

Biblioteka Śląska

Begriff und Charakteristik Mittelschlesiens.

O Schlesierland, du teure Muttererde,
Du bergumkränztes, liebes deutsches Land,
O Vaterstadt, die ihre schlichten Herde
So freundlich um den Strom der Heimat spannt,
O Volk, so treu erfunden
In allen schweren Stunden,
Euch klingt das Lied, dem Heimatland zum Preis,
Der liebsten Stätte, die der Schlesier weiß!

Dr. Theodor Schmidt (1904).

Die der Gegenwart geläufige Dreiteilung Schlesiens ist kaum ein Jahrhundert alt; sie erwuchs aus dem Streben nach einem räumlichen Gleichgewicht der Regierungsbezirke, in welche die durch den Anschluß eines Teiles der Oberlausitz erweiterte Provinz gegliedert wurde. Der Versuch, eine in fernerer Vergangenheit wurzelnde geschichtliche Berechtigung dieser Dreiteilung zu erkennen, würde mißlingen.

Allerdings entsprach schon in der ältesten überlieferten Gaueinteilung Schlesiens der Name des Slenz-Gaues (pagus Silensis, Slenzane) der mittelschlesischen Ackerebene, die als altes Siedelungsgebiet aus einem weiten Waldrahmen sich heraushob. Aber in klar übersehbarer geschichtlicher Zeit sondern sich die aus dem Zerfall des Herzogtums Schlesien hervorgegangenen Herrschaftsgebiete in zwei Gruppen[1]); es scheiden sich die Herzöge von Schlesien und die Herzöge von Oppeln. Es erneuert sich nur die Bedeutung der Ostseite des alten Waldgürtels, der den Slenz-Gau rings umfing, des Grenzwaldes, der von Ziegenhals über Lindewiese nach Bielitz zog, dann dem rechten Ufer der Neiße bis zur Mündung folgte und vom unteren Stober nordwärts zwischen Namslau und Pitschen die Grenze Polens erreichte. Die nur bis zu diesem alten Landhag durchgreifend wirksame deutsche Kolonisation verschärfte den Gegensatz der durch ihn getrennten Landschaften so, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Unterscheidung Ober- und Niederschlesiens im Sprachgebrauch fest ausgebildet erscheint und 1490 ein Hauptmann »beider Schlesien« (utriusque Silesiae) ernannt wird.

1) Vgl. I 34. Genauer C. Grünhagen, Oberschlesiens Sonderstellung in der Geschichte. Zeitschr. des Ver. f. Gesch. Schl. XXXVII 1903, 99—109.

Die Geschichte des Mittelalters kennt also kein Mittelschlesien. Auch der Zeit der preußischen Besitzergreifung und dem Homannschen Atlas Silesiae (1751) ist dieser Begriff noch fremd. Er stellt sich erst ein, sobald die Verwaltung des Landes durch die Vergrößerung seiner Längsausdehnung nach dem Wiener Kongreß zur Annahme einer Dreiteilung genötigt wurde. Aber auch später hat, in den Spuren Leopolds von Buch (1802) weiter schreitend, die Geologie an der alten Trennung in zwei Hauptteile festgehalten[1]). Trotz dieses Mangels einer historischen Begründung wird die Geographie ohne Bedenken die Dreiteilung des Landes annehmen, wenn die Natur seines Bodens und die aus dieser erwachsenen wirtschaftlichen Zustände sie empfehlen.

Schon die Beziehung zur südlichen Nachbarschaft stellt zwischen das auf den Verkehr mit Mähren angewiesene Oberschlesien und das vor Böhmens Grenzgebirge sich ausbreitende Niederschlesien die Grafschaft Glatz und die schlesische Ackerebene in die Mitte; ihnen sind natürliche Verbindungen mit beiden österreichischen Kronländern vergönnt.

Die Höhengliederung des Gebirges selber spricht in gleichem Sinne. Oberschlesiens Gebirgsrahmen beschränkt sich auf die Karpathen und die massige Platte des Gesenkes; er endet vor dem Ostfuß des Altvatergebirges. Diese wichtige Erhebung ist innig verwachsen mit dem Randgebirge des Glatzer Kessels, und dieser hängt wieder so fest mit der Waldenburger Mulde zusammen, daß man nicht eher als an der Landeshuter Pforte auf eine neue, wesentlich verschiedene und bestimmt gesonderte Gebirgsprovinz stößt. Alle Straßen von Würbenthal bis Landeshut streben nordwärts nach der mittelschlesischen Ebene zusammen und werden von ihr her ausgenutzt; die spärlicheren Pässe des Riesen- und Isergebirges haben westlichere Ziele. Ihren Straßen zeichnen die westlich gerichteten Talstrecken von Bober und Queiß nur unvollkommen eine Querverbindung vor, wie sie die Gebirge Mittelschlesiens in der klaren Längstalfolge von Landeck bis Landeshut besitzen. Dem Westflügel des Gebirges ist kein Anteil an der Glatz-Waldenburger Kohlenmulde vergönnt, die für eine durch den Verkehr geeinte Landschaft eine Hauptgrundlage des Wirtschaftslebens darstellt. Dem südostwärts geöffneten Becken, das diese Brennstoffschätze umschließt, kehrt die nordwestwärts sich auftuende Löwenberger Mulde geradezu den Rücken. Zwischen beiden erhebt sich von Kupferberg bis Striegau verfolgbar eine Höhenschwelle, die im schlesischen Verkehrsnetz als ein bedeutsamer Teiler wirkt.

---

1) Dathe, 76. Jahresber. d. Schles. Ges. 1898, naturw. Sektion 8—12.

Besonders entscheidend aber ist die natürliche Selbständigkeit, die ausgeprägte, wertvolle Eigenart der mittelschlesischen Ebene. Sie nähert sich dem Ideal einer Fläche viel vollkommener als der größte Teil der Mark und Posens. Sie ist ferner bedeckt von fruchtbarem Lehm, auf dem in weiter Ausdehnung der humusreiche »Schwarze Boden« sich ausbreitet. Durch diese Bodenbeschaffenheit zeichnet sie sich ungemein vorteilhaft vor den Sandgebieten Oberschlesiens und der niederschlesischen Heide aus. Früh entwaldet und besiedelt, ist sie der bevorzugte Schauplatz der schlesischen Landwirtschaft geworden, im Fortschritt der Zeiten die Heimstatt immer anspruchsvollerer Kulturarten. Ein Blick auf eine Karte der Grundsteuerreinerträge des schlesischen Feldbaues[1]) belehrt unzweideutig über den wirtschaftlichen Wert, aber auch über die für die geographische Darstellung beachtenswerte Begrenzung dieses Natur- und Kulturgebietes. Zu dem Vorzug der Fruchtbarkeit, der es bestimmt aus der westlichen und östlichen Nachbarschaft heraushebt, tritt als ein anderer wertvoller Zug der Naturausstattung das inselförmige Auftauchen kleiner Bergländer bei Strehlen, Zobten, Striegau und zwischen Nimptsch und Reichenbach. Die mannigfachen Gesteine dieser Gebirge sind in frischem Bruch durch ihre bauliche und technische Verwertbarkeit wichtig, in zersetztem Zustande gewinnen sie hohe Bedeutung für die Bodenmischung.

Wie in ihrem Gesamtcharakter zeigt auch in der räumlichen Gliederung diese mittelschlesische Ebene durchaus eigentümliche, im ganzen Umkreis nicht wiederkehrende Züge. Sie führen dazu, in Mittelschlesien nördlich vom Rande des Gebirges fünf wesentlich verschiedene Landgürtel zu unterscheiden. Vor dem scharfen, wohl durch einen Bruch begrenzten Gebirgsfuß streckt sich zunächst eine ebene Landschaft hin, in welcher die Gewässer meist dem Bergrande parallel gehen, so die Glatzer Neiße von Wartha bis Neiße, so der Pausebach, die Peile, die Wütende Neiße. Über dieser Talfolge streben dann — bisweilen ziemlich schroff — felsige Hügel empor. Erst jenseits von ihnen folgt die Ebene des Schwarzen Bodens, der Hauptsitz des Rübenbaues und der Zuckerindustrie. Nahe ihrem Nordrand hält sich der Oderstrom, in der Gegend der Landeshauptstadt durch einige Nebenflüsse so weit gestärkt, daß in ihr die letzten Stauwerke liegen und die freie Großschiffahrt beginnt. Wie das Weidetal die Stromniederung ostwärts über das Braliner Luch nach Kempen weiterführt, verraten die Bruchniederungen nordwestlich von

1) Diese Karte, die ich für Oberschlesien selbst entwarf (II 160), bearbeitet jetzt für die ganze Provinz Herr Wilh. Kniß (Leipzig).

der unteren Katzbach vielleicht den Zug eines alten, westwärts gerichteten Oderlaufs im diluvialen Breslau-Bremer Haupttal.

Im Norden der mittelschlesischen Oder trennt die Aue der Bartsch einen südlichen und einen nördlichen Landrücken.

Eine so reiche zonale Gliederung wie Mittelschlesien hat kein anderer Landesteil. In Niederschlesien wird die Stelle der fruchtbaren Ackerebene, die nur gerade bis Liegnitz reicht, von der weiten niederschlesischen Heide eingenommen — stillem menschenleeren Föhrenwald. Hier fehlt auch der Mittelzone des Landes der belebende Strom; er schlüpfte bereits ins Tal zwischen den zwei Landrücken hinein. Die zentralisierende Kraft, von der in der mittleren Ebene Schlesiens Brieg, Breslau, Liegnitz Kunde geben, wird weiter westlich vermißt. Niederschlesien muß sich seine Hauptstadt von Mittelschlesien borgen. Glogau, der Hauptort des niederschlesischen Odertales, liegt zu weit nördlich. Görlitz am Bergrand hat eigene Lebensbedingungen, fällt schon aus den alten Grenzen Niederschlesiens hinaus in die von Haus aus selbständige Oberlausitz. Diese Tatsachen führen den Geographen, wenn er nach eigenen Gesichtspunkten Schlesien gliedern soll, unzweifelhaft zur Anerkennung der selbständigen Eigenart des mittleren, die Landeshauptstadt umschließenden und nährenden Landesteils. Er wird in dessen Darstellung allerdings nicht streng an die heutigen Verwaltungsgrenzen und ebensowenig an die alten Fürstentumsgrenzen sich binden können. Wie er im Osten (II 5) die Kreise Neiße, Grottkau, Kreuzburg zu Mittelschlesien zieht, wird er im Westen ebenfalls dessen Grenze im Bergland, wie in der großen Ebene erheblich in den Regierungsbezirk Liegnitz vorrücken müssen. Die Landeshuter Paßlandschaft hängt untrennbar mit dem Waldenburger Bergland zusammen, und ihr Anschluß an Mittelschlesien fordert auch den ihrer Verbindungen mit der Ebene, des Bolkenhainer Durchgangsländchens. Das Quelltal der Wütenden Neiße gehört um so sicherer zu Mittelschlesien, da dieser Fluß, ebenso wie die Neiße und das Weistritzgebiet, zwischen das Quertal des Gebirges und den zur Oder strebenden Unterlauf (der Katzbach) eine dem Bergrand parallele Strecke einschaltet, also den verkehrsfreundlichen Talzug Neiße—Schweidnitz bis Liegnitz fortführt. Bodengestalt und Bodenbeschaffenheit verbieten eine Trennung der Weichbilde von Jauer und Liegnitz von Mittelschlesien. So gelangt man dazu, ihm den Oberlauf des Bober von Liebau bis Merzdorf und Wernersdorf, das ganze Tal der Wütenden Neiße zuzurechnen und für die Grenzführung Anlehnung zu suchen im nördlichen Talrahmen ihres Oberlaufes, dann am Außenrande des Gebirges, endlich in der Teichlandschaft westlich von Liegnitz und

an der Kante der Diluvialplatte links von der unteren Katzbach. Von ihrer Mündung an bildet die Oder im Durchbruch des Landrückens bis zur Mündung der Bartsch eine vortreffliche Grenze, die allerdings



Übersicht der Gliederung Mittelschlesiens.

— der Verwaltungseinteilung des 18. Jahrhunderts entsprechend — den größten Teil des Steinauer Kreises für die Darstellung Niederschlesiens aufspart. In den Hügeln nördlich der Bartsch bildet die

Furche des Polnischen Landgrabens eine klare Grenze für den Westen des Guhrauer Kreises.

In dieser erweiterten Fassung erhält der Begriff Mittelschlesien eine Ausdehnung auf 16223 qkm, auf denen am Schluß des 19. Jahrhunderts 2051000 Menschen wohnten. Die recht ungleiche Verteilung der Bevölkerung überblickt die gegenüberstehende Tabelle.

Dieses Gebiet sondert sich von dem übrigen Schlesien durch eine Reihe folgenschwerer Eigentümlichkeiten, die seine Auffassung als selbständige Kernlandschaft begründen. Vor allem fällt die Vielseitigkeit seiner Verkehrsbeziehungen auf, das Ausstrahlen der Straßen nach Mähren, Böhmen, der Lausitz, der Mark, Groß- und Klein-Polen, während Oberschlesien und Niederschlesien immer nur mit einem Teile dieses Länderkreises Fühlung gewinnen. Ferner liegt in der oben betonten Mannigfaltigkeit der Gestalt und der Beschaffenheit des Bodens ein Vorzug, der eine den beiden Flügeln des Landes in weit geringerem Grade vergönnte Vielseitigkeit wirtschaftlicher Bestrebungen ermöglichte. Die Nadelwälder des Berglandes, die Wiesen und Bleichpläne seiner Täler, durchrauscht von Bächen mit raschem Gefäll, die Sandsteine, Granite, Basalte seiner Berge, die Kohlen und Erze in leicht zugänglicher Lage am Bergrand, die fruchtbaren Becken im Innern der Berge, das weite Gefilde der mittelschlesischen Ebene, die von den Hochfluten gedüngten Auen des kraftvollen Oderstromes, gefüllt von herrlichem Eichenwald, aber auch zum Feldbau im Deichschutz einladend, die Obsthügel des Nordens, wieder gesäumt von Wäldern, durch die ein stiller Tieflandfluß seinen Teichgürtel zieht — das alles vereint sich zu einem formen- und farbenreichen Bilde, dessen landschaftlicher Eindruck doch nur die vielversprechende äußere Hülle der im Erdenschoß geborgenen und zu wirtschaftlicher Betätigung berufenen Kräfte ist. Die Berge des Südens und Südwestens, die Hügel im Norden, die Kiefernwälder an den Grenzen gegen Nieder- und Oberschlesien bilden einen bunten Rahmen für den Kern ganz Schlesiens, für die mittelschlesische Ebene, den Hauptschauplatz der Kulturentwicklung, die unsere Heimat durchlebt hat.

Jede ihrer Perioden hat wesentliche Züge dem heutigen Bilde dieses gesegneten Landes aufgeprägt. Die vorgeschichtliche und die an sie sich anschließende slavische Zeit entschieden bereits die frühe Entwaldung der Ebene, die im Kranze schattiger Berge, Hügel und Heiden wie eine sonnige Insel lag, der nur die eingesprengten kleinen Berge und das von dem wirren Geflecht der Stromarme durchzogene Odertal noch erhebliche Holzvorräte bewahrten. Das hohe Alter der relativ dichten Besiedelung der Ebene erhärten die archäologischen

Mittelschlesien (1900).

	qkm	Einw. 1900	auf 1 qkm	Einw. 1905
Gebirgskreise	2499,6	369323	148	—
Habelschwerdt	791,6	58332	74	57519
Glatz	527,2	60819	115	63406
Neurode	317,0	49405	156	49655
Waldenburg	377,7	143361	380	161603
Landeshut, östl. Teil	282,9	41649	147	—
Bolkenhain, südl. Teil	203,2	15757	78	Abnahme
Kreise der Ebene des linken Oderufers	5587,0	680884	122	—
Neiße	711,8	99310	140	101023
Münsterberg	343,5	31865	93	32346
Frankenstein	482,7	45632	95	45615
Reichenbach	362,1	70979	196	71536
Schweidnitz, Stadt	14,8	28439	—	30540
» Land	575,9	71812	125	72144
Striegau	299,5	42923	143	43768
Bolkenhain, östl. Teil	83,3	7081	85	Abnahme
Jauer, östl. Teil	218,0	30659	146	—
Grottkau	519,5	40566	78	40663
Strehlen	344,8	35297	102	35384
Nimptsch	376,1	29254	78	29152
Neumarkt	710,4	55362	78	55991
Liegnitz, Land, östl. Teil	527,8	36833	70	—
» Stadt	16,8	54882	—	59706
Oderkreise	2006,2	628408	314	681995
Brieg	607,5	63077	104	65247
Ohlau	617,2	54497	88	54877
Breslau, Land	745,4	88125	118	90967
» Stadt	36,1	442709	—	470904
Kreise des rechten Oderufers	6130,2	372607	61	—
Kreuzburg	552,9	48243	87	49910
Namslau	584,0	34548	59	33870
Öls	899,5	64390	72	64107
Trebnitz	820,0	51033	62	51586
Wohlau	804,2	42568	53	42831
Steinau, östl. Teil	45,2	1931	43	—
Gr. Wartenberg	812,8	48014	59	49964
Militsch	932,3	48454	52	47887
Guhrau	679,3	33426	49	32801
Mittelschlesien	16223,0	2051222	126	—
Reg.-Bez. Breslau	13484,0	1697719	126	1773869

Funde, deren Grenze die weite Ausdehnung des geschlossenen, beinahe menschenleeren Waldlandes ringsum erkennen läßt. Noch unmittelbarer kommt jedem, der Mittelschlesien auch nur flüchtig durchreist, der Altersvorrang der Siedelungen der zentralen Ackerebene vor den Dörfern des Gebirgsrandes und des Gebirges zum Bewußtsein in dem ungleichen Klange der Ortsnamen. Eine Karte, welche die slavischen und die deutschen Ortsnamen auseinanderhält, wird — wenn sie auch den überlieferten alten Namen mancher erst nachträglich deutsch umgetauften Plätze Rechnung trägt — ein ziemlich scharf umgrenztes Bild des Kernes alter Siedelungen und des darum sich schließenden Ringes deutscher Kolonisation auf altem Waldland gewähren. Dem aufmerksameren Beobachter entgehen auch die Formunterschiede der Siedelungen ungleichen Ursprungs nicht. Wie merkwürdig stechen von den langen, den Talfurchen und den Straßen folgenden Häuserzeilen der Dörfer deutscher Gründung noch heute die Grundrisse der Dörfer der schlesischen Ebene ab! Unter ihnen sind allerdings nur sehr vereinzelt echte slavische Rundlinge zu erkennen[1]), meist längliche, in sich fest zusammengeschlossene Ortschaften, in deren Mitte die Dorfstraße sich zu verbreitern pflegt, um einen Tümpel aufzunehmen.

Es ist auch der Beachtung wert, wie in Mittelschlesiens Landschafts- und Kulturbild die unterscheidenden Züge der peripherisch um einen älteren Siedelungs-Grundstock sich schließenden deutschen Kolonisation noch heute unverwischt hervortreten. Gerade Mittelschlesien war der Sitz der für den räumlichen Fortschritt der Kultur besonders erfolgreich wirksamen Klöster. Für die großen Landschenkungen, mit denen sie ausgestattet wurden, bot natürlich, seit die Waldinsel des Zobten an die Augustiner des Breslauer Sandstifts vergeben war, nur der noch waldreiche Umkreis des Feldes älterer Siedelungen freien Raum. So legt sich um die Ackerebene herum der Gürtel der ruhmreichen Klöster Leubus, Trebnitz, Heinrichau, Kamenz, Grüssau. Von der Macht, mit der diese Klöster auch die schwersten Zeiten überdauert haben, zeugen ihre sämtlich im Zeitalter der Gegenreformation erwachsenen geräumigen und stattlichen, bisweilen prunkvollen Bauten, — heute noch würdige Zierden anmutiger Landschaften, wenn auch ein anderes Leben in ihre Mauern einzog. Sind sie auch nur Denkmäler einer vergangenen Epoche, so hat deren Arbeit doch selbst dem wirtschaftlichen Gewebe der Gegenwart einen bedeutsamen Einschlag hinterlassen. Ihr Erbe lebt fort in einem Teile des Großgrundbesitzes unserer Zeit. Auch dessen räumliche Verteilung gibt

1) Aufzählung bei Meitzen, Cod. Dipl. Sil. IV 1863, 104.

den Randgebieten vor der zentralen Ebene entschieden den Vorzug. Der größte Grundherr Mittelschlesiens ist der Staat (Forstfiskus 72505, Domänenfiskus 16875 ha), er dankt diesen Vorrang hier nicht so sehr der Übernahme alten landesherrlichen Besitzes, sondern ganz vorwiegend der Einziehung der Klostergüter, namentlich der weiten Waldungen von Leubus, Trebnitz, Grüssau. Von dem anderweitigen Großgrundbesitz ist ein großer Teil aus den Händen alter Landesherren durch Belehnung und Veräußerung an den hohen Adel übergegangen, zum Teil auch durch Heimfall an den Lehnsherrn oder durch Vererbung an Glieder souveräner Herrscherhäuser gekommen. Das gilt namentlich von den großen Grundherrschaften der nordöstlichen Kreise Militsch, Wartenberg, Öls. Dort liegen mit großen Staatswaldungen eng vereint besonders zahlreiche Großbesitze:

Fürstentum Trachenberg, mit Rittergut Kainowe, Kr. Trebnitz . .	19265 ha
Freie Minderstandesherrschaft Sulau (Gf. v. Schweinitz und Krain) .	4141 »
Freie Standesherrschaft Militsch (Gf. v. Maltzan)	11256 »
Freie Minderstandesherrschaft Neuschloß, mit Rittergut Tworsimirke (Gf. v. Hochberg)[1])	6838 »
Freie Minderstandesherrschaft Freyhan (Gf. v. Wilamowitz-Möllendorff)	2794 »
Herrschaft Mojawola (Frh. v. Diergardt-Roland)	5410 »
Freie Standesherrschaft Wartenberg (Prinz Biron von Kurland) . .	18305 »
Freie Standesherrschaft Goschütz (Gf. v. Reichenbach)	9898 »
Thronlehn Öls (Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen)	10094 »
Besitzungen des Kgs. von Sachsen in den Kreisen Öls und Trebnitz	14111 »
Majoratsherrschaft Briese (Gf. v. Kospoth)	4639 »
v. Reinersdorffsches Familienfideikommiß	4084 »

Mit den gewaltigen Besitzflächen, die der Bodenverteilung des nordöstlichen Mittelschlesien eine gewisse Ähnlichkeit mit oberschlesischen Verhältnissen verleihen, können innerhalb des mittleren Teiles der Provinz nur die größten Grundherrschaften des Gebirges sich vergleichen. Das sind

Freie Standesherrschaft Fürstenstein (Hzg. v. Pleß)	10294 ha
Majoratsherrschaft Langenbielau (6362 ha) mit Herrschaft Markt-Bohrau (Gf. v. Seidlitz-Sandreczki)	7524 »
Rgfl. v. Magnisscher Grundbesitz (Eckersdorf, Kieslingswalde, Ullersdorf)	7949 »
Freie Minderstandesherrschaft Münsterberg-Frankenstein (Gf. v. Deym)	3765 »
Majoratsherrschaft Mittelwalde, Wölfelsdorf (Rgf. v. Althann) . . .	4874 »
Nassau-Oranien-Niederländisches Fideikommiß, Herrschaften Kamenz, Schnallenstein, Seitenberg, samt Rgt. Schönau bei Landeck (Friedrich Heinrich Prinz v. Preußen)	20704 »
Herrschaft Heinrichau (Ghzg. v. Sachsen-Weimar)	8434 »

1) Majoratsherr auf Rohnstock, Kr. Bolkenhain (2163 ha).

Die meisten dieser Herrschaften sind aus der Zersplitterung alten landesherrlichen Besitzes hervorgegangen. Aber ein bedeutender Anteil war bis 1810 Klosterland. Ein Kaufvertrag vom 25. Februar 1812 führte die gewaltigen Liegenschaften der Klöster Heinrichau und Kamenz nahezu vollständig über in den Besitz der Frau Prinzessin Friederike Louise Wilhelmine von Oranien, geb. Prinzessin von Preußen, nachmals Königin der Niederlande. Erst nach ihrem Ableben (1837) ward der so in der Not des Staates aus eingezogenem Klostergut geschaffene große Landblock in die Herrschaften Heinrichau und Kamenz (7025 ha) zerlegt, von denen die letztere wieder den wertvollen Kern abgab für die Bildung der größten Besitzeinheit, die außer den Staatsdomänen in Mittelschlesien besteht.

Schon diese beiden Massen alter Klosterländereien greifen in die mittelschlesische Ebene, und zwar in besonders fruchtbare Striche hinab. Aber auch unter den weniger weiträumigen Grundherrschaften dieser Ebene gehen noch einige auf alte Besitzungen der Toten Hand zurück. So kritisch man im allgemeinen der Verwendung, die ihre vormaligen Güter fanden, gegenüberstehen mag, — eins wird man erfreulich finden: die Ehrengaben, die aus ihnen den Helden des Freiheitskrieges gereicht wurden. In dem Boden Schlesiens, den er aus Feindeshand befreit, ruht Fürst Blücher nun im Parke von Krieblowitz, einem alten Gute des Breslauer Vincenzklosters, und aus dem Besitze der Malteser-Kommende Klein-Öls ward die Dotation für York von Wartenburg erwählt (Maj. Herrsch. Kl.-Öls 3077 ha).

Das ist einer der wenigen Großbesitze der mittelschlesischen Ebene. Die ausgedehntesten darunter in dem stillen Winkel zwischen Oder und Weide sind die Herrschaften Jeltsch (3291 ha) und Laskowitz (3348 ha) und östlicher schon nahe am Stober Sterzendorf-Noldau (3010 ha), alle drei — Besitzungen der gräflichen Familie Saurma, die aus einem am Anfange des 16. Jahrhunderts in Breslaus Großhandel zu führender Stellung emporgestiegenen Geschlechte sich entwickelt hat, — ein Vorbild der Umsetzung kaufmännischen Großkapitals in Grundbesitz, eines Vorgangs, den auch unsere Zeit nicht ausschließlich aus G. Freytags »Soll und Haben« kennt.

Dem fruchtbaren »Schwarzen Boden« im Süden und Südwesten der Hauptstadt war eine Latifundienbildung lange fremd. Hier ist erst in jüngster Zeit (1904) der industrielle Unternehmungsgeist des Kapitals zum Zusammenschluß einer Fläche von 4107 ha fortgeschritten (Jac. vom Rath, Schoeller und Skene, Ges. m. b. H. in Klettendorf). Daß daneben die Stadtgemeinde Breslau mit einem Grundbesitz von 4378 ha in der Statistik erscheint, hat natürlich durchaus andere

Gründe. Ein Teil ihrer Liegenschatten, der Riemberger Forst, erinnert an die zeitweilig sogar zu dem Anspruch auf eine Territorialgewalt sich erhebenden Bestrebungen der Stadt im 16. Jahrhundert, ausgedehnten Landbesitz zu erwerben[1]). Dagegen hat der unterhalb der Stadt in der Stromaue gelegene Besitz, das alte Kämmereidorf Ransern, wie die neu erworbenen Güter Oswitz und Weidenhof, eine besondere Bedeutung für die moderne Großstadtentwicklung, die eine ausgedehnte Fläche für die Verteilung der Abwässer des Stadtgrundes gebieterisch verlangte. Abgesehen von diesen ganz besonderen Fällen und den Staatsforsten des Oderwaldes sind zusammenhängende Großbesitze von mehr als 30 qkm in der mittelschlesischen Ebene links der Oder nicht vorhanden[2]).

Im ganzen umschließt Mittelschlesien im oben (S. 194) begrenzten Sinne, wenn der Fiskus und die genannte große Firma als je eine juristische Person gerechnet werden:

8	Besitze	von mehr als	10000 ha	mit zusammen	193409 ha
6	»	»	5000 bis 9900	» »	48216 »
33[3])	»	»	2000 bis 4900	» »	92721 »
91[4])	»	»	1000 bis 1995	» »	126731 »
14[5])	kleinere Anteile von Besitzen von mehr als 1000 ha				8491 »

Zu Besitzeinheiten, die größer als 2000 ha sind, gehören von unserem Mittelschlesien 345935 ha, das sind 21%, in Oberschlesien 45%. Aber um wirklich Vergleichbares zu vergleichen, wird man für das im Durchschnitt weit fruchtbarere Mittelschlesien mit dem Maß des Großbesitzes tiefer, mindestens auf die Hälfte herabgehen müssen.

1) H. Wendt, Breslaus Streben nach Landbesitz im 16. Jahrhundert. Zeitschr. f. Gesch. Schl. XXXII 1898, 215—228.

2) Der Gesamtbesitz des Fürsten Putbus in Mittelschlesien wird nur durch seine Glatzer Herrschaft Wallisfurth (1356 ha) auf 3003 ha, der schöne Besitz der Walterschen Erben auf Eisenberg, Kr. Strehlen, nur durch den Zutritt zweier Güter an der Bartsch (1287 ha) auf 3045 ha erweitert.

3) Darunter drei Anteile von schlesischen Besitzen, die im ganzen 5000 ha übersteigen: 2426 von der Landbank Berlin, 2863 von der oberschlesischen Herrschaft Karlsruhe, 2454 von der mit der größeren Hälfte ins Hügelland Niederschlesiens emporreichenden Herrschaft Malitsch.

4) Darunter zehn Anteile größerer Besitze mit zusammen 15262 ha, und zwar zwei von schlesischen Großbesitzen von mehr als 20000 ha (Kgl. Haus- und Kronfideikommiß 1984, Gf. v. Tiele-Winkler 1797), fünf von Großbesitzen von mehr als 5000 ha (Gf. v. Ballestrem 1995, Gf. v. Francken-Sierstorpff auf Zyrowa 1968, Prinz v. Schönaich-Carolath 1135, Gf. v. Tschirschky-Renard 1090, Gfn. v. Schaffgotsch auf Koppitz 1081), drei von Besitzen über 2000 ha (Herrschaft Koppitz 1721, Stan. Gf. v. Hoyos auf Lauterbach 1452, W. v. Wietersheim auf Neuland, Kr. Löwenberg 1039).

5) Darunter drei von Großbesitzen von mehr als 5000 ha mit 2111, vier von Besitzen von mehr als 2000 ha mit 3216 ha.

Dann erhöht sich die Summe des zum Großbesitz, also zu Besitzeinheiten von mehr als 1000 ha gehörigen Landes auf 469568 ha, also auf rund 4700 qkm, das sind immerhin 29%. Dieser Mittelwert ist aber der Ausgleich starker Unterschiede. Der Anteil der Gutsbezirke an der Fläche der Landkreise schwankt zwischen 32 und 64%.

Aber der Anteil der alten Klöster an der Regelung der heutigen Besitzverteilung ist nicht die einzige Spur ihrer Entstehungszeit im Kulturbilde Mittelschlesiens. Andere Wurzeln deutscher Kraft senkte in seinen Boden die gleichzeitige Begründung deutscher Städte. Das einheitliche Gepräge des Grundrisses kennzeichnet die alten Kolonistenstädte, ohne die Abstufung ihrer Bedeutung zu verwischen. Breslau überstrahlte früh alle anderen und ward in Kirche und Staat, in friedlichem Handel wie in ernsten Entscheidungen ein so wirksamer Mittelpunkt des Landes, daß dessen Einheit und doch zugleich die herrschende Stellung seiner Mitte recht zur Geltung kamen. Als Vertreterin einer eigenen Politik gegenüber dem Zusammenhange mit Böhmen, als Hort und Hüterin der Reformation ist Breslau für ganz Schlesiens Geschichte ein einflußreicher, entscheidender Platz geworden. Viele Denkmäler mittelalterlicher Baukunst haben, geborgen im rascher sich wandelnden Häuserschwarm der Städte, der Zeiten Wechsel überdauert; geringere Gefahren drohten hier ihrer Erhaltung als im offenen Lande, über das Kriegesstürme in ungehemmter Kraft hinfegten. Gerade Mittelschlesiens wichtigste Städte haben lange die Wehr des alten Mauerkranzes getragen. Denn Mittelschlesien war noch im 18. und 19. Jahrhundert oft der Kampfplatz, auf dem die Entscheidung über das Los des ganzen Landes fiel. Heute freilich sind beinahe alle entfestigt; die Reste der alten Wälle sind verhüllt von grünen Wandelgängen; windgeschützte Gärten füllen die Gräben. Frisches, friedliches Leben umrankt die Trümmer einer wehrhaften Vergangenheit.

Der Arbeit, die diesen Kern des Landes belebt, ist nicht der große Zug und der wunderbar rasche Aufschwung unseres oberschlesischen Klein-Amerika eigen, aber eine weder im Osten noch im Westen des Landes wiederkehrende Mannigfaltigkeit der Grundlagen, der Ziele und der äußeren Bedingungen des Erfolges. Insbesondere ist die Blüte der auf die Erzeugnisse der Landwirtschaft begründeten Industrien der schlesischen Ebene ein bezeichnender Vorzug Mittelschlesiens, und dem Waldenburger Gebiete ist eine Vielseitigkeit gewerblicher Arbeit eigen, die in Schlesiens Grenzen nirgends wiederkehrt. So ist es ein inhaltreiches Bild, das wir aufzurollen beginnen; seine ins einzelne dringende Deutung wird auch manch Blatt alter Erinnerungen umzuwenden haben.

Das Bergland Mittelschlesiens.

I. Die Triebkräfte der Siedelungen in geschichtlicher Folge.

1. Der Feldbau des Rodelandes.

Mit Pflug und Fäustel und des Handels Werben
Ward einst der Deutsche zu des Ostens Erben.
In dumpfer Knechte Land trug er die Lehre,
Daß Arbeit ist des freien Mannes Ehre [1]).

Die von der Natur begründete Einheit des ganzen Berglandes zwischen der Quelle der March und dem Oberlauf des Bober ist nicht zu allen Zeiten gleich klar empfunden worden. Sie kam den ältesten Umwohnern nur in dem festen Zusammenhange des darüber geworfenen Waldkleides zum Bewußtsein. Seine allmähliche Lüftung führte zur Ausbildung engerer landschaftlicher Unterschiede in dem weiten Rahmen. Erst die wirtschaftliche Entwicklung der Neuzeit drang tiefer in die Erkenntnis und Verwertung der Natur des Landes ein und kam durch die Erschließung seiner Kräfte zur Ausgestaltung eines Kulturbildes, das diesem ganzen Abschnitt des schlesischen Gebirges unverkennbar einheitliche Züge verleiht. Die nähere Betrachtung dieses Entwicklungsganges und seiner wechselnden Triebkräfte wird uns wirksam vorbereiten für das Verständnis der Wohnplätze und der Werke des Menschen an den Lehnen und in den Tälern dieses Gebirgsgaues.

Vor 1000 Jahren war dies Bergland ein besonders breites Stück des Waldgürtels, der in fester Geschlossenheit Böhmen umfing. Seine Ausdehnung auf der inneren böhmischen Seite hat Jul. Lippert am genauesten dargestellt [2]). Er reichte ungefähr bis an eine Linie, die man vom Jeschkenberge bis zum Dorfe Lužan, w. von Jaromeř, ziehen kann, schloß also Liebenau, Eisenbrod, Lomnitz, Jičin, Hořitz

---

1) Durch ein Versehen der Redaktion, das Kundigen nicht entgangen sein wird, sind in Lohmeyers Goldenem Buch des 19. Jahrhunderts bei diesem Spruch und einem politisch-geographischen Satze Friedrich Ratzels die Unterschriften vertauscht worden.

2) Jul. Lippert, Sozialgeschichte Böhmens in vorhussitischer Zeit. I 1896, mit Karte.

noch mit ein, um dann dem Ostufer der von Jaromeř bis Pardubitz südwärts ziehenden Elbe zu folgen. Auf der schlesischen Seite lag der ursprüngliche Rand des Grenzwaldes vor dem Fuße des Gebirges etwa am Laufe der von Kamenz bis Neiße östlich gerichteten Neiße am Pausebach bei Frankenstein, der Peile und Weistritz bis Schweidnitz. Auch weiterhin wird die Bahnlinie des Gebirgsrandes Neiße—Königszelt—Liegnitz ungefähr dem alten Waldrand entsprechen. Wir ersehen aus dem Heinrichauer Gründungsbuche, dem treuesten Spiegelbilde des Zeitalters der deutschen Kolonisation, daß noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts waldige Einöden bis in die unmittelbare Nähe von Zadel bei Frankenstein nordwärts reichten; W. Schultes ausgezeichnete Untersuchungen über das Ottmachauer und Neißer Bischofsland[1]) haben ergeben, daß im Süden der Neiße durchaus deutsche Walddörfer aus wilder Wurzel ohne vorangehende slavische Siedelung vorwiegen, kenntlich an den großen Hufen, wie an den Namen, die meist einen Hinweis auf die Rodung alten Waldgrundes mit dem Namen des Begründers verbinden. Ebenso können wir erkennen, daß erst das 13. Jahrhundert mit der Begründung Salzbrunns das Eindringen in den Bergwald eröffnet und die langen Zeilen der jungen deutschen Dörfer hinabreichen bis in die unmittelbare Nähe des Städtegürtels, der heute den Fuß des Gebirges in einiger Entfernung begleitet und teilweise seine Hauptplätze an die alten Grenzburgen des slavischen Schlesien anschloß. So bildet eine alte Kastellanei den Kern von Ottmachau, ebenso ist Striegau schlesische Grenzwarte; nur zwei dieser Landesburgen sind schon im 11. Jahrhundert weiter bis in den Ausgang der Gebirgstäler vorgeschoben: Wartha (Bardo) und Schweinhaus (Zpini); sie bezeichnen den Zugang zu den beiden ältesten Wegen, die den großen Grenzwald durchschnitten. Seine Breite betrug 65—85 km, 8—12 Meilen.

Es ist nicht völlig unmöglich, von der Beschaffenheit dieses breiten Markwaldes sich eine nähere Vorstellung zu machen. Ungepflegter Urwald ist nicht so dicht wie ein sorgfältig gepflegter Forst. Schon der Mangel einer Sorge für den Abzug der Feuchtigkeit schafft in flacheren Talgründen Lücken des Holzwuchses, Bruchland oder natürliche Wiesen. Wir haben auch kein Recht zu der Annahme, daß jahrhundertelang nie eines Menschen Fuß sich durch das Waldesdickicht Bahn gebrochen hätte. Den Steigen, die das Wild sich selber öffnet, folgt auch der Jäger; seine Streifzüge führen in so ab-

1) Cod. Dipl. Sil. XIV.

wechselndes Gelände, daß er seine Jagdgründe schnell mit unterscheidenden Bezeichnungen belebt, die mit Zähigkeit von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben. Die Erforscher der Urgeschichte Böhmens, Tomek wie Lippert, sind einig in der Überzeugung, daß »die Dichtigkeit der Bezeichnung von Örtlichkeiten (Flur- und Waldnamen) in umgekehrtem Verhältnis steht zur Dichte der Besiedlung einer Gegend«. Jeder Bach, jeder Sumpf, jeder Felsenkamm, jede Lichtung hatten ihren festen Namen im Munde des Jägers, der den Grenzwald durchstreifte, und diese Namen, die älter sind als die Besiedelung der Örtlichkeit, haben sich teilweise auch bei den späteren Kolonisten in Geltung erhalten. So kommt es, daß eine Fülle von deutschen Dörfern, die in gerodetem Wald von Deutschen begründet wurden, doch slavische Namen führen, die eine viel frühere Generation geprägt hat. Deshalb muß man sich hüten, voreilig auf tiefes Eindringen slavischer Siedelungen in den Grenzwald aus slavischen Namensformen zu schließen. Man muß mindestens diese Namen darauf ansehen, ob sie wirklich von Haus aus eine Siedelung bezeichnet haben, oder nicht vielleicht einen Waldfleck, einen Bach oder einen Berg. Von Bächen hergenommene Dorfnamen Weistritz, Lomnitz, Kamnitz, Lässig, Polsnitz sind ebensowenig für die Herkunft und Stammeszugehörigkeit der Begründer beweisend, wie Namen, die einen Waldbestand malen (Jauernig), oder einen Bodenstreifen kennzeichnen. Derartige Relikte aus dem Namensschatz alter Waldläufer und Grenzwächter müssen sorgsam ausgesondert werden, wenn man die Siedelungsgeschichte zu entschleiern unternimmt.

Hat für die älteste erkennbare Zeit der Begriff der Landesgrenze einen flächenhaften Inhalt, so lassen unsere Geschichtsquellen noch einige Stufen des Überganges zu den scharfen Grenzlinien der fortgeschrittenen Kultur erkennen[1]). Erschien der Markwald vielleicht ursprünglich als eine neutrale Zone zwischen zwei benachbarten Herrschaftsgebieten, so beginnt bald seine Aufteilung zwischen ihnen. Sie ist zunächst eine abstrakte Halbierung; man hielt es für recht, daß jeder der beiden Nachbarn einen gleichen Anteil beanspruche. Die Grenzlinie wird ohne nähere örtliche Festsetzung in die Mitte des Waldes verlegt[2]). Beim Aufsuchen eines bestimmten Anhaltes im Gelände hatte man die Wahl zwischen Wasserläufen und Wasser-

1) Hans Helmolt, Die Entwicklung der Grenzlinie aus dem Grenzsaum im alten Deutschland. Histor. Jahrb. XVII 1896, 235—264. Für Böhmens Markwald Lippert a. a. O. I 23.

2) Cosmas, I 27 (Mon. Germ. Scr. IX p. 51, l. 37. 39).

scheiden. Beides kommt im Böhmischen Grenzwalde vor. Im allgemeinen aber überwog die Neigung, auf wasserscheidende Kämme die Grenzlinie zu heften[1]). Das klingt grundsätzlich einfach, wird aber doch wieder Gegenstand des Zweifels, wenn nicht ein einfacher Hauptkamm in einem Gebirge hervortritt und scharf seine beiderseitigen Hänge sondert. Gerade in unserem Falle handelt es sich um ein ziemlich verwickeltes Bergland, das mehrere parallele Rücken hintereinander zur Wahl darbietet. Da wird die Entscheidung in der Regel herbeigeführt durch den Fortgang der Besiedelung, durch die Richtung, aus der die Kolonisten in ein bisher ödes Gebiet einrücken. Darüber aber gebietet großenteils die Entwicklung der Wegsamkeit einer Landschaft, die Eröffnung der Straßen durch ihr Inneres.

Die mittelalterliche Geschichte bewahrt die Erinnerung an feindliche und friedliche Berührungen zwischen Polen und Böhmen, an wiederholte Schwankungen der Machtgrenze zwischen ihnen. Sie waren nur möglich, wenn einzelne selbst für Heere gangbare Pfade den waldigen und bergigen Grenzgürtel durchschnitten. Der Ursprung dieser Wege verliert sich im Dunkel der Vorzeit. Aber das Fehlen aller vorgeschichtlichen Funde in der Grafschaft Glatz versagt den Schlüssen aus böhmischen Bernsteinfunden auf einen uralten Verkehr über diesen Gebirgsabschnitt jede sichere Stütze. Erst für die slavische Zeit ist der Zug eines Weges zwischen Böhmen und Polen von der Elbe zur Glatzer Neiße sicher erkennbar. Wenn auch der freiere beherrschende Umblick den Geschichtschreiber Böhmens zu dem Urteil berechtigt, daß für Böhmen die Wege nach Süden, Westen und Norden unvergleichlich wichtiger gewesen seien als die Verbindung mit Polen, die weder wichtige Naturerzeugnisse, wie das dem böhmischen Kessel fehlende Salz, noch Arbeiten einer höheren Kunstfertigkeit heranführte, so ist doch schon früh die böhmisch-polnische Hauptstraße durch die Grafschaft Glatz eröffnet, begangen und sorgsam überwacht worden. Auf dem Wege, den 1866 die Tapferkeit des V. Armeekorps durch die Schlachten von Nachod und Skalitz sich eröffnete, sind beinahe 1000 Jahre früher böhmische Siedelungen in den Innenrand des Grenzwaldes eingedrungen zur Ausnutzung und zum Schutze des böhmischen Landestores von Nachod. Vielleicht hängt schon der Name dieser Stadt zu Füßen des hohen Burgfelsens,

1) Emler, Reg. II (1263) p. 157. Cod. Dipl. Sil. X (1295) Nr. LIX p. 46: quocunque versum aque pluviales et nivales vel eciam originales fontium meatus et erupciones de moncium verticibus ac locis eminencioribus predicte Glaziensis provincie se ad bona p. p. fratrum inclinant defluendo vel eciam decurrendo, ibi p. p. fratres de Camenz metarum suarum debere situm debitum obtinere.

der wie eine natürliche Feste den Eingang in die Paßlandschaft übersieht und beherrscht, mit den alten Grenzhütern, den Choden, zusammen (na chodech); jedenfalls haftet der tschechische Name »Branka«, »das Tor«, noch an einem, von alten Erdwällen gekrönten Hügel im Süden der Straße, während nördlich von ihr die vorgeschichtliche Burg Homolka unverkennbare Spuren hinterließ [1]). Böhmens ältester Chronist Cosmas hebt die Bedeutung dieser Paßlandschaft schon für das 11. Jahrhundert unzweifelhaft hervor [2]). Durch Engwege zwischen den beiderseitigen Höhen, im Defilee, das den preußischen Heerführern 1866 bange Stunden auferlegte, zog der alte Weg nach Lewin (1197 erwähnt), dem Beginn des scharfen Anstiegs zu der Paßhöhe (670 m) am Hummelschlosse (Landfried), das von einem steilen Plänerhügel (733 m) den breiten Sattel sanft ansteigender Glimmerschieferberge beherrschte und lange der Sitz einer an beiden Abhängen weit hinabreichenden Herrschaft war. Das war die Schwelle des Eintritts von Böhmen her in die Grafschaft Glatz. Ihr schlesisches oder, wie wir für die älteste Zeit sagen müssen, ihr polnisches Tor war der Ausgang des Neißetales bei Wartha (Bardo). Die alte, von Polen und Böhmen oft hart umstrittene Feste, deren erste Erwähnung in das Ende des 11. Jahrhunderts fällt, soll an der Stelle der heutigen Klosterkirche über dem linken Neißeufer gelegen haben. Hier trat die polnische Straße (semita Bohemiae) in das Bergland ein. Je breiter der Abstand des böhmischen und des polnischen Tores war, je ferner letzteres im Falle eines polnischen Angriffes dem Kerne böhmischer Macht lag, desto dringender forderte der Durchgang durch das obere Neißetal eine stützende Siedelung. Solch eine vorgeschobene Kolonie, eine »Anlage« (Kladsko, czech. klasti = ponere, locare, anlegen, kolonisieren), mitten im Grenzwalde schufen die Böhmen im 10. Jahrhundert, das heutige Glatz. Die ältesten Erwähnungen gedenken seiner nur als einer Burg (castrum), deren Wächter in unmittelbarer Nähe ihre Felder haben mochten. Erst eine Urkunde des Jahres 1331 bezeichnet das Dörfchen Piltsch (5 km südlicher) als Wohnplatz der »armen Wächter«, denen die erbliche Verpflichtung zum Wachtdienst auf der Burghöhe von Glatz oblag. Dies Dorf gehört zu den etwa 20 alten slavischen Siedelungen, die um Glatz sich deutlich nicht nur an dem Gepräge der Ortsnamen, sondern bisweilen an der Rundungsform des eng geschlossenen Dorfes, immer an der Kleinheit der

1) Kraše, Die prähistorische Burg Nachod. Mitt. der k. k. Zentralkomm. zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und histor. Denkmäler. Wien 1895, 94.

2) Cosmas, II 23 (Mon. Germ. Scr. IX p. 81, l. 27. 28. Fontes rer. Boh. II p. 97 Anm. 8).

Feldmark im Gegensatz zu den jungen langen Walddörfern der deutschen Kolonisation erkennen lassen. Ein Umkreis von 6 km Radius von Nord über West nach Süd umschließt die meisten dieser Orte; nur längs der Neiße zieht ihre Kette mit wiederholter Überschreitung der weit ausgreifenden Windungen des Flusses weiter abwärts bis in die Felsengen des Wartha-Passes. Die Entwicklung dieses ganzen Gürtels slavischer Siedelungen entlang der polnischen Straße war gewiß die Vorbedingung der Entwicklung des am Anfang des 13. Jahrhunderts erwähnten Marktes Glatz auf der Stufe des Gehänges vom Burgberg hinab zur Neiße.

Das 13. Jahrhundert aber bringt die durch einsichtige Herrscher wirksam geleitete deutsche Kolonisation. Wenn südwärts von Glatz Habelschwerdt, die Namensverwandte von Wildenschwerdt (Wilhelmswerd), der Mittelpunkt neuer Ansiedelungen wird, dringt im breit geöffneten Steinetal die Anlage deutscher Dörfer empor ins Braunauer Ländchen[1]). Der lange erhaltene Name des Böhmischen Tores für das ostwärts gekehrte Niedertor Braunaus zeigt, nach welcher Seite das Gesicht dieses Ortes ursprünglich sich wendete, um den Anschluß an Böhmen zu suchen, und lehrt, welch wirksame Scheide der Quadersandsteinzug des Braunauer Stern (steny = Wände) auf der Südseite der Stadt ursprünglich war. Wäre er es dauernd geblieben, dann würde der Zusammenhang des Glatzer und des Waldenburger Landes auch auf der Südseite vollständig sein. Der Eingriff, den hier Böhmens Grenze heute macht, ist die Folge des nachträglich gelungenen Übergreifens des 1213 auf der Südseite des Sandsteinrückens begründeten Klosters Politz in das mittlere Steinetal, des Festsetzens der Politzer Mönche in Braunau selbst. Eine Zeitlang schien es sogar, als stünde der Macht des Politzer Klosters noch ein weiteres Ausgreifen nordwärts in sicherer Aussicht. Den Politzer Mönchen war das ganze Quellgebiet der Steine zugesichert. Darunter ist nicht etwa, wie Lippert die Deutung zu wenden versuchte, nur das Braunauer Ländchen bis zum Austritt der Steine aus dem Waldenburger Gebirge (bei Friedland) zu verstehen, sondern, wie die Grüssauer Landausstattung lehrt, wirklich das von den fernsten Quelladern der Steine entwässerte Gebiet. Die Kamena Gora, der Steinberg bei Fellhammer, wird als Landmarke der Grenze beider Klöster geradezu genannt. Diese Bestimmungen über das Besitzrecht an einem menschenleeren Waldland erfahren indes durchgreifende Änderungen durch den Fortschritt der von schlesischer Seite her in den Grenzwald dringenden Siedelungen.

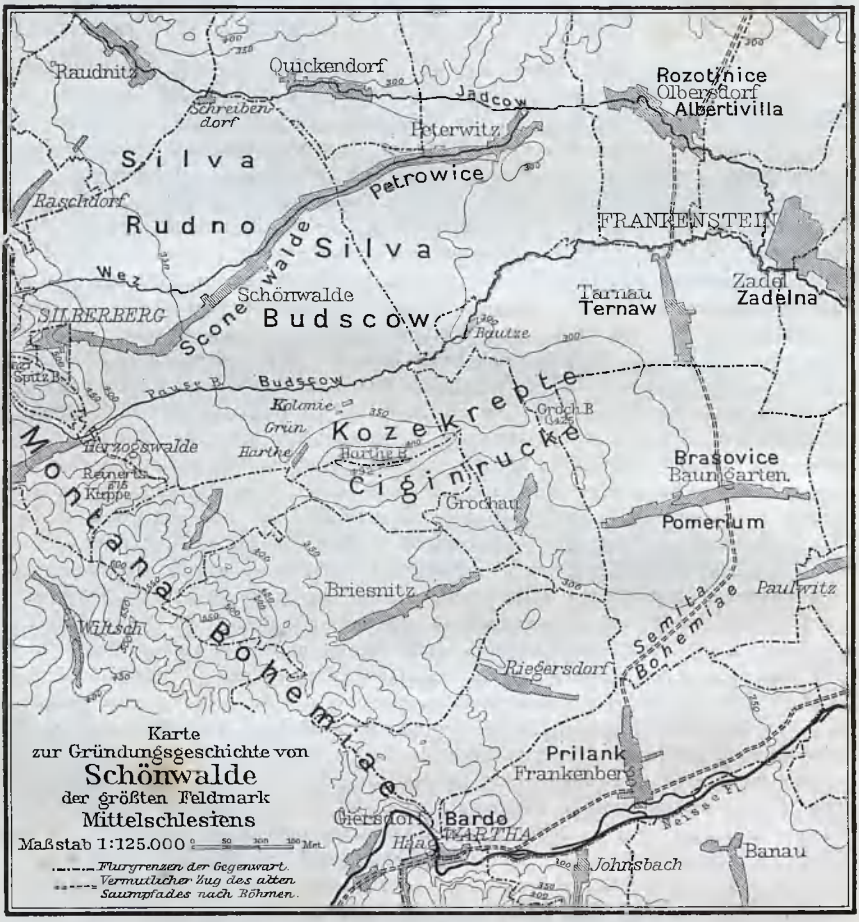
1) Jul. Lippert, Die älteste Kolonisation im Braunauer Ländchen. Mitt. des Ver. für Gesch. der Deutschen in Böhmen XXVI 1888, 781—794.

Ihren Anfang scheint vor 1220 die Begründung von Salzbrunn gemacht zu haben; sein Recht wird das Muster der Satzungen für die Gründung jüngerer Dörfer. Ein frisches Bild des Vorgangs bei diesem Fortschritt der Kolonisation im alten Waldgrund gewähren uns die Nachrichten des Heinrichauer Gründungsbuches[1]) über die Begründung von Schönwalde zwischen Frankenstein und Silberberg.

Der Schauplatz der Vorgänge, die wir als Beispiel der damaligen Einschränkung des Waldes etwas näher betrachten wollen, ist das Gelände vor dem Nordostfuß des Eulengebirges vom Warthapaß und der Neiße bis an das Weigelsdorfer Wasser und den von ihm verstärkten Pausebach. Die vor dem Südostflügel des Eulengebirges vorgelagerte Gruppe der Grochauer Berge lag am Anfang des 13. Jahrhunderts noch in dichter Waldung geborgen, die bis Zadelna (Zadel bei Frankenstein) hinabreichte. Außer diesem Ort bestanden damals in der Nähe des heutigen Frankenstein nur das herzogliche Dorf Ternow (Tarnau) und Peterwitz, der Sitz einer slavischen, der deutschen Kolonisation abholden Familie. Beide Orte trennte der vom Gebirgsrande herabkommende Bautze- oder Pausebach, damals Budscow genannt. Der Peterwitz durchziehende, mit der Pause beim heutigen Frankenstein sich einende Bach hieß Vez oder Wech, der Weigelsdorfer Bach Jadcow. Die Außenseite des waldigen Hügelgeländes umzog die böhmisch-polnische Hauptstraße, die semita Bohemiae; die vom Austritt aus dem Wartha-Paß bis Przilank (jetzt Frankenberg) östlich gerichtet blieb, dann aber sich in zwei Äste gespalten haben mag, von denen der eine nordostwärts Kamenz zum nächsten Ziele nahm, der andere nordwärts den Hügelrand in einer Richtung begleitete, die durch die meridiane Längserstreckung der Dörfer Frankenberg und Tarnau noch im heutigen Kartenbilde fest bezeichnet sein dürfte; das fernere Ziel war Nimptsch. Im Westen dieser Straße harrte ein weites Waldgebiet der Erschließung und Besiedelung. Für deren Entwicklung aber war von vornherein eine Schranke vorgezeichnet in dem unantastbaren Grenzhag, der Preseka (I 74); das war hier die Walddecke des Eulengebirges und seiner Vorhügel; der Name Haag für den westlichen Vorort Warthas bewahrt die Erinnerung an ein Stück dieses Bannwaldes. Die Urkunden geben deshalb das für Schenkungen an Klöster und für Kolonisation verfügbare Gelände, das niemand genau kannte und der Ausdehnung nach genau zu schätzen vermochte, immer an in der Begrenzung »zwischen dem böhmischen Saumpfad und der Preseka«. Die erste Lücke in diesem Waldland hatte die Begründung von Peterwitz eröffnet, es folgte 1221 die des Dorfes Budscow, südwestlich von Tarnau, westlich von dessen heutigem Vorwerke Bautze. Es war ein deutsches Dorf mit Salzbrunner Satzungen; nur der Name war slavisch, hergenommen von dem Bach, der die Feldmark durchfloß. Das Dorf und die benachbarte Waldung gleichen Namens ward in einer Ausdehnung von 50 großen Hufen von Heinrich I. dem Kloster Heinrichau geschenkt. Dazu erwarb dieses durch testamentarische Bestimmung des Kanzlers Konrad den ebenso großen benachbarten Wald Rudno; auch er lag zwischen Preseka und Böhmischer Straße, augenscheinlich nordwestlich benachbart; denn sein Name lebt fort im Dorfe Raudnitz am Weigelsdorfer Wasser, und das Dorf Schönwalde erhob sich gerade auf der vom Dorfbach bezeichneten Grenze der beiden Wälder Budscow und Rudno.

1) Liber Fundationis Claustri Sanctae Mariae Virginis in Heinrichow, herausgegeben, erläutert und durch Urkunden ergänzt von G. A. Stenzel, Breslau 1854. Dazu W. Schulte, Zeitschr. des Ver. f. Gesch. Schl. XXXIV 1900, 343—370.

Die Gründung dieses Dorfes war schon vor dem Mongoleneinfall (1241) geplant, ward aber erst nach diesem vollzogen und zwar zunächst nicht vom Kloster Heinrichau, sondern von dem bösen Nachbar in Peterwitz, der sich nach der Zerstörung des Klosters seiner Liegenschaften vor dem Bergrand bemächtigt hatte. Als das Kloster gegen ihn vor Herzog Boleslaus Klage führte, ward durch Zeugen festgestellt,



Karte zur Gründungsgeschichte von Schönwalde.

daß Heinrich I. dem Ritter in Peterwitz nur das niedere Waldland, den Eichwald (dambrow) überwiesen habe; der Schwarzwald dahinter vom Böhmischen Saumweg bis an die Preseka sei rechtmäßiges Eigentum des Klosters Heinrichau. In diese allgemeine Fassung wird hier die Landschenkung der 100 großen Hufen der Wälder Budscow und Rudno umgesetzt. Es hatte eben gar keine Grenzabsteckung und Zumessung der Schenkungen stattgefunden. Man wirtschaftete aus dem Vollen und hatte sich begnügt, mit den Begriffen Preseka und Böhmischer Saumweg einen allgemeinen

Rahmen zu bezeichnen, in den die dem Kloster zugedachten 100 Hufen hineinfallen sollten.

Dem Kloster wurde nun das Besitzrecht an den beiden Wäldern und auch an dem dazwischen liegenden Grunde des Dorfes Schönwalde zugesprochen. Aber nur durch gütlichen Verzicht auf 14 Hufen, 7 von Budscow, 7 von Rudno, vermochte es den Peterwitzer Nachbar zur tatsächlichen Anerkennung dieser Entscheidung zu bewegen und hatte auch noch Schwierigkeiten zu überwinden, ehe es das Dorf Schönwalde wirklich in seine Botmäßigkeit bekam. Die Auseinandersetzung mit dem Nachbar regte unmittelbar das Verlangen nach klaren Grenzen für den Klosterbesitz an. Die Art, wie diese — nach einem nicht zur Zufriedenheit des Klosters ausgefallenen Vermessungsversuch — zustande kamen, ist sehr bezeichnend für die Zustände jener Zeit.

Der vom Kloster eingesetzte Schulze von Schönwalde zog eifrig Kolonisten herbei und begann die Waldung rüstig zu lichten. Er kehrte sich ebensowenig wie die Ritter der Nachbarschaft an die Vorschriften über die Schonung des Bannwaldes der Preseka und griff mit seinen Holzschlägen auch in diese kräftig ein. »al durch den Hach« ließ er Flächen roden und berief sich gegenüber den Einwendungen des Abtes, dem daraus eine schwere Verantwortung vor dem Herzog erwuchs, auf das Beispiel der Nachbarn. So eifrig die Bauern von Schönwalde selbst mit dem prächtigsten Walde aufräumten, so wenig wollten sie es leiden, daß andere in dem Klosterwalde sich heimisch machten. Sie verjagten mit Gewalt einen Ritter Pribico samt den von ihm herbeigeführten Bauern, der, wie er selbst meinte, »unterhalb der Grenze des Klostergebietes« zwischen dem Bache Budscow und einem Berge Ziegenrücken (Kozekrepte) sich niederzulassen begann. Der Friede ward auf höchst sonderbare Weise hergestellt. Ein mächtiger Freund Pribicos, Albert der Bärtige, in hoher Gunst beim Herzog stehend, griff mit einer den Klosterbesitz erweiternden Grenzabsteckung ein, die den Bauern von Schönwalde und dem Pribico gleichzeitig Raum schaffte. Auf Anregung des Klosters mit der Regelung des Streitfalls betraut, bestieg er mit Vertretern der Parteien den Gipfel des Ziegenrücken und »gegen die Berge Böhmens ostwärts gewendet« wies er über ein Tal hinüber auf einen jenseits gegenüberliegenden Gipfel und gab Anweisung, in gerader Linie nach ihm hin, geleitet durch den Rauch eines im Talweg gemachten Feuers, einen Durchhau als Grenze des Klosters anzulegen, das sein Herzog nicht benachteiligt zu sehen wünsche in der Grenzführung. So geschah es.

So behaglich breit die Sache erzählt ist, sind die örtlichen Beziehungen doch nicht widerspruchsfrei und nicht unmittelbar deutlich. Die Worte der Quelle enthalten eine Unmöglichkeit. Die »böhmischen Berge« sind zweifellos das Grenzgebirge Schlesiens gegen das Glatzer Land[1]). Sie bilden den westlichen Rahmen des Schauplatzes der Ereignisse; auf diesem kann niemand es fertig bringen, wenn er den Blick auf das Gebirge richtet, sein Angesicht nach Osten zu kehren. Der Blick nach Osten reicht weit hinaus in die Schlesische Ebene. Aber sowie man die unmögliche Orientierungsangabe preisgibt, und die zu allen Zeiten überaus häufige Verwechslung von Osten und Westen, oriens und occidens, auch für diesen Bericht als denkbar annimmt, wird alles einfach und klar. Wo liegt der Ziegenrücken? Der Name zeichnet das Längsprofil, — einen langgestreckten Bergrücken mit einer auffallenden Einsattelung, vielleicht auch den Querschnitt, einen steilen, scharfen Rücken von geringer Breite.

---

1) Noch heute ruht auf der Waldung des Grenzkammes gegen die Grafschaft südwestlich von Silberberg, zwischen Herzogswalde und Rothwaltersdorf, der Name »Böhmischer Wald«.

Wer am Pausebach, etwa beim Vorwerk Bautze (300 m) Umschau hält, kann keinen Augenblick zweifeln, daß mit diesem ausdrucksvollen Namen die ältesten Siedler und schon vor ihnen slavische Jäger, die den »schönen Wald« durchstreiften, nur die über den Südrand der Tieflandsbucht scharf sich heraushebende Nordfront der Grochauer Berge bezeichnen konnten, den Grochberg (425 m) und die Harthe (492 m) samt dem beide trennenden breiten Sattel (375 m). Als die fortschreitende Besiedelung die einzelnen an verschiedene Feldmarken angeschlossenen Teile besonders benannte, geriet der alte Gesamtname in Vergessenheit.

Zwischen der Harthe und der ihr parallel gehenden Pause hatte Pribico sich angesiedelt in der Meinung, die Heinrichauer 50 großen Hufen des Waldes Budscow lägen ganz nördlich des Baches. Das Kloster beanspruchte die Harthe als Grenze. Auf ihrem Westgipfel stand Albert der Bärtige, der rasch entschlossene Grenzkommissar. Die Reinertskuppe (575 m) am Rande des westlich gegenüberliegenden Gebirges nahm er zum Ziele der Grenzführung, die er zugunsten des Klosters anordnete. Heute noch zieht die Schönwalder Grenze am Harthevorwerk in dieser Richtung, und hoch an der Reinertskuppe hinauf reichen Schönwalder Fluren und Bauernwaldstücke. Ob schon damals die große Ausdehnung der Schönwalder Feldmark, in die später der beengte Stadtgrund von Silberberg wie eine Enklave sich einfügte, bis empor zur Paßhöhe bei Silberberg sich entschied, wissen wir nicht. Daß aber der ganze, dem Kloster Heinrichau hier zufallende Besitz weit das Maß der 86 ihm verbliebenen Hufen überstieg, wird deutlich, wenn wir mit der Flur von Schönwalde (Landgem. 2263, Gutsbezirk 214 ha) die nachträglich abgezweigten von Raudnitz, Raschdorf und Raschgrund (Landgemeinden 329 + 141 + 29, Gutsbezirk 665 ha) und überdies noch die heute dem Staate gehörigen alten Klosterforsten (774 ha) vereinen.

Auf jeden Fall bedeutete die Grenzentwicklung des Klosterbesitzes bei Schönwalde einen tiefen Eingriff in den Bannwald der Preseka. Deutlich zeigt der ganze Bericht, wie um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Siedelung in der Tieflandsbucht nördlich der Grochauer Berge schrittweise vordrang, von Tarnau nach Bautze, von Peterwitz nach Schönwalde, wie aber damals der Rücken des Eulengebirges noch völlig bewaldet, vom Verkehr noch keineswegs durchdrungen war. »Der Silberberg« war noch 1331 Wald.

Der nächste Schritt vorwärts führte hier tiefer in den Grenzwald des Herzogtums Schlesien hinein: in den Wald des Herzogs, wie gerade dieser alte Bannwald hieß. Das Dorf Herzogswalde bei Silberberg kann, ganz wie das gleichnamige Dorf bei Jauer, als ein Denkmal dieses Vorgangs gelten. Das bei Grottkau lag sicher nicht in der Preseka, sondern in anderem herzoglichen Waldbesitz. Das gleichnamige Dorf der Grafschaft Glatz steht nicht mit der zeitweiligen Herrschaft schlesischer Herzöge über die Grafschaft in Verbindung, sondern scheint ebenso wie ein Dorf bei Lüben ursprünglich Hertwigswalde geheißen zu haben. Die erstgenannten Vorkommen des Namens Herzogswalde bilden offenbar ein Gegenstück zu den auf der böhmischen Seite des alten Grenzwaldes auftretenden Namen, in denen des Königs Besitzrecht an dem alten, im Interesse des Landes als

Schutzwehr lange unbesiedelt erhaltenen Walde ausgesprochen wurde. Der große Wald im Süden der Aupa rings um den Berg Svičin nördlich von Jičin hieß »das Königreich« und hat noch heute diese Bezeichnung behalten, und derselbe Sinn liegt vielen Ortsnamen zugrunde. Königshan an der Grenze bei Liebau, Königshain nördlich von Glatz, Königswalde bei Neurode sind sämtlich Anlagen im Grenzwalde des Königreichs Böhmen[1]).

Es ist merkwürdig genug, wie erst die Könige die Hüter dieser Markwaldung sind, wie sie dann deren Boden für die deutsche Kolonisation stückweise freigeben, und wie schließlich ihre Untertanen über die Aufteilung des Grenzwaldes bedenklich zu werden und ihre Stimme dagegen zu erheben beginnen. Wie 1471 die böhmischen Stände sich beklagen, daß einige »sich das Königreich [d. h. den Königswald] zu freiem Erbbesitze ausbitten« zum Schaden des Landes, so haben bereits 1356 die Schweidnitzer Stände sich von Karl IV. die Versicherung geben lassen, daß er, »wenn die Fürstentümer Schweidnitz und Jauer in seinen Besitz übergingen, deren Waldungen im alten Bestande erhalten und sie nicht ausroden und zu Dörfern machen lassen werde«. Das ist die Sprache einer Zeit, in der die Kolonisation bereits im wesentlichen ihren Abschluß erreicht hatte.

Der Versuch, ihre Schritte in unserem mittelschlesischen Berglande zu verfolgen, führt schnell zu der Einsicht, daß dies beinahe nur in dem Bereiche klösterlicher oder kirchlicher Besitzentwicklung möglich ist; nur für sie sind die Quellen vollständiger erhalten. Am Anfang der ins Gebirge dringenden Ackerbausiedelungen steht die 1220 oder kurz vorher vollzogene Begründung von Salzbrunn. Daran schloß sich gewiß nicht nur die Entstehung von Freiburg und Polsnitz (erste Erwähnung 1228), sondern manch anderes benachbarte Dorf mag schon vor dem Mongoleneinfall (1241) erwachsen sein, wenn auch urkundliche Erwähnungen sich lange verzögern (Adelsbach 1290). Nach der Katastrophe des Mongoleneinfalls war hier im Westen die Begründung des Klosters Grüssau (Cressobor) das folgenreichste Ereignis. Den 1242 hierher berufenen Benediktinern des böhmischen Klosters Opatowitz (bei Königgrätz) wird 1249 nicht nur der Marktflecken Landeshut zur Aussetzung zu deutschem Rechte überwiesen, sondern ein weites Waldgebiet an dem dort den Bober verstärkenden Lässigbach (Lesk) bis empor zu seiner Quelle am Steinberg (Kamena gora) bei Fellhammer[2]). Die Wirksamkeit dieses Klosters gelangt indes erst zu größerer Entfaltung, seit es 1292 durch

1) Lippert, Sozialgeschichte Böhmens I 15.
2) Tzschoppe und Stenzel, Urkundensammlung 1832, 313.

eine Neustiftung Bolkos in die Hand der Cisterzienser kommt. Die neue Gründungsurkunde[1]) nennt längs des oberen Bober wie längs des Ziederbachs und seiner Quellflüsse eine Menge in den letzten Jahrzehnten entstandener Orte, darunter das Städtchen Liebau (erste Erwähnung 1284). Wir sehen, daß in beiden Talzügen westlich wie östlich vom Rabengebirge die aus Schlesien und aus Böhmen vordringenden Siedler miteinander Fühlung gewonnen haben. Eine Grenzregulierung wird notwendig; sie hält sich an die Wasserscheide zwischen Elbe und Oder und überweist einige bisher von Böhmen in Anspruch genommene Orte, das Städtlein Schömberg, Michelsdorf, Trautliebersdorf, Kindelsdorf, auch das später wieder böhmisch gewordene Königshan an das schlesische Herzogtum Schweidnitz (1289). Diese Vorgänge fallen in eine drangvolle, von Kämpfen zwischen den piastischen Herzögen selbst erfüllte Zeit. Die gewaltigste Gestalt dieses Kreises, Bolko I. von Schweidnitz, schirmte den Besitz, den er mit starker Hand zusammengerafft, durch die Anlagen wohl gewählter fester Plätze. Wie die festen Schlösser Klitschdorf und Kotzenau seine niederschlesische Erwerbung Bunzlau deckten, wie die Bolkoburg den Striegauer Ausgang der Landeshuter Pforte beherrschte, so erhob sich seit 1292 über dem südlichen Freiburger Zugang zu demselben Paßgebiet in fester, für jene Zeit kaum bezwingbarer Lage die Burg Fürstenberg, deren Namen er und seine Nachkommen selbst in ihren Titel aufnahmen, an der Stelle des heutigen Fürstenstein. So schmiedete er »den Schlüssel zum Schlesierlande«[2]).

Der Schluß des 13. Jahrhunderts fand die Besiedelung des Waldenburger Berglandes bis an das waldige Grenzgebirge in den Grundzügen vollendet. Die Zehntregister des Breslauer Bistums aus dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts[3]) heben, verbunden mit den einzelnen urkundlichen Zeugnissen, jeden Zweifel, daß damals von den größeren Ortschaften der Gegenwart die weitaus meisten schon ins Leben getreten waren. Gerade für den Kreis Waldenburg, aber auch für die Gebirgsanteile der Kreise Schweidnitz, Reichenbach sind die Nachweise recht vollständig. Der Kreis Frankenstein aber führt uns über zu dem Arbeitsgebiet der Cisterzienser von Heinrichau (1228) und Kamenz (1246) und nähert uns bereits dem Ottmachauer und Neißer Bischofslande, für dessen südlichen, dem Bergfuß angehörigen

1) Reg. 2241 (C. D. S. VII, 3 S. 173).

2) Script. Rer. Sil. IX 27, munitissimum castrum Furstenstein, clavis ad Silesiam (1464).

3) C. D. S. XIV. Für Kreis Frankenstein helfen das Heinrichauer Gründungsbuch und die Urkunden des Klosters Kamenz aus. C. D. S. X.

Anteil die Siedelungsgeschichte auf Grund ungewöhnlich reicher Quellen eine mustergültige Darstellung erfahren hat[1]).

Sahen wir die Heinrichauer Mönche tätig in der Anlage des großen Dorfes Schönwalde, dessen gewaltige Feldmark (2263 ha) die Tieflandsbucht nördlich der Grochauer Berge breit erfüllt, so hat Kamenz innerhalb des Neißebogens vor dem Reichensteiner Gebirge die großen Dörfer Hemmersdorf (1011 ha), Heinrichswalde (1875 ha), Maifritzdorf (1044 ha), Vollmersdorf, Dörndorf begründet. Diese Siedelungen lagen zweifellos schon im alten Grenzwalde der Preseka. Namentlich aber fielen in diesen Bannwald der älteren Zeit großenteils hinein die 65 Dörfer deutscher Gründung, um welche zwischen Herzog Heinrich IV. und dem Bischof Thomas ein bitterer Streit entbrannte. Dies Feuer, in dem trotz des vollen Sieges der staatlichen Gewalt (1288) schließlich doch die staatlichen Rechtsansprüche in Rauch aufgingen, beleuchtet die Erfolge deutscher Kolonisation des 13. Jahrhunderts gerade hier mit vollster Klarheit, in dem ganzen Siedelungsgürtel von Jauernig bis Mahlendorf und Bielitz im Falkenberger Kreise. Es ist für die Stellung der Kirche als Trägerin der Bildung in jenem Zeitalter überaus bezeichnend, daß, nur wo ihre Interessen ins Spiel kommen, Licht aufgeht in der Dämmerung des Morgens unserer Siedelungsgeschichte.

2. Erzbergbau und Glashütten.

Haec eadem argenti venas ferrique canales
Producit tellus, locuplesque in montibus aurum
Eruitur penitus, seu viscera in abdita terrae
Descendat fossor sive in convalle reducta
Arguto teretes scrutetur in amne lapillos.
Effossas testantur opes tumuli undique sylvis
Projectae extantes scoriae excretique metalli
Recrementa, supernascens quae primus obumbrat
Annosa et viridi muscus circumtegit herba.

Silberne Adern birgt und Eisen in mächtigen Gängen
Schlesierland; auch Gold gibt reichlich unser Gebirge.
Bald muß der Bergmann hinab in der Erde verborgene Tiefen,
Bald durchforscht er im Bach des Bergtals runde Gerölle.
Was für Schätze man hob, das bezeugen gar oft in der Waldung
Hügel von Schlacken, gehäuft als Rückstand schmelzenden Erzes,
Mit der Zeit überwebt von des Mooswuchs grünender Decke.

Franz Koeckritz (gen. Faber), Sabothus sive Silesia (vor 1565).

Die deutsche Kolonisation des 13. Jahrhunderts, die allenthalben die Waldgrenze zurückdrängte und deutschen Zuwanderern eine Heimstatt schuf, war im wesentlichen ein Siegeszug des deutschen Bauern-

1) W. Schulte, Erläuterungen zum Neißer Zehntregister, Cod. Dipl. Sil. XIV und 1905 im 4. Jahrg. der Zeitschrift »Oberschlesien« die große Untersuchung über Bischof Jaroslaw und die Schenkung des Neißer Landes, namentlich S. 622—625.

standes. Sie verwandelte ein altes Waldgebiet in fruchtbare Gefilde. Aber die Bodenkrume ward dünner, je weiter man an den Lehnen der Berge emporrückte; immer häufiger reckten rauhe Felsköpfe sich aus der Bodenhülle und weckten die Frage, was ihr festes Gestein dem Ankömmling bieten könne. Schon im 13. Jahrhundert wandern auch deutsche Bergleute nach Schlesien und beginnen seine metallischen Schätze aufzusuchen und zu erschließen. Zwischen den Bauerndörfern der Berge erwachsen auch bergmännische Städte.

Im niederschlesischen Bergland war — wie wir bald sehen werden — Goldberg der Hauptsitz der Edelmetallgewinnung. Wie ein schwacher Vorposten des Goldberger Gebietes nimmt sich der kurzlebige Goldbergbau des 14. Jahrhunderts bei Nikolstadt im Osten von Liegnitz aus. Aber auch weiter südostwärts waren Goldsucher am schlesischen Bergrand geschäftig, Goldspuren im Sande der Flüsse oder Goldflimmern in den Quarzadern anstehenden Gesteins zu erspähen. Wie gespannt man auf beide Arten des Vorkommens achtete, das lehren in der Front des mittelschlesischen Gebirges die eng benachbarten Namen Reichenbach (zuerst 1258 genannt) und Reichenstein (1291). Aber eine wirkliche Goldausbeute erntete das 13. Jahrhundert wohl nur am äußersten Ende der Ostsudeten, in den Quarzgängen alter Schiefer bei Zuckmantel und Freudenthal. So wenig nachhaltig die dortigen Lagerstätten für dauernde Ausbeute sich erwiesen haben, lenkten sie doch in dies Bergland einen verstärkten Zufluß deutscher Zuwanderer. Später erst wurden die wichtigsten Lagerstätten des mittelschlesischen Bergrandes erschlossen: die von Reichenstein. Wiewohl der verheißungsvolle Name des Ortes schon im 13. Jahrhundert geprägt ist, richten sich noch in den ersten Jahrzehnten des folgenden die Bemühungen des Klosters Kamenz um einen Anteil an der Goldgewinnung nicht auf diese nächste Nachbarschaft, sondern auf Goldenstein in Mähren. Erst kurz vor der Mitte des 14. Jahrhunderts begegnen wir den ersten bestimmten Erwähnungen einer Goldgewinnung in Reichenstein. Das Gold tritt hier gebunden an nesterweise eingesprengte Arsenikalkiese eines Serpentinstockes auf, der mit einer der Kalksteineinlagerungen der hiesigen Glimmerschieferformation in unmittelbarer Berührung steht. Der Goldgehalt des Arsenikalkieses (Löllingit) scheint zwischen 0,14 und 0,32% zu schwanken, während die Hauptbestandteile des Erzes As, Fe, S im Verhältnis von 68,00 : 28,88 : 1,97 sich verbinden. Das Mittelalter und selbst zwei Jahrhunderte der Neuzeit gingen ausschließlich auf Goldgewinnung aus und jagten das ganze Arsen in die Luft. Dennoch wurde lange mit namhaftem Gewinn gearbeitet. Die Hauptblütezeit des Bergbaues fällt in die erste Hälfte des 16. Jahr-

hunderts; die Zahl der Schächte und Stollen stieg zeitweilig auf 145, die der Schmelzhütten auf 20; unter den Gewerken standen obenan die Fugger von Augsburg, die als Gläubiger der Herzöge von Münsterberg-Öls hier festen Fuß faßten und zeitweilig ihren Anteil nahezu auf die Hälfte der Gesamtheit steigerten. Noch 1550, als der Höhepunkt der Erfolge schon überschritten war, belief sich die Jahresausbeute auf 630 Gewichtsmark 22—23karatigen Goldes im Werte von 300000 Rmk. Bald aber begann ein entschiedener Rückgang der Erträge. Die Erzförderung wurde nach Erschöpfung der reichsten Lagerstätten schwieriger, auch die Zufuhr der Holzkohle, die schon die Fugger in den Johannisberger Waldgründen suchen mußten, kostspieliger. Der Betrieb erlosch zwar selbst im 30jährigen Kriege nicht völlig, aber die Überlassung der gesamten Werke gegen Abgabe des Zehnten an die Stadt i. J. 1675 zeigt, daß die Herzöge auf die seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts wieder in eigene Hand genommene Ausbeute keine Hoffnungen mehr setzten. Neues Leben zog erst im 18. Jahrhundert hier ein, seit man die Arsenikgewinnung betrieb und das Gold nur als Nebenprodukt betrachtete. Aber die Beschränktheit der verfügbaren Mittel wirkte ebenso lähmend wie die beständige Rücksicht auf die schon ausgeraubten Räume. Immerhin stand Reichenstein, als die preußische Herrschaft begann, so im Vordergrunde des schlesischen Bergbauses, daß man 1770—1778 hierher das Oberbergamt Schlesiens verlegen zu müssen meinte. Die Fortschritte moderner Technik haben erst in den jüngsten Jahrzehnten den »Gifthütten« Reichensteins neue Lebenskraft verliehen, und Reife aus schlesischem Golde sind die Treuezeichen, die unseres Herrscherhauses Glieder vor dem Traualtar tauschen. Dem Wanderer, der das anmutig gelegene Städtchen und die hinter ihm sich öffnenden Talgründe besucht, bezeugen die Halden, die weithin seinen Weg begleiten, das Alter und die vormalige Größe der Bergbautätigkeit. Viel unbedeutender, nur wie ein Nebenzweig des Reichensteiner Betriebes, für dessen Golderze er die Bleizuschläge lieferte, erscheint der nie zu rechter Blüte gelangte Bergbau von Silberberg, den wenige schwach silberhaltige, bleiführende Schwerspat- und Quarzgänge im Gneisgebirge anregten. Der Name tritt 1331 schon auf, aber nur als Bezeichnung eines Waldstückes in unbesiedeltem Gebiete. Kloster Heinrichau kauft 1419 »den Silberberg« und vergibt ihn zur Ausbeute 1454 an eine Gewerkschaft. Seit 1527 werden stärkere Anstrengungen gemacht, 1536 den Ansiedlern hier Stadtrecht verliehen. Mit schwachem Erfolge ward die Arbeit nach mancher Unterbrechung immer wieder aufgenommen, erst 1757 endgültig aufgegeben.

Nicht so schwach war die natürliche Grundlage für die 1499 zur Stadt, 1606 zur »freien Bergstadt« erhobene Anlage von Gottesberg. Sowohl im Quarzporphyr des Hochwaldgebirges wie in den Kulmkonglomeraten von Gaablau vor seinem Westfuß treten Gänge von Schwerspat und Quarz auf, aus denen vom 15. bis ins 18. Jahrhundert beträchtliche Mengen von silberhaltigem Bleiglanz, Kupferkies, Fahlerz gehoben worden sind. Nur eine mit geringen Kräften betriebene, aber höchst lohnende Barytgewinnung hat die jüngste Zeit am Plautzenberge wieder aufgenommen. Die im Porphyr aufsetzenden Schwerspatgänge, deren Erzführung die Vorfahren lockte, haben hier eine Mächtigkeit von 1—2 m.

Dem unternehmungslustigen 16. Jahrhundert, das in all diesen Bergbaugebieten die erfolgreichste Regsamkeit entfaltete, dankt auch Schlesiens kleinstes Städtchen in einem Talwinkel der Grafschaft seine Entstehung. Das südlich von Landeck zur Ostseite des Schneebergs emporziehende Tal der Mohre hieß oberhalb Schreckendorf damals einfach »der Grund«. Dort errichtete 1581 Graf Wilhelm Oppersdorff, böhmischer Obermünzmeister, in 560 m Höhe eine Bergstadt, die seinen Namen verewigen sollte: Wilhelmsthal. Der auf das westlichere Johannisberg mit ausgedehnte Bergbaubetrieb scheint nur Eisenerzen gegolten zu haben und erzielte nie einen nennenswerten Erfolg.

Der Bergbau ist ein besonders anspruchsvoller Holzverzehrer. Seine Urkunden berühren oft den beträchtlichen Bedarf an Bauholz für die Gruben, an Brennstoff für die Verhüttung der Erze. In dieser Richtung tritt mit ihm auf eine Linie der Glashüttenbetrieb. Er ist in der Grafschaft Glatz schon 1501 urkundlich nachweisbar und hat in deren Wäldern noch später neue Werkstätten sich eröffnet, 1663 zu Kaiserswalde im Erlitztal, 1770 in Friedrichsgrund bei Rückers, 1840 erstand dort die Hütte von Waldstein, bald nachher die Oranienhütte bei Schreckendorf (Kr. Habelschwerdt) als Nachfolgerin eines erloschenen Unternehmens des 18. Jahrhunderts. Auf solche Hütten der Vorzeit weist auch der Ortsname Gläsendorf in den Kreisen Frankenstein, Glatz, Habelschwerdt hin, in letzterem auch Glasegrund und Glasendorf. Auch bei Schlegel und Volpersdorf lebt die Erinnerung an alte Glashütten fort. Im Waldenburger Gebirge hat 1661—1758 eine Preußlersche Glashütte bei Freudenberg im Betriebe gestanden, die Schöpfung einer Familie, der wir auch anderwärts im selben Industriezweige wieder begegnen werden. Ganz außer Verbindung damit erwuchs die Spiegelglashütte von Altwasser erst im Zeitalter der Kohle.

Die von Bergbau und Hütten gelichteten Waldgründe waren nur

zum kleinen Teil für einen Fortschritt des Anbaues verwertbar. Je weiter die Kolonisation in das Gebirge vordrang, desto sicherer brachte das rauhe Klima der Höhen und die Unergiebigkeit des Bodens ihn an die Grenze seiner Lebensfähigkeit. Eine Musterung der jüngeren, erst seit dem 16. Jahrhundert erwachsenen Ansiedelungen, wie sie für die Grafschaft Glatz durch eine Zusammenstellung Volkmers[1]) erleichtert ist, zeigt, daß von 46 Neugründungen zwischen der Hussitenzeit und dem 30jährigen Kriege 41, von 11 Anlagen der Gegenreformation 8, von 15 Gründungen der preußischen Zeit jede einzelne im Grundsteuerreinertrag ihrer Feldmark weit hinter dem an und für sich bescheidenen Normalwert des ganzen Kreises zurückbleiben. Man erkennt, wie die Kolonisation zuerst die für den Feldbau tauglichsten Gründe in Besitz genommen, allmählich auf höheren, ärmeren Boden übergegriffen hat, bis sie schließlich über die naturgemäß berechtigten Grenzen hinausdrang auf Berglehnen, die dem Anbau entschieden widerstreben. Wandert man von Reinerz empor zum Ratschenberg oder gegen die Mense, sieht man, wie die zerstreuten Holzhäuschen zwischen Wiesenflecken hoch über den letzten spätreifenden Feldern in Grenzendorf bis 850, in Grunwald bis 960 m emporklimmen, so erkennt man, auch ohne die kümmerlichen Zahlen der Ertragsstatistik von Feld und Wiese vor Augen zu haben, ganz unmittelbar, daß nicht der Bodenertrag die Leute nähren kann. Auch die Waldarbeit vermag so weit sich hinstreckende und trotz des allgemeinen Rückgangs der Volkszahl immer noch stark besetzte Dörfer (Grunwald 1885: 891, 1900: 640 E.) nicht zu erhalten. Von was leben sie? Die Antwort gibt, wenn wir uns den Häuschen nähern, das Klappern der Webstühle.

3. Spinnen und Weben.

Ich webe und webe Tag und Nacht.
Wer wird wohl das Hemdlein tragen?
Einer Fürstenbraut, voll Schmuck und Pracht,
Kann's selber schier behagen;
Sie hüllt darein ihren schönen Leib,
Sie schläft darin, ein glückliches Weib;
Doch die Tränen, die ich hineingewebt,
Das Weh, das an jedem Faden klebt,
— Sie wird davon nichts merken.

Dr. Samuel Meyer
Sanitätsrat zu Breslau † 1897.

Die ältesten Nachrichten über Leinwandweberei in Schlesien sind die bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts zurückreichenden Zeug-

1) Glatzer Vierteljahrsschrift IX 1889/90, 206—233.

nisse über die Bleichen Breslaus. Karl IV. verlieh 1359 der Stadt eine Leinwandbleiche mit den Freiheiten und Vorrechten, welche die Bleichen in Schwaben hatten. Das ist der einzige in den allgemein zugänglichen Quellen gebotene Anhaltspunkt für die Begründung der am Ende des 17. Jahrhunderts auftretenden Versicherung, den luxemburgischen Herrschern gebühre an der Entwicklung der schlesischen Leinenindustrie das Hauptverdienst. Als ein wesentlicher Erwerbszweig des Landes wird das Leinengewerbe erst seit Ende des 16. Jahrhunderts bezeichnet. Hier erst beginnt seine zusammenhängende, durch übersichtlich geordnete Zeugnisse beleuchtete Geschichte[1]).

So empfangen wir den Eindruck einer ganz allmählichen stillen Entwicklung dieser Industrie aus heimischer Wurzel. Dafür spricht auch die Sache selbst. Flachsbau, Spinnen und Weben ist uralt bei Germanen und Slaven. In der Naturalwirtschaft des Mittelalters verwendete der Bauer die Jahreszeit, in der Pflug und Sichel ruhten, zur Sorge um seine Kleidung. Es war eine Ehre der Hausfrau, nur Leinwand aus eigenem Gespinst zu tragen. Deshalb ist die Spinnerei, vielleicht auch die Weberei zunächst mehr ein Teil des Haushalts als ein eigener Industriezweig. Zu ihm wurde sie erst, als sie über die Hausnotdurft hinaus für den Verkauf zu arbeiten begann. Als dies geschah, wurden die Städte mit Überraschung gewahr, daß auf dem offenen Lande die Grundlagen eines Zweiges gewerblicher Tätigkeit sich entwickelt hatten, deren Gesamtheit sie bisher eifersüchtig als ihren Wirkungskreis in Anspruch genommen hatten. Nur mit Widerstreben fanden sie sich darein, daß ein Handwerk außer ihren Mauern seinen Sitz aufschlage.

Der Rudolphinische Vergleich zwischen der Glatzer Ritterschaft und den Städten brachte 1590 die Zustimmung der letzteren, daß die Leinweber »weilen sich Bauern und viele arme Leute, wenn sie mit der Ackerarbeit nicht zu tun haben, hiervon ernähren müssen, jedoch nur dann, wenn sie keine Wolle mit unterwirken, in größeren und kleineren Dörfern zugelassen werden«. In Schlesien selbst soll dies Zugeständnis den Städten erst nach dem 30jährigen Kriege abgewonnen worden sein.

Bei der Erhebung aus dem Elend des 30jährigen Krieges, der den ältesten Sitz des Leinenhandels, Jauer, völlig entkräftet hatte, ward auch der Leinweberei Schlesiens von der kaiserlichen Regierung

1) Alfred Zimmermann, Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. Breslau 1885. Curt Frahne, Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens; ihre wirtschaftlichen und technischen Grundlagen, historisch-ökonomische Gestaltung und gegenwärtige Bedeutung. Tübingen 1905.

fürsorgliche Aufmerksamkeit zugewendet, die teils auf die Sicherung reichlichen und billigen Garnvorrats, teils auf die Hebung der Güte des Gewebes sich richtete. Hauptausfuhrplatz war für schlesische Leinwand schon damals Hamburg, dem die Ware teils auf den Straßen über Leipzig, teils seit der Eröffnung des Friedrich-Wilhelms-Kanals (1668) zu Schiff zugeführt wurde. Eine Zusammenstellung aus dem Jahre 1725 gibt eine Übersicht über die damalige Verbreitung der Weberei. Für unser mittelschlesisches Gebiet bis an den oberen Bober werden — mit Ausschluß der Grafschaft Glatz — 128 Ortschaften als Sitz dieser Arbeit genannt, meist Bergdörfer; aber im Schweidnitzer Gebiet reichte die Weberei ins Vorland hinaus bis über die Weistritz und die Peile. Der Haupthandelsplatz in diesem Flügel des Gebirges war Landeshut. Die schlesische Leinenindustrie versorgte damals außer der Ferne auch noch Böhmen und Mähren. Schlesien galt als Hauptindustrierevier der Länder der böhmischen Krone.

Als Schlesien preußisch wurde, ging ihm zwar nicht sofort, aber allmählich dies benachbarte Absatzgebiet verloren. Namentlich während des Siebenjährigen Krieges, der übrigens auch in Schlesien den Leinwandhandel keineswegs zu völligem Stillstand brachte, erwuchs in Böhmen eine eigene Leinenweberei, die nicht nur den Markt des Kaiserstaates belegte, sondern auch außer seinen Grenzen mit dem schlesischen Erzeugnis in Wettbewerb trat. Trotzdem bezeichnete die Regierung Friedrichs d. Gr. ein Aufsteigen der schlesischen Leinenfabrikation nicht nur an Menge der Ware und Umfang des Absatzes, sondern nach manchen schwierigen Jahren schließlich auch im Reinertrage. Die letzten Jahre Friedrichs d. Gr. waren die glänzendsten Zeiten der schlesischen Leinenweberei. Sie hat allerdings noch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Arbeitskräfte und deren Leistung vermehrt; die Zahl der Webstühle, die 1755 22821 und 1785 26369 betragen hatte, stieg 1805 auf 34615; aber das Feld des Absatzes hatte schon am Ende des 18. Jahrhunderts durch eine Reihe zusammentreffender Wandlungen des politischen und des wirtschaftlichen Zustandes der Kulturwelt eine so starke und rasche Einschränkung erlitten, daß es sich empfiehlt, bei diesem Wendepunkt des Geschickes den historischen Faden einen Augenblick fallen zu lassen und den Blick nochmals rückwärts zu lenken zu einer kurzen, sachlich gegliederten Betrachtung der schlesischen Leinenindustrie des 17. und 18. Jahrhunderts[1]).

1) Dabei leisten als gehaltvolle, in die Sache tiefer hineinleuchtende Ergänzungen des verdienstvollen geschichtlichen Werkes von Alfred Zimmermann (1885) vortreffliche Hilfe die Untersuchungen L. Brentanos und seines Gegners C. Grünhagen

Für den Rohstoff sorgte der damals in Schlesien weit größere Räume beherrschende Flachsbau. Er fehlte auf keinem Gute; Rösten und Hecheln des Flachses und Spinnen waren eine Hauptbeschäftigung des weiblichen Gesindes und der zu Dienstleistungen bei der Gutsherrschaft verpflichteten Hintersassen. Diese Einreihung der Flachsbereitung und -verwertung in die Leistungen der Fronden war der Güte des Erzeugnisses ebensowenig förderlich wie die unvollkommene Technik. Das schon 1533 erfundene Spinnrad fand noch im 18. Jahrhundert recht beschränkten Eingang in Schlesien; die meisten spannen dort noch mit der Spindel. Auch der Eifer, mit dem Friedrich d. Gr. die Zahl der Spinner in Schlesien zu vermehren suchte, Knechten unter 30 Jahren den Nachweis dieser Fertigkeit als Bedingung der Heiratsfähigkeit auferlegte, die Mußestunden seiner Krieger in den Dienst der Garngewinnung stellte, wird schwerlich auf eine Verfeinerung des Fadens, den der Weber zu verarbeiten hatte, hingewirkt haben.

Ward das Spinnen großenteils als Nebenbeschäftigung betrieben, so war das Weben mehr eine Berufstätigkeit, und es dürfte eine Überschätzung eines einzelnen Gesichtspunktes sein, wenn man den Erfolg dieser Arbeit in feste Abhängigkeit von der Beziehung des Webers zum Grundherrn zu bringen versucht. Gewiß waren auch Landarbeiter und dienstpflichtige Bauern der Güter nebenbei als Weber tätig; aber der Schwerpunkt der für die Ausfuhr arbeitenden Leinweberei lag zweifellos in Berufsarbeitern, die dem Gutsherrn ihres Dorfes nur den Weberzins von 2 Talern jährlich zahlten. Daß dies eine Gewerbesteuer war, wird kaum zu bestreiten sein. Die Fortdauer dieser Abgabe auch über das die Gewerbefreiheit begründende Gesetz von 1810 hinaus ist nicht ein Beweis des Gegenteils, nur ein Beweis der Macht des Widerstandes der Grundherren gegen ein ihnen unbequemes Gesetz. Es bedurfte des Sturmes von 1848, um auch diese starren Stämme unter den klaren Sinn des Gesetzes zu beugen. So wenig sich bezweifeln läßt, daß auch die Weber bis weit ins 19. Jahrhundert hinein den Druck der alten Grundherrlichkeit verspürten, wird man doch darin nicht einen irgendwie entscheidenden Umstand erblicken dürfen für die Beschränkung ihrer Arbeitsfreude, ihrer Arbeitsfertigkeit und ihres Arbeitserfolges. Die Verkümmerung, die schließlich bis zum erschütternden Elend sich steigerte, ward durch ganz andere Bedingungen über Schlesiens Weber verhängt.

über den grundherrlichen Charakter des Leinengewerbes in Schlesien (Zeitschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgesch. I und II 1893. 1894), auch W. Sombarts Bemerkungen zu derselben Streitfrage (Jahrbb. f. Nationalökon. u. Statistik (3) VI 1893).

Von Anfang an, schon im 17. Jahrhundert, waren die Weber in gedrückter Lage einfach dadurch, daß sie zwischen zwei wirtschaftlich stärkere, kapitalkräftigere Händlergruppen eingeschaltet waren, zwischen den Garnhändler und den Leinwandkaufmann, die beide in der Lage waren, die Gefahren der wechselnden Konjunktur großenteils auf den Weber abzuwälzen und ihn von dem vollen Mitgenuß an dem Gewinn guter Jahre auszuschließen. Schon unter der österreichischen Herrschaft bestand der Gegensatz armer Weber, die mit Anspannung aller Kraft kaum das Nötigste für das ärmliche Leben sich zu erringen vermochten, und den zu Wohlstand gelangenden Händlern. Der Abstand zwischen der Ernte des Arbeiters und des Kaufmanns vergrößerte sich, je vollständiger alle Lasten und Gefahren, die aus der staatlichen Überwachung, der »Schau« der Gewebe, erwuchsen, auf den Weber fielen. Von dem reichen Gewinn, der unter günstigen Verhältnissen dem Lande zuströmte, ist nur ein schwacher Anteil durch die fleißigen Hände der Weber in den Hütten der Berge gegangen; den Löwenanteil behielten die Kaufleute der Stadt zurück; ihnen gelang es, in wenigen Generationen sich so zu bereichern, daß sie dem Bürgerstand zu entwachsen und dem Adel des Landes sich anzureihen beanspruchten. Manche prunkende Grabmäler des Friedhofs der Gnadenkirche zu Hirschberg sind Denkmäler dieser mit dem Schweiße der Weber gesalbten Geldaristokratie. Des Webers Dasein bewegte sich schon bei normalem Geschäftsgange oft am Rande der Not. Stockte der Absatz oder schädigte Wetters Ungunst den Ertrag von Feld und Wiese, so brach leicht der volle Notstand herein. Friedrich II. mußte nach der Erwerbung Schlesiens 1742 die Maßregeln zur Hebung der Leinenindustrie sofort mit der Vorbereitung von Getreidemagazinen zur Versorgung der Weber des Gebirges in Zeiten der Not eröffnen. Mit dieser Ärmlichkeit der Weberbevölkerung hing unmittelbar auch die Rückständigkeit ihrer Arbeitstechnik zusammen, das Verharren bei altem Arbeitsgerät auch beim Fortschreiten des Erfindungsgeistes zur Verbesserung des Webstuhls. An dieser wirtschaftlichen Schwäche der Weber änderten auch alle die Maßnahmen nichts, nach denen die Regierungen zur Hebung der Leinenindustrie griffen. Die Vorschriften für die Technik der Arbeit und die Einführung einer »Schau« zielten ab auf Güte des Produktes, der Ausfuhrzoll oder das völlige Ausfuhrverbot für Garn, ebenso wie die Vermehrung der Spinner, auf Sicherung billigen Rohstoffes; gegen die Herabsetzung des Wertes der heimischen Arbeit halfen Schutzzölle, während die Erleichterung der Ausfuhr eine beständige Sorge der Unterhandlung mit fremden Staaten war. Das alles hob die schle-

sische Leinenweberei, ohne aber den Lohn des Arbeiters zu erhöhen. Und die Erhöhung der Leistungskraft selbst, die Mehrung der in Betrieb stehenden Webstühle erwies sich schließlich nur als eine Verschärfung der Gefahr für die Zukunft des fleißigen Bergvolkes, — sobald die Aussichten auf den Absatz der Erzeugnisse in die Ferne sich durch ein Zusammentreffen widriger Umstände am Ende des 18. Jahrhunderts immer weiter verdüsterten.

Der Absatz der schlesischen Leinwand war hauptsächlich westwärts in ozeanische und überseeische Länder gerichtet: nach Holland, England, Spanien, Portugal und deren afrikanischen und amerikanischen Kolonien. Es war ein stolzes, aber doch auch ein verwegenes Unterfangen einer meerfernen, auf der Wasserscheide zwischen Nordsee, Ostsee und Pontus tief im Innern Europas gelegenen Provinz, den Stoff zu weben, mit dem die Neger am Kongo, wie die Schwarzen in den Zuckerrohrfeldern Westindiens, der Bergmann in Peru und die Indianer in Mexiko ihre Blöße deckten.

Unverkennbar geriet dieser Absatz in ernste Gefahr, sobald auf halbem Wege zu seinen fernen Zielen eine schon durch die Weltlage in bedeutenden Vorsprung gesetzte Konkurrenz erwuchs. Eine solche hatte England schon unter Karl I. auf Irland großzuziehen begonnen. Unter der Pflege der Regierung und dem Schutz allmählich sich erhöhender Zölle erstarkte Irlands Leinenindustrie im 18. Jahrhundert so, daß sie immer mehr Anklang fand mit ihrer Forderung, die Regierung solle nicht nur die Einfuhr deutscher Leinwand möglichst fernhalten, sondern auch deren Durchgangsverkehr, den Englands Handel im eigenen Interesse gern gefördert hätte, einschränken. Schon das 18. Jahrhundert brachte in England den Übergang zur Maschinentechnik durch die seit 1790 sich vollziehende Einführung von Spinnmaschinen für Flachsgarn.

Außer diesem alten, aber damals erst gefährlich anschwellenden Wettbewerb erwuchs unserer Leinenindustrie ein neuer durch die Entwicklung der Baumwollindustrie. Die entscheidenden Ereignisse für ihren Aufschwung waren die 1790 beginnende Anwendung der Dampfkraft zum Maschinenbetrieb und 1793 die Erfindung der Entkörnungsmaschine durch Eli Whitney, die das Problem löste, den Baumwollsamen leicht und schadlos von der Baumwolle zu trennen. Damit war das wesentlichste Hindernis, das einer massenweisen Verwertung der Baumwolle bisher entgegenstand, überwunden, und mit märchenhafter Geschwindigkeit errang diese Staude den ersten Platz unter den Gespinstpflanzen der Welt.

Diese bedrohliche Gegnerschaft würde indes nur allmählich ihre

Wirkung geltend gemacht und durch den Widerstand der billigen und beliebten schlesischen Ware in ihren Fortschritten gehemmt worden sein, wenn nicht der Ausbruch langer, immer rasch sich erneuernder Kämpfe zwischen den Westmächten wiederholt und anhaltend den schlesischen Export völlig gelähmt hätte. Solche Wirkungen übten der Unabhängigkeitskampf der Vereinigten Staaten von Nordamerika (1776—1783) und die langen Seekriege im Gefolge der französischen Revolution. Der zur See wehrlose Staat mußte geduldig zusehen, wie seine Waren von beiden kriegführenden Parteien geplündert und eine regelmäßige überseeische Ausfuhr völlig unterbunden wurde.

Schon damals kamen ernste Notjahre für die schlesische Leinweberei. Der Druck der äußeren Lage verschärfte die inneren Reibungen der schon vorher keineswegs freudig zusammenwirkenden Kräfte von Handwerk und Handel. Die Weberunruhen zu Landeshut 1793 enthüllten der Regierung die Größe der Erbitterung der arg bedrückten Weber gegenüber Garnhändlern und Leinenkaufleuten. Wiewohl deutliche Anzeichen dafür sprachen, daß die Erregung durch Nachrichten über die Staatsumwälzung in Frankreich gesteigert worden war, konnte doch niemand sich über den Ernst der ungesunden Verhältnisse des schlesischen Leinengewerbes täuschen. Der Staat kehrte nun einmal seine Maßregeln gegen die Garnhändler und erwog die seit 1774 von dem einsichtigen Landeshuter Patrioten Peter Hasenclever empfohlene Schöpfung von staatlichen Garnmagazinen und, als alle Eingriffe der Regierung keinen ausreichenden Zufluß billiger Garne auf den Markt erzielten, da die unlohnende Handspinnerei immer schwächer betrieben wurde, stieg dem Lenker der Geschicke Schlesiens, dem Minister Grafen Hoym, sogar die Einsicht auf, daß es Zeit sei, zur Maschinenspinnerei überzugehen. Zu einem wirklichen Schritt in dieser Richtung vermochte man sich indes nicht aufzuraffen. Die Regierung zeigte ihren guten Willen zu helfen durch größere Leinwandankäufe der Seehandlung und durch Darlehen an die lahm gelegten Kaufleute; aber im übrigen trieb man ratlos und wehrlos noch schwereren Zeiten entgegen.

Der Zusammenbruch des preußischen Staates, die Beugung seiner Trümmer unter Napoleons Joch brachte die Kontinentalsperre, die Zeit der unumschränkten englischen Seeherrschaft. Unter ihr reifte auch die englische Industrie vollends aus zu der Kraft, die ihr in den Schoß fallende Versorgung der überseeischen Gebiete wirklich in die Hand zu nehmen. Ihre Leistungskraft steigerte sich besonders durch die Einführung des Maschinen-Webstuhls 1812. In dieser immer düsterer sich gestaltenden Lage der äußeren Bedingungen des Handels

brachte auch der Freiheitskrieg keinen Umschwung hervor. Während der siegreichen Erhebung lag der Griff der französischen Macht noch an der Kehle des deutschen Handels; sein Atemzug war gehemmt durch die fortdauernde Herrschaft des Feindes in Hamburg; sie verriegelte auch die schlesische Leinenausfuhr. Und als endlich der Friede wiederkehrte, rüstete England sich zur dauernden Behauptung der in der Kriegszeit ihm zugefallenen Vorteile durch Erhöhung seiner Leinwandzölle (Einfuhrzoll 33—50 %, Transitzoll 15 % des Wertes), eine Ausfuhrprämie von 12 % an die eigenen Fabrikanten und erfolgreiches Aufbieten des gewonnenen politischen Einflusses zur Erringung großer Zollbegünstigungen in Portugal und Brasilien. Auch der Übergang wichtiger niederländischer Kolonien in Englands Hand bedeutete eine Einschränkung des Absatzgebietes schlesischer Leinen. Da gleichzeitig der Freiheitskrieg der spanischen Kolonien Südamerikas (1811 bis 1824) einen anderen ungemein wichtigen Absatzweg verriegelte, sah Schlesien seinen Leinwandhandel vom Weltmarkt nahezu völlig ausgeschlossen.

Der preußischen Diplomatie erwuchs die Pflicht, diese verhängnisvolle Wendung, wenn nicht zu verhindern, so doch ihre Folgen abzuschwächen. Tatsächlich ist wenig in dieser Richtung versucht und nichts erreicht worden. Der Zufall fügte es so, daß dem Historiker des schlesischen Leinengewerbes auch die aktenmäßige Darstellung der Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik (1892) zufiel. Sein Interesse war gewiß für das Gebiet seines ersten Werkes besonders rege. Aber er weiß in der Geschichte der Bestrebungen der preußischen Handelspolitik nach dem Wiener Frieden über Anstrengungen zugunsten der schlesischen Leinenindustrie blutwenig zu melden. Speziell gegenüber England war die Liste der zu erhebenden Beschwerden so groß, daß den Herren in Berlin näherliegende Dinge, der Schiffsverkehr, der Holzhandel der Ostsee, im Vordergrunde standen. Erst 1818 kam der schlesische Leinenhandel unter den Punkten, für die Preußen billige Rücksicht verlangte, zur Sprache, aber da man nicht den Mut hatte, mit eigenen Maßnahmen zu drohen, ohne jeden Erfolg. Die Zaghaftigkeit der Regierung ging so weit, daß die mißhandelten deutschen Industriellen ihre Hoffnung auf den englischen Handelsstand setzen mußten. Von ihm gingen wirklich im englischen Parlamente Schritte aus, die geradezu prohibitiven Zollsätze für deutsche Leinen ermäßigt zu sehen. Die englischen Staatsmänner Lord Castlereagh und Lord Liverpoole gaben die Unbilligkeit der Absperrung gegen einen Staat, der seine Grenzen der britischen Produktion öffnete, unumwunden zu. Aber sie erklärten, wenn man deutsche Leinen auf den englischen Markt dringen lasse, sei ein Aufstand in Irland zu fürchten.

Was geschah im Lande selbst zur Gegenwehr in dieser furchtbaren Krisis? An Wohlwollen und Mitgefühl für die Not der schlesischen Weber fehlte es gerade in den Anfängen der harten Zeiten nicht. Ein Name muß mit Ehren dem Gedächtnis der Nachwelt erhalten werden, der des Barons Hans Ernst von Kottwitz (1757—1843). Er hatte schon 1801 dem bedrängten Leinengeschäft beizuspringen versucht durch eine gegen das Vordringen baumwollener Gewebe gerichtete Erfindung, die der Flachsfaser ein wolliges Ansehen gab und eine Art heimische Flachsbaumwolle dem überseeischen, immer noch teuren Erzeugnis gegenüberstellte. Er verwendete — nach dem Scheitern dieses Gedankens — darum auf den von seiner Gattin (geb. Gräfin v. Zedlitz) ihm zugebrachten Peilauer Gütern besondere Sorgfalt auf die Bearbeitung des Flachses und legte selbst bedeutendes Kapital in einer Spinnerei und Weberei an. Trotz guter Einrichtung blühte ihr kein Erfolg. Er verlor einen großen Teil seines Vermögens. Als dann die Not in Schlesien stieg, und besonders in der Grüssauer Gegend, die durch Aufhebung des Klosters eine wirtschaftliche Nothilfe verloren hatte, trotz des Versuchs einer Verteilung von Acker (973,56 ha) und Vieh an 1869 Weberfamilien die Leiden der arbeitslosen Bevölkerung allgemeine Teilnahme erregten, übernahm Frh. v. Kottwitz 1812 mit unmittelbarer Unterstützung des Königs die Begründung einer Beschäftigungsanstalt für Spinner und Weber, die 1812—1814 und dann, als 1815 die Not von neuem sich verschärfte, von neuem zur Erleichterung der Lage in jener Gegend so vortreffliche Dienste leistete, daß man ähnliche Anstalten auch in Lewin und Spiller (Kr. Löwenberg) eröffnete. In Grüssau arbeiteten 1819 150 Spinner und 2816 Weber, in Lewin 600, in Spiller 150 Spinner und 3 Weber. Diese Wirksamkeit, die Baron v. Kottwitz, ermutigt durch das Vertrauen seines Königs, trotz aller Anfeindungen mit freudiger Opferwilligkeit bis zum letzten Atemzuge fortführte, erscheint um so rühmenswerter, weil die Leiter und die Organe der Regierung keineswegs einhellig in gleichem Sinne tätig waren.

Es blieb eine vereinzelte Erscheinung, daß der Chefpräsident der in Reichenbach 1816 eingerichteten Regierung, Ernst Frh. v. Lüttwitz, mit Wärme die Sache der bedrängten Weberei vertrat und auch mit offener Kritik der Handelspolitik, die Deutschland ohne Gegenwehr mit englischen Waren überschwemmen ließ, nicht zurückhielt. Er mußte schon 1817 den Posten verlassen, den wirksam auszufüllen sein Ehrgeiz war, und blieb auf private Anstrengungen zur Vervollkommnung des Flachsbaues und der Flachsbereitung beschränkt.

Im großen war in Preußens Verwaltung damals ein durch die Wieder-

geburt des Staates geweckter und für gesunde Verhältnisse zweifellos segensreicher Zug herrschend, das wirtschaftliche Leben frei sich selbst zu überlassen, staatliche Einwirkung darauf möglichst zu vermeiden. Aber ein kränklicher Organismus, wie der unserer Leinenweberei, vertrug die scharfe, frische Luft dieses neuen Geistes nicht, sondern empfand sie als eine Verschärfung seiner Leiden. Das war schon der Eindruck des Gesetzes zur Befreiung des Gewerbes (1810) und der allmählichen Beseitigung der Beschränkung der Garnausfuhr. Als aber die Not an die Tür klopfte, wirkte der doktrinäre Hang zu den Freihandelsgrundsätzen völlig lähmend nicht nur auf die Entschlüsse, sondern selbst auf die Einsicht der Regierung. Sie wollte an den Notstand nicht glauben, bestritt geradezu sein Vorhandensein. Diese Vogelstraußpolitik, nicht sehen zu wollen, ward nicht nur von den Berliner Staatsmännern ziemlich allgemein festgehalten, sondern ihr huldigte der Oberpräsident der Provinz, der hochverdiente Merkel, bis der Aufstand der verzweifelten Weber 1844 ihm die Binde von den Augen nahm. Drängte sich aber wirklich einem dieser leitenden Männer unwiderleglich die Trübseligkeit der Sachlage auf, dann hielt er sie für ein unabwendbares Übel, riet, den Dingen ihren Lauf zu lassen, und erklärte eine Hilfsleistung grundsätzlich für falsch[1]). Was trotzdem geschah, ward zu spät ins Werk gesetzt, meist nur mit halbem Herzen und ohne Vertrauen in den Erfolg. Je länger die Not anhielt, desto mehr stumpfte die Gewöhnung an die kläglichen Nachrichten die Teilnahme für sie ab. Es trifft zweifellos die damalige Leitung des Staates eine schwere Verantwortung für das ungehemmte Anschwellen des Unheils zu voller Größe. Die einzige Entschuldigung liegt wenigstens für die ersten Jahre nach der Wiederkehr des Friedens in der Entkräftung des Staates und in der überwältigenden Fülle der Aufgaben, die sein Wiederaufbau aus teilweise neu gewonnenen, bisher ganz verschieden organisierten Gebietsteilen stellte. Die Maßregeln der Regierung galten teils der Linderung der dringenden Not, teils der Hebung der Leinenindustrie. Als 1819 die Zahlung an Schweden für die Abtretung Vorpommerns zu leisten war, hatte man dem schwedischen Bevollmächtigten das Zugeständnis abgewonnen, daß von den $3^1/_2$ Millionen Talern 1 Million in Leinwand und Tuch bezahlt werde. Die schwedische Regierung trat von diesem Abkommen zurück und ermäßigte dafür die Summe um 155000 Taler. Dieser

1) Beispiele dieser Haltung der Regierung bei Zimmermann 275 (Gutachten des Staatsministeriums 1819), 294 (Reg.-Rat Geier, Prov.-Bl. 88. 1827, 211), 301 (Cl. Ferber, Geh. Oberfinanzrat, Neue Beiträge zur Kenntnis des gewerbl. und kommerziellen Standes der Preuß. Mon. 1832, 59. 60).

unerwartete Gewinn ward großenteils zugunsten der Weber angelegt, 100000 Taler entfielen auf die Schlesiens und wurden ihnen zugeführt durch Sicherung von Arbeit und Verdienst für Arbeitslose, Unterstützungen für Verbesserung der Stühle oder für Übergang in andere Erwerbszweige. Auch später wurden wiederholt kleinere Summen flüssig gemacht für Verteilung von Nahrungsmitteln und Flachs.

Wollte man aber versuchen, der Leinwandindustrie aufzuhelfen, ihre Kraft zu dem erschwerten Wettbewerb zu stärken, dann mußte man ihr zuvörderst gutes, billiges Garn in der eigenen Heimat sichern. Der Garnpreis ging fortwährend zurück unter dem Druck der britischen Maschinengarnfabrikation. Das hatte den Nachteil, auch den Rohstoff, den Flachs, so zu entwerten, daß sein Anbau und seine Bearbeitung in einer Zeit hoher Getreidepreise für die Gutsbesitzer lohnend zu sein aufhörten. Auch der Lohn des Spinners schwand vollends dahin, und die Spinnerei, der schon der Wegfall der Frondienste früher verfügbare Kräfte entfremdet hatte, nahm derart ab, daß der Garnbedarf der Weber nicht durch die heimische Arbeit sichergestellt war. Es war leicht einzusehen, wiewohl manche noch nach Jahrzehnten das nicht zugeben wollten, daß nur der Übergang zur Maschinenspinnerei hier helfen konnte. Die Engländer hielten den Bau ihrer Maschinen streng geheim. Der Kontinent mußte sich auf eigene Füße stellen. Ein großes Preisausschreiben Napoleons regte 1810 den Erfindungsgeist an. Ein Schweizer, Tschudi, erfand eine Maschine und bot sie der preußischen Regierung an. Die Untersuchung durch den Waldenburger Leinenhändler Joh. Gust. Wilh. Alberti fiel so befriedigend aus, daß die Regierung 1811 sie erwarb. Da die Erwartung, die Kaufmannschaft des Gebirges werde sie als Grundlage eines Betriebes übernehmen, scheiterte, ward sie Alberti übergeben, der — auch weiter aus Regierungsmitteln unterstützt — mit mühe- und opfervollen Versuchen allmählich zu ihrer Vervollkommnung gelangte und, sobald er Kapital gewann, zur Begründung der ersten Flachsgarnspinnerei mit 1000 Spindeln schritt (1818); 1830 zählte sie 4000[1]). Aber das Beispiel des Mannes, dessen richtige Beurteilung der Verhältnisse in rühmlichem Gegensatz steht zu den damals noch die öffentliche Meinung beherrschenden Vorurteilen, blieb lange vereinzelt. Erst 1834 trat eine Maschinenspinnerei des Hauses C. G. Kramsta & Söhne zu Merzdorf am Bober mit 500 Spindeln hinzu[2]), 1837 eine

1) Aus der Firma Gebr. Alberti ging die heutige Firma Methner & Frahne (7500 Flachsgarnspindeln) hervor.

2) Die Merzdorfer Fabrik, heute Aktiengesellschaft, zählt jetzt 5000 Spindeln. Ihr trat erst später zur Seite die Kramstasche Flachsgarnspinnerei in Freiburg mit 3800, jetzt in der Hand einer Aktiengesellschaft mit 15000 Spindeln.

von Kopisch in Patschkey bei Bernstadt mit 600 Spindeln[1]). Die Entwicklung und Erweiterung dieser Unternehmungen schritt indes so langsam fort, daß dem Garnbedarf Schlesiens nicht entfernt genügt war und England mit wohlfeilen, schlechten Maschinengarnen auch den deutschen Markt überschwemmen, mit diesem mangelhaften, unhaltbaren Material die schlesische Weberei weiter schädigen und ihren Ruf untergraben konnte. Die Einsicht in diese Sachlage trieb endlich eine wichtige amtliche Stelle zu schöpferischem Vorgehen: die damals in der Hand eines Schlesiers liegende Leitung des Kgl. Seehandlungsinstituts. Christian Rother (1778—1849), ein Bauernsohn aus Ruppersdorf bei Strehlen, war durch eigene Tüchtigkeit 1821 zu dieser hohen Vertrauensstellung emporgestiegen, die er zu einer ganz neuen Bedeutung für die Förderung der Landeskultur erhob. Wie er 1824 mit den Kapitalien der Seehandlung den Bau von 125 Meilen Chaussee übernahm und so die solide Ausführung des Verkehrsnetzes sicherte, das die Landeshauptstadt mit dem Rhein, Hamburg, Stettin, Ostpreußen und der galizischen Grenze verband, so hielt er es für seine Pflicht, in die Förderung der Industrie helfend einzugreifen, wo es an Kapital, Unternehmungsgeist oder fester Ausdauer zu fehlen schien. Am 14. Nov. 1838 unterbreitete er dem König den Vorschlag, »in Schlesien nach Maßgabe des Bedarfs Flachsgarnmaschinenspinnereien durch die Seehandlung zu errichten und damit bessere Web-, Bleich- und Appreturanstalten zu verbinden«. Noch am Schluß desselben Jahres genehmigte Friedrich Wilhelm III. die Begründung einer Flachsgarnspinnerei auf der Domäne Erdmannsdorf und beharrte auf diesem Entschluß trotz der sofort von den Privatspinnereien erhobenen Einwendungen[2]). Auf 7000 Spindeln berechnet, trat diese Spinnerei 1845 in Betrieb[3]), schon vorher 1843 eine andere in Landeshut, auf 6000 Spindeln berechnet[4]); auch das Unternehmen in Patschkey ward unter Mitwirkung der Seehandlung erweitert und später ganz von ihr übernommen. Die Spinnereien des Gebirges wurden wichtige Stützpunkte für die Besserung der Lage der Weber in ihrer Umgebung, auch für unmittelbare Hilfe gegen hereinbrechende Not. Besonders wichtig war es, daß sie auch die Flachsbearbeitung und anderseits Bleicherei und Appretur der Leinen in die Hand nahmen; nur so war die Erhöhung der Qualität der Ware befriedigend gesichert.

1) Bis 1898 unter der Firma A. Willmann und Söhne fortgeführt (mit zuletzt 3700 Spindeln).

2) (Rother,) Die Verhältnisse des Kgl. Seehandlungsinstituts und dessen Geschäftsführung und industrielle Unternehmungen. Berlin, Ober-Hofbuchdruckerei 1845.

3) Seit 1872 Aktiengesellschaft (13 500 Spindeln).

4) Jetzt 7500 Spindeln.

Für die Weberei konnte ein dringend wünschenswerter technischer Fortschritt nur unter Mitwirkung der Weber selbst erzielt werden. Aber an ihrer Schwerfälligkeit, ihrem eigensinnigen Hängen am Althergebrachten scheiterten die Versuche des Staates, mit Einführung besserer Maschinen der Arbeit des Volkes zu Hilfe zu kommen.

Schon früh rückte die Schwierigkeit, für die Leinwand Absatz zu finden, den Gedanken nahe, die Not der Weber zu heben durch ihre Überführung zu anderen, lohnenderen Beschäftigungen. Die Versuche, aus Webern Feldarbeiter, Stein- oder Erdarbeiter zu machen, beim Chausseebau ihnen Broterwerb zu bieten, scheiterten an ihrer physischen Entkräftung, Kolonisationspläne in Oberschlesien und Ostpreußen an ihrer Abneigung, die Berge, in denen sie heimisch waren, mit Wohnsitzen in den Ebenen zu vertauschen. Der Gedanke, neue Industriezweige für sie einzuführen — man dachte z. B. an Glasfabrikation, Strohflechterei, Uhrenfabrikation —, gelangte nur in geringem Umfange und mit unvollkommenem Erfolge zur Durchführung. Damit war immer nur wenigen geholfen. Es handelte sich um zu große Mengen Notleidender. Am ehesten erwies sich eine Überführung in andere Textilindustrien ausführbar. Die Weber selber wendeten sich in der Not um Flachsgarn und bei dem Erlöschen der Nachfrage nach Leinwand vielfach der Baumwollindustrie zu. Sie war in Reichenbach seit dem 30jährigen Kriege heimisch und seit Friedrichs d. Gr. Regierung zu erheblicher Bedeutung gelangt; 1801 zählte man schon 3300 Stühle und 6200 Arbeiter. Das Eulengebirge ward nun der Hauptsitz der schlesischen Baumwollweberei, die 1837 schon mehr als 20000 Stühle beschäftigte, also der Zahl der Leinenwebstühle (fast 24000) schon nahe kam. Auch die Baumwollspinnerei faßte in Schlesien allmählich mehr Boden. Zu der ältesten Fabrik in Ullersdorf (1823) bei Glatz kam 1838 eine neue in Eisersdorf bei Glatz, die allerdings mit so schwachen Mitteln ins Leben trat, daß nur der kräftige Beistand der Seehandlung sie rettete. Sie hatte 1844 über 17000 Spindeln, 340 mechanische Webstühle und beschäftigte außer ihren 500 Arbeitern noch eine Menge Hausweber. Die Weber des Lewiner Ländchens, wie der Umgebung von Neurode waren 1830 fast sämtlich zur Baumwolle übergegangen. Namentlich aber waren die Dörfer vor dem Fuße des Eulengebirges, Langenbielau, Peterswaldau, Ernsdorf, Peilau, Sitze einer regen Fabrikation baumwollener Gewebe geworden, und eine Reihe stattlicher Fabrikantenhäuser hoben sich aus den langen Häuserzeilen ab, jenseits deren noch zerstreut auf den Lehnen der Berge ärmliche Hütten beständig klappernde Webstühle bargen. Lohn und Lebenshaltung der Arbeiter waren aber

auch in dieser Industrie überaus niedrig und rechtfertigten wenig den Stolz, mit dem der Statistiker am grünen Tisch die wachsenden Zahlen einwandernder Baumwollballen, schnurrender Maschinen und emsiger Menschenhände verglich.

Auch die Maschinenwollweberei suchte man in den notleidenden Weberbezirken einzuführen. Die Seehandlung stärkte 1842 mit ihren Kapitalien ein in dieser Richtung tätiges Unternehmen in Wüstegiersdorf, einem Sitze reger Leinen- und Baumwollindustrie.

Hätten all diese Anstrengungen, begleitet von einer den heimischen Gewerbfleiß schützenden Zollpolitik, 20 Jahre früher eingesetzt, so hätten sie vielleicht dem Sinken der Lebenskraft in unserer Gebirgsindustrie rechtzeitig Halt gebieten können. So wurde die Lage von Jahr zu Jahr ernster; immer öfter drangen die Notrufe aus den Bergen ans Ohr der hauptstädtischen Bevölkerung. Als schlimme Notjahre waren zu verzeichnen: 1807/8, 1812, 1816, 1817, 1826, 1835, 1837/8, 1842/3. Die Liegnitzer Regierung mußte sich zur Verteilung von Unterstützungen entschließen; in ihren fünf Gebirgskreisen allein waren mehr als 20000 dringend der Hilfe Bedürftige. Seit 1838 entstanden besondere Hilfsvereine für die Bekämpfung der Webernot. Die Zentralleitung dieser Vereine übernahm im Februar 1844 ein Komitee hervorragender Männer der Provinz, dem aber der Oberpräsident, der weiter beschwichtigende Berichte nach Berlin gehen ließ, seine Mitwirkung versagte. Der Breslauer Hilfsverein entsendete im Mai den Assessor Schneer zu speziellen Erhebungen in das Notstandsgebiet.

Noch sah man seinem Bericht entgegen, als die Kunde von den Weberunruhen einlief, die am 3. und 4. Juni Peterswaldau und Langenbielau in Schrecken gesetzt hatten, — Gegenden, die im ganzen minder schwer unter dem Notstand zu leiden hatten als das Bobergebiet. Gerade deswegen war das Volk hier nicht so völlig niedergebrochen, nicht so dumpfer Resignation verfallen. Ein von Mund zu Mund gehendes Lied »Das Blutgericht«[1]) — niemand wußte, wer es ersonnen — hatte der Erbitterung der auch dort gedrückten Arbeiter gegen die wohlhabenden Fabrikanten Worte geliehen und die im stillen gärende Erregung gesteigert. Sie kam zum Ausbruch, als ein Fabrikbesitzer Zwanziger in Peterswaldau einen Sänger dieses Liedes von seinen Arbeitern festnehmen ließ. Nach vergeblichen Versuchen, seine Freilassung durchzusetzen, begann die Menge das Wohnhaus und die Fabrik zu zerstören, alles kurz und klein zu

1) Abgedruckt bei Zimmermann S. 351.

schlagen. Vergebens mahnte der herbeigeeilte Landrat zur Vernunft. Man begegnete ihm mit aller Achtung, fuhr aber in dem Zerstörungswerk fort. Am nächsten Tage wiederholten sich die Ausschreitungen in Langenbielau. Das Eingreifen des Militärs führte dort zu Blutvergießen.

Es sind die Vorgänge, die im wesentlichen getreu und zum Teil aktenmäßig genau in Gerhart Hauptmanns »Webern« unserer Generation vor Augen gestellt worden sind — keinem den Gesetzen der Fortentwicklung einer folgerichtigen, geschlossenen Handlung entsprechenden Drama, nur einem ergreifenden Ausschnitt aus dem schweren wirtschaftlichen Ringen eines todmüden Volkes. Erschütternder noch als die Szenen des Aufruhrs sind die lebenswahren Bilder aus dem Leben der Weber im Elend ihrer armseligen Hütten wie im Comptoir vor dem erbarmungslosen Beamten der Fabrik, der ihnen ihr Gewebe gegen kargen Lohn abnimmt. Man hat wohl diese Bilder für das Erzeugnis einer gestaltungskräftigen Phantasie gehalten und in ihrer volkstümlichen kernigen Sprache die Meisterschaft eines »Dichterfürsten« zu erkennen geglaubt. In Wirklichkeit sind sie im wesentlichen ein geschickt zusammengefügtes Mosaik der Tatsachen, die Schneers eingehender, vielfach zu protokollarischer Aufnahme der Einzelheiten herabsteigender Bericht enthält. Was dort an schmerzlichen Wahrnehmungen auf einer mehrwöchentlichen Reise über ein weites Bergland verteilt dem gewissenhaften Beobachter entgegentrat, wird vom Dichter wirkungsvoll auf einen Fleck vereinigt zu einem grellen, grauenerregenden Gemälde. Selbst die dem Hörer wie Hammerschläge auf die Seele fallenden, scharf geprägten Wendungen sind nicht vom Dichter erfunden, sie entstammen unmittelbar dem Munde des schwer geprüften Volkes und sind zuerst aufgefangen von dem Echo der Schneerschen Berichterstattung. Ihr und dem bitteren Ernst der Dinge selbst wohnt bereits die erschütternde Kraft inne, die man auf Rechnung des Dichterwerkes zu schreiben pflegt. Das war gewiß nur wenigen von denen gegenwärtig, die an seiner Wirkung sich berauschten, vielleicht nicht einmal denen, die den wissenschaftlichen Wert dieses Dramas gepriesen haben[1]), ohne zu fragen, ob es nicht dem Manne der Wissenschaft besser anstehe, unmittelbar an die noch klar fließende, frische Quelle heranzutreten, aus der Hauptmann den Zaubertrank für seine Zeitgenossen schöpfte.

Daß er diesen Stoff sich erwählte, wird ihm niemand verargen. Es kann unserer lebensfreudigen, die materiellen Genüsse des Da-

1) Jahrbücher der Nationalökonomie und Stat. (3) VI 1893, 766. 767.

seins sich unersättlich vervielfältigenden Zeit nicht schaden, einmal den Blick auf diese noch keineswegs völlig hinter uns liegenden Nachtseiten des Zeitalters moderner Technik und moderner Lebensgestaltung zu heften. Aber wenn der Dichter sich erkühnt, die zermalmende Kraft der großen Schwungräder dieser Zeit zum Gegenstand seiner Geistesschöpfungen zu wählen, übernimmt er mit dem Eintritt in den Kampf der sozialen Gegensätze auch ernste Pflichten. Er dient weniger dem Rechtsgefühl als dem Wunsche, möglichst starke Wirkungen zu erzielen, wenn er die Dinge unter einem zu engen Gesichtswinkel betrachtet, wenn er des Arbeiters Not nur wie ein ausschließliches Erzeugnis hartherziger Profitwut habgieriger Arbeitgeber erscheinen läßt. Die Tragik der Geschicke unseres armen Bergvolkes ist nur mit weiterem Horizonte richtig zu erfassen. Wie ergreifend ist schon die ohnmächtige Gegenwehr der waffenlosen Hände fleißiger Spinner und am veralteten Webstuhl sich mühender Weber gegen den Triumphzug der allgewaltigen, im Schnellschritt ein der Handarbeit ferngerücktes Ziel erringender Maschinenkraft! Wie erschütternd ist das arbeitsame Ringen eines vom Weltmeer weit abliegenden, von den idealen Träumen der Bureaukraten mehr gehemmten als geführten Binnenvölkchens um die Verteidigung des Weltmarktes gegen den von zielbewußter Politik gestählten Wettbewerb eines Inselreichs, dem die Meere allseitig sich öffnen zur Beherrschung des Weltverkehrs! Die Tragik dieses Geschickes ist so gewaltig wie die Räume, die es umspannt. Hat sie wirklich in Gerhart Hauptmann einen ihrer Größe ebenbürtigen Darsteller gefunden?

Schneers Bericht, der im Juli 1844 abgeschlossen wurde, gab der Öffentlichkeit zum ersten Male ein genaues, in festen Zahlen ausgeprägtes Bild der Schärfe und des Umfanges der herrschenden Not. Die Zahl der Hilfsbedürftigen erreichte 120000. Die freudigste Privatwohltätigkeit mußte hier hinter der Größe ihrer Aufgabe weit zurückbleiben. Was konnte sie helfen, wenn es nicht gelang, die Wurzeln des Unheils abzugraben? Der Drang, ihnen beizukommen, erfaßte zunächst den Gedanken, der Industrie den längst verlangten Schutz zu gewähren. Schien doch die Erfahrung eine ergreifende Bestätigung dessen zu geben, was 1841 Friedrich Lists »Nationales System der politischen Ökonomie« gelehrt hatte. Sein Ruf nach Zusammenschluß der Kräfte Deutschlands zum wirtschaftlichen Befreiungskampfe gegenüber der Inselsuprematie, seine Forderung von Zollschranken, hinter denen — wie einst die britische, so jetzt — die deutsche Industrie erstarken könne, fanden nun einen Widerhall auch

in den leitenden Kreisen des preußischen Staates. Aber von dieser Einsicht zu wirksamem Handeln war ein weiter Schritt im Deutschen Zollverein, dessen Fortentwicklung damals an die Einstimmigkeit seiner Staaten gebunden war. Im Widerstreit seiner Glieder kam erst gar keine, nach Jahren eine unzulängliche Zollerhöhung zustande. Dem grundlegenden Zweig der Textilindustrie, der Maschinenspinnerei, brachte 1853 der Vertrag mit Österreich eine den Aufschwung lähmende Herabsetzung des Garnzolles, und die schlesische Leinenweberei litt bis 1879 unter der bei unvollkommener Regelung des Veredelungsverkehrs allmählich überhandnehmenden zollfreien Einfuhr böhmischer Rohleinen. Die schlesische Webernot war wohl noch Gegenstand einer gründlichen amtlichen Untersuchung durch den Regierungsrat Alexander von Minutoli. Dem Flachsbau suchte nach irischem Muster eine freilich mit allzu schwachen Mitteln arbeitende gesellschaftliche Organisation aufzuhelfen. Ein großzügiges Eingreifen zielbewußter, weitschauender Handelspolitik unterblieb[1]). Die Folgen konnten nicht zweifelhaft sein.

Unvermeidlich war natürlich ein rascher Rückgang der mit den Maschinen nicht mehr konkurrenzfähigen Handweberei. Die Statistik der Handelskammer für die Kreise Reichenbach, Schweidnitz, Waldenburg zählte hier 1851 noch 20300, 1861 18300, 1871 15300, 1881 11750, 1891 7650, 1901 4260, 1905 3120 Handweber, und im Landeshuter Kreise ist die Zahl der Weber, die 1852 auf mehr als 7000 stand und 1879 bis 9700 gestiegen war, 1905 auf 4250 herabgegangen. Für die Grafschaft Glatz, die noch immer keine Handelskammer hat, fehlt eine analoge Statistik ganz. Im Hummelbezirke zählte Mader 1889 2640 Stühle. Der Rückgang der Bevölkerung in diesem Gebiete hängt sicher teilweise mit der Abnahme der Handweberei zusammen.

Aber auch die Maschinenspinnerei und -weberei hat sich unter dem Druck der ungünstigen natürlichen und der schutzlosen zollpolitischen Lage in Schlesien nur sehr langsam entwickelt. Die alte Grundlage der Leinenindustrie, der Flachsbau, erfuhr eine beständige Einschränkung. Selbst die Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges und der schärfsten Baumwollnot vermochte ihn nur vorübergehend zu beleben. Seine Anbaufläche, die 1800 etwa 16 ‰ des Areals der Provinz in Anspruch nahm, ist auf wenig mehr als 1 ‰ (4357 ha) herabgegangen und steht in der Versorgung der heimischen

1) Die passive Haltung der Staatsleitung in der Beleuchtung eines kühlen Manchestermannes liegt nun klar vor in R. v. Delbrücks Lebenserinnerungen. Leipzig 1905. I 226—229.

Leinenindustrie mit dem nötigen Rohstoff weit hinter fremder, namentlich russischer Zufuhr zurück. Das Bild stillen, gleichmäßigen Wachstums bieten Schlesiens Flachsgarnspinnereien, die ihre Spindelzahl von 40460 im J. 1849 auf 126860 im J. 1888, seither weiter auf etwa 150000 vermehrten. Unser mittelschlesisches Bergland ist an diesen drei Zahlen mit 28000, 58000 und 73000 beteiligt. Wenn schon bei diesem Aufschwung die Wendung der deutschen Zollpolitik im J. 1879 unverkennbar mitgewirkt hat, ist sie noch entscheidender gewesen für die auffallend spät beginnende Mehrung der Kraftstühle für Leinenweberei. Sie war lange niedergehalten worden durch das übermäßige Angebot billiger Handarbeit. Die vier Weberkreise Reichenbach, Schweidnitz, Waldenburg, Landeshut hatten noch 1870 nur 1200 Kraftstühle, 1905: 14700. Für die Leinenweberei hatte erst der Krimkrieg, der Rußland zur zeitweiligen Öffnung seiner Grenze zwang, dann der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten eine vorübergehende günstige Konjunktur gebracht. Der letztere führte gerade für die Baumwollindustrie eine schwere Krisis herauf. Eine neue Erschütterung ihrer Lebensbedingungen brachte der Anschluß Elsaß-Lothringens ans Deutsche Reich; die nahezu $1\frac{1}{2}$ Million Baumwollspindeln dieses rührigen Landes entrissen nun der schlesischen Spinnerei ihre westlichen Märkte. Da überdies hohe Bahnfrachten für Schlesien den Bezug der Rohbaumwolle verteuerten, war die schlesische Baumwollspinnerei lange in sehr beengter Lage. Erst im Laufe der letzten Jahrzehnte hob sich ihre Spindelzahl (1892: 77800) auf etwa 120000. Die Baumwoll-Kraftstühle haben sich auf 12000 vermehrt[1]).

Das Gesamtbild der Textilindustrie Schlesiens in Leinen und Baumwolle gibt dieser Provinz in der Leinenerzeugung eine Vorzugsstellung; auf keinem Fleck deutscher Erde nährt Leinenindustrie einen gleich hohen Prozentsatz der Bevölkerung wie im Kreise Landeshut; in keinem Lande gleicher Größe war ein so bedeutender Teil der Bewohnerschaft in diesem Industriezweige beschäftigt wie in Schlesien. Und wenn auch die größte der schlesischen Flachsgarnspinnereien (C. G. Kramsta 20000 Sp.) hinter der Ravensberger Spinnerei zu Bielefeld (131100 Sp.) an Größe weit zurückbleibt, vereint doch kein deutsches Gebiet ein solches Heer von Flachsspindeln wie unsere Provinz[2]). Ihre Baumwollindustrie dagegen steht hinter der Sachsens, des Niederrheins und des Elsaß entschieden zurück, nicht nur in der Gesamtsumme der Kräfte, sondern auch in deren Vereinigung zu

1) Arthur Friedrich, Schlesiens Industrie unter dem Einfluß der Caprivischen Handelspolitik. (Münchener Volksw. Studien 46.) Stuttgart und Berlin 1902, S. 139. 140.

2) C. Frahne, Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens S. 228 f.

mächtigen Großbetrieben. Was ist das »Schlesische Manchester«, Langenbielau, mit seinen 30000 Spindeln gegenüber Leipzig-Lindenau mit $^1/_4$ Million![1])

Von der Bedeutung der Textilindustrie für die Ernährung der Bevölkerung des mittelschlesischen Gebirges gab uns zum letzten Male die Gewerbestatistik von 1895 ein volles Bild. Die Gesamtzahl der in ihr arbeitenden Erwerbstätigen betrug in den einzelnen Kreisen

Habelschw.	Glatz	Neurode	Reichenbach	Schweidnitz	Waldenburg	Landeshut
1994	4845	5664	14562	2751	7922	7165

und zwar hatte in der Leinenindustrie der Kreis Landeshut (Flachsbereitung und Spinnerei 1745, Leinwandweberei 4868, Bleicherei 144, zus. 6757) die Führung vor Waldenburg, Schweidnitz, Habelschwerdt; in Baumwollarbeit stand Reichenbach ganz obenan (Spinnerei 1248, Weberei 9184, Bleiche und Färberei 1848, zus. 12280); nur Waldenburg und Neurode arbeiteten in diesem Zweige noch beträchtlich mit; in Wollindustrie ist Neurode (1484) allein bedeutend; andere Stoffe (z. B. Jute) wurden am meisten in Waldenburg (1792) und Reichenbach (1745) verarbeitet.

Der starke Rückgang der Handweberei ist, so einschneidend darin der Wandel der Arbeitsbedingungen sich ausspricht, doch zweifellos ein Segen. Es ist erfreulich, daß ein lebensunfähiger Erwerbszweig sein Dasein nicht zwischen Leben und Sterben weiterschleppt, sondern seine Kräfte anderen, hoffnungsreicheren Industriezweigen abgibt. Unter all den Versuchen, in den Gang der Entwicklung, den die Verhältnisse gebieterisch fordern, helfend und die Härten der Notwendigkeit mildernd einzugreifen, ist kaum einer von besserer Einsicht getragen als das Vermächtnis des vormaligen Generaldirektors der Donnersmarckhütte Kessel von $2^1/_2$ Mill. Mark an die Stadt Schweidnitz für Erleichterung der Überführung des Nachwuchses der Handweberei zu lohnenderen Berufsarten. Gerade das mittelschlesische Gebirge fällt durch die weitgehende Mannigfaltigkeit seines Gewerbfleißes ins Auge. Und doch haben viele seiner Zweige in ihrer modernen Gestaltung unverkennbar wieder eine gemeinsame Grundlage in dem wertvollsten Bodenschatz dieses Berglandes, in seinen Lagern fossilen Brennstoffes. Die Erschließung und vielseitige Verwertung der Kohlenlager des Waldenburg-Glatzer Beckens ist der wichtigste Vorgang im neuzeitlichen Wirtschaftsleben dieses Gebietes.

---

1) C. Frahne, Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens, S. 239. 240.

4. Steinkohlenbergbau.

Hic quoque sulfureis opera ad fabrilia carbo
Effoditur scrobibus, dum sese in nocte profunda
Prodidit erumpens trepidis pastoribus ignis.

Kohle noch hebt man hier aus schweflig riechenden Gruben,
Gut für des Schmiedes Werk. Sie verriet sich im nächtlichen Dunkel,
Hell ausbrechend in Lohe zum Schrecken ängstlicher Hirten.

Franz Koeckritz (gen. Faber), Sabothus sive Silesia (vor 1565).

Die Steinkohlenformation des Waldenburg-Glatzer Beckens tritt zutage in einem großen elliptischen Halbring, der gegen Südosten, gegen das Innere der Grafschaft sich öffnet. Er beginnt in sehr schmaler Entwicklung bei Eckersdorf unweit Glatz und zieht längs dem Südwestfuß des Eulengebirges nordwestwärts, bis er im Becken von Waldenburg seine größte, auf 7 km sich steigernde Breite erreicht. Zwanzig Kilometer weit zieht der Karbongürtel nun westwärts bis Landeshut, wo er zu auffallender Schmalheit zusammenschwindet, um dann südwestwärts gerichtet zu bleiben bis zu nochmaliger breiterer Entfaltung (6 km) bei Schatzlar in Böhmen. Von dort zieht er über Schwadowitz und Hronow südostwärts, bis er bei Straußenei am Südwestfuß der Heuscheuer nochmals schlesisches Gebiet betritt, ehe er unter dem Sandstein der Kreideformation verschwindet.

Die Höhenlage, in der die produktive Kohlenformation an die Oberfläche tritt, schwankt auf schlesischem Gebiete im allgemeinen zwischen 400 und 470 m; nur ausnahmsweise erhebt sich die Wasserscheide zwischen Weistritz und Bober in dem schmalen, steilen Sandsteinrücken zwischen Dittersbach und Fellhammer, den die Gebirgsbahn mit einem Tunnel durchstößt, zu 612 m. Die Steinkohlenformation stellt also im allgemeinen einen tieferen Gürtel dar zwischen dem hohen Gebirgsrand des Eulengebirges (bis 1014 m) und seiner nordwestlichen Fortsetzung (Fuchsstein 631 m) einerseits und den Porphyr- und Melaphyrbergen (Heidelberg 936 m) des Rotliegenden anderseits; und ebenso liegt am Königshainer Paß das Karbon von Schatzlar (520 m) tief eingebettet zwischen der Ostfront des Riesengebirges (Kolbenberg 1189 m) und dem Rabengebirge (879 m) bei Liebau. So bildet zwischen den beiden Halbringen älterer und jüngerer Gesteine (zwischen seinem Liegenden und seinem Hangenden) der kohlenführende Gürtel eine niedrigere, ebenere, besser wegsame Zone, die menschliche Wege und Siedelungen anlockte, ehe der fossile Brennstoff überhaupt entdeckt war. Nur die das Karbon durchbrechenden steilen Porphyrstöcke des Hochwalds (824 m) und des

Ochsenkopfs wurden wie Inseln vom Verkehr umspült oder mühsam durchbrochen. Schon das Relief der Landoberfläche machte das Karbon früh zum bevorzugten Schauplatz der Siedelungen, seine breiteste Entwicklung in der geräumigen Tallandschaft von Waldenburg zum naturgemäßen Mittelpunkte der Landschaft.

Aber das volle Leben zieht hier erst ein und strahlt in die Nachbarschaft aus, seit die Kohlenlager nachdrücklich ausgebeutet wurden und lebendige Kraft in den Dienst mannigfacher Arbeit stellten. Die ersten Nachrichten über die Kohlen der Grafschaft, des Waldenburger Ländchens und der Landeshuter Pforte reichen bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Flözbrände scheinen die Aufmerksamkeit auf diese natürlichen Schätze gelenkt und zu ihrer Ausnutzung eingeladen zu haben. Ihre volle Bedeutung allerdings konnte erst einer Zeit aufgehen, die nach zusammenhängendem Einblick in die Lagerungsverhältnisse und in den ganzen Bau dieser Landschaft strebte. Die Umgebung von Waldenburg bot in vollster Entwicklung der produktiven Kohlenformation die beste Gelegenheit zu ihrem eindringenden Studium[1]). Hier setzten 1849 Göppert und Beinert mit ihrer Erforschung der Karbonflora ein und gelangten zur Scheidung von drei Stufen der ganzen Schichtenfolge. Die zwei unteren bilden den »liegenden« und den »hangenden Flözzug«, die ein Zwischenmittel von 900—1000 m Mächtigkeit auseinanderhält. Dann folgen 3200 m beinahe flözleer, zu oberst liegt als drittes Glied die jüngste Flözgruppe bei Althain. Der Liegende Flözzug zählt 31, der Hangende 19 Flöze. Am auffallendsten treten sie auseinander an dem gewaltigen Porphyrstock des Hochwaldes, dessen Alter und tektonische Stellung lange zweifelhaft war. Da der Liegende Flözzug zwischen Konradsthal und Gaablau nördlich ihn umfängt und seine Flöze unter ihn sanft einschießen läßt, während der Hangende mit steilem Fallen um die Ost-, Süd- und Westseite des Porphyrstockes derartig sich herumschmiegt, daß er im Osten bei Weißstein, im Westen zwischen Kohlau und Gaablau weit nordwärts dringende Buchten bildet, hatte es den Anschein, die Porphyrmasse stehe dem Alter nach in der Mitte zwischen den Ablagerungszeiten der beiden Flözzüge; sie habe

1) Besonders hohe Verdienste um die Kenntnis des Waldenburger Kohlengebietes erwarb sich A. Schütze. Er bearbeitete schon »das niederschlesisch-böhmische Steinkohlenbecken« in Geinitz, Fleck, Hartig »Die Steinkohlen Deutschlands und anderer Länder Europas« 1865 I 209—237. 4°, dann die Geognost. Darstellung des niederschles.-böhm. Steinkohlenbeckens. Berlin 1882 (Abh. zur geol. spez. Karte von Preußen III, 4), endlich die geognost. bergmänn. Beschreibung der beiden Waldenburger Bergreviere. Waldenburg 1892.

den älteren überlagert und dem jüngeren als Ablagerungsgrundlage gedient. Aber die Aufschlüsse des Bergbaues ließen keinen Zweifel, daß die Eruption des Porphyrs auch den Hangenden Flözzug vielfach überlagert oder durchdrungen, zerrissen, petrographisch verändert hat, also jünger sein muß als er selbst. Das führt zu der Vorstellung, daß die Porphyrmasse nahe der Oberflächengrenze beider Flözzüge aufstieg und als typischer Lakkolith den Hangenden Flözzug so emportrieb, daß sein erhalten gebliebener Teil heute in steiler Aufrichtung den Fuß des Porphyrberges auf drei Seiten umkleidet. Auf der Ostseite in den Weißsteiner Gruben scheint auch ein Flöz des Liegenden Zuges in diese Aufrichtung mit hineingezogen worden zu sein.

Der Liegende Zug ist nicht im ganzen Umkreis des Beckens vorhanden. Er tritt zuerst in der Grafschaft bei Ebersdorf und Volpersdorf auf. Dann fehlt er eine Strecke weit. Erst bei Tannhausen setzt er wieder an, um über Reußendorf, Altwasser, Hartau, Neu-Salzbrunn, Conradsthal bis Gaablau fortzusetzen und hier endgültig abzubrechen. Im ganzen westlichen Muldenflügel fehlt er.

Dagegen ist der Hangende Zug als innerer konzentrischer Halbring im ganzen Umkreise des Beckens entwickelt, erst von Eckersdorf bis Hausdorf und Mölke, dann von Bärengrund über Dittersbach, Waldenburg bis Weißstein; es folgt das durch das Empordringen des Hochwaldes hervorgerufene Zurückweichen der Flöze über Nieder-Hermsdorf, Fellhammer, Lässig (südlich von Gottesberg), bis jenseits Kohlau. Über Rothenbach, Schwarzwaldau, Forst setzt dann dieser Flözzug westwärts fort bis Landeshut. Eine Verarmung seiner Kohlenführung entwertet seine Fortsetzung über Reichhennersdorf gegen die Landesgrenze; erst jenseits von ihr bei Schatzlar entfaltet er von neuem wertvolle Brennstofflager.

Die natürlichen Bedingungen für den Abbau sind durchaus verschieden von den in Oberschlesien waltenden. Die dort in der Regel bestehende Schwierigkeit, die mächtigen Schichten eines lockeren, wasserreichen Deckgebirges zu durchteufen, fällt im Waldenburger Bergland meist weg. Wohl hatten manche etwas längere Stollen auch hier kurze Strecken schwimmenden Gebirges zu durchfahren, aber dies Hindernis trat doch nur selten und in beschränkter Ausdehnung auf. Die Kohlenflöze gehen an vielen Stellen so unmittelbar zutage, daß vielleicht schon das Mittelalter zu der leichten Ausbeutung des Ausgehenden schritt. Sobald aber der wirkliche bergmännische Betrieb in die Tiefe drang, begannen ernste Schwierigkeiten. Die Flöze waren zahlreich, aber von geringer und so rasch

wechselnder Mächtigkeit, daß bei gleicher Veränderlichkeit in der Stärke der Zwischenmittel die sichere Verfolgung und das Wiedererkennen eines bestimmten, für die Maßnahmen des Abbaues leitenden Flözes schwierig, oft geradezu unmöglich wurde. Diese Erschwerung der Orientierung des Bergmannes steigerte sich durch die Menge der Verwerfungen und die häufige Unterbrechung der Flöze bald durch Eruptivgesteine, Gänge und ganze Stöcke von Porphyr, bald durch sogenannte Riegel, erosiv entstandene und dann mit taubem Gestein gefüllte Hohlräume.

Eigentümliche Betriebsschwierigkeiten erwuchsen aus der geringen Mächtigkeit und dem steilen Einfallen der Flöze. Dieser Umstand führte zunächst den Bergbau allenthalben rasch in beträchtliche Tiefe. Eine amtliche Zusammenstellung der Teufen von 37 Waldenburger Schächten von Rothenbach bis Reußendorf ergab eine durchschnittliche Tiefe von 293 m, eine maximale von 500 m. Bahnschacht II der Kons. Fürstensteiner Gruben, dessen Mundloch zufällig genau die mittlere Höhe der 37 Schachtausgänge (472 m) aufweist, reicht mit seiner Tiefbausohle noch 28 m unter das Meeresniveau hinab.

Was den Bergmann in solche Tiefen lockt, ist keineswegs eine sonderlich bedeutende Mächtigkeit der Flöze. Wenn in Oberschlesien oft gerade deren übermäßige Stärke bei der Höhe der Räume, die zu leeren waren, besondere Vorsicht in der Zimmerung forderte und man sich dort mit Flözen von weniger als 1 m Stärke kaum zu beschäftigen pflegt, übersteigen hier die Flöze nur ausnahmsweise diese Mächtigkeit und werden oft so schmächtig, daß der Bergmann — soll er nicht zu viel taubes Nebengestein mitnehmen — in sehr beengtem Raume, bisweilen nur liegend, zu arbeiten hat. Auch der steile, oft 60°, gelegentlich aber auch 80° erreichende Fall der Flöze stellt ihn, wiewohl gerade dadurch der Abbau schwächerer Bänke eher ermöglicht wird, vor ganz absonderliche Aufgaben. Dieser steile Schichtenfall ist mit beteiligt an dem ungeheuer starken Gebirgsdruck, der die Schichten verdrückt, Stollen vom First und von den Seiten her unwiderstehlich verengt und die Zimmerung auf die härtesten Proben stellt. Zum Glück ist im allgemeinen das Gestein der Zwischenmittel, vorwaltend Sandstein und Konglomerat, fest und widerstandsfähig. Aber gerade in der unmittelbaren Nachbarschaft der Kohle wird es durch eingeschichtete Pflanzenlagen zu leichter Ablösung geneigt oder ganz durch brüchigen Schiefer ersetzt, der überdies bisweilen Sphärosideritknollen lose eingeschlossen enthält. Die Gefahr von Steinfall ist demnach nicht gering. Diese Erschwerungen bringen es mit sich, daß die durchschnittliche Arbeitsleistung des

Bergmannes hier wesentlich tiefer steht, auf 220 Tons im Jahr gegen 350 in Oberschlesien.

Allerdings ist die schiefrige Kohle Niederschlesiens meist eine fette, backende Kohle, in vorzüglichem Grade zu hüttenmännischer und Schmiedearbeit, zu Koks- und Gasbereitung geeignet. Aber dieser Vorzug ist wieder mit der Erhöhung der Gefahr schlagender Wetter erkauft. Diese in Oberschlesien — mit Ausnahme der Huldschiner Gruben des Sudetenrandes — bisher fast völlig unbekannte Bedrohung des Bergmannes tritt hier mit voller Schärfe in Kraft. In der Hermsdorfer Grube Glückhilf-Friedenshoffnung raffte am 11. Dez. 1891 eine Explosion schlagender Wetter 13 Bergleute weg, und am 31. Dez. 1895 wurden durch eine andere 29 Mann getötet, 14 mehr oder minder schwer verletzt.

Schon diese absonderlichen Naturbedingungen des Bergbaues geben die Entscheidung über eine von der oberschlesischen weit abweichende Entwicklung seines Betriebes. Seine Geschichte beginnt früh[1]). Schon im 16. Jahrhundert wird Kohle in allen Teilen des Beckens, bei Landeshut, wie bei Waldenburg und Neurode gefördert. Die an den Rändern der Berge vielfach über die Talsohlen herausgehobenen Flöze waren ohne schwierige Entwässerungsarbeiten leichter Ausbeutung zugänglich. Überall galten die Steinkohlen, ganz wie nutzbare, durch Brüche erschlossene Gesteine, als Eigentum der Grundherrschaft, die ihre Ausbeutung entweder sei es gegen Zins, sei es gegen Naturalleistungen ihren Bauern überließ oder mit ihnen gemeinsam in gewerkschaftlichem Verbande betrieb. So finden wir den Abt von Grüssau, die Czettritze auf Neuhaus, die Stillfriede von Neurode früh im Besitz von Kohlenlagern, über deren Abbau sie frei verfügen. Die Bergordnungen Rudolfs II. (1577—1578) schieden die Steinkohlen bestimmt von den dem Bergregal unterworfenen Mineralien. Immerhin legten manche Kohlengrubenbesitzer Wert darauf, ihr freies Eigentum daran ausdrücklich verbriefen zu lassen, um jede Gefährdung durch eine Auslegung der darauf nicht eingehenden Lehnsbriefe ihrer Güter auszuschließen.

Derartige Urkunden liegen vor

von 1584 für Altwasser (Balth. von Kuhl),

von 1649 für Schloß und Gut Neuhaus, Dittersbach, Hain, Bärengrund (Heinrich von Czettritz),

von 1649 für Gut und Dorf Hermsdorf (Gfrd. von Czettritz),

---

1) Herm. v. Festenberg-Packisch, Die Entwicklung des Niederschles. Steinkohlenbergbaues. Waldenburg 1892.

von 1764 für Stadt und Gut Waldenburg und Dorf Weißstein (Hans Heinrich V. Graf Hochberg).

Anderseits stellten die adligen Grundbesitzer Berechtigungen zum Kohlenbergbau aus an ihre Bauernschaften,

so 1604 Dipprant v. Czettritz für die Bauernschaft von Hermsdorf und Weißstein.

Als Schlesien preußisch wurde, verlangte die Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau den Zehnten des Nettoertrages vom Kohlenbergbau der Grafschaft und des Fürstentums Schweidnitz und erhob den Anspruch der Zugehörigkeit der Steinkohlen zum Bergregal, machte also die Ausdehnung des Betriebes der alten Gruben abhängig von einer staatlichen Zumessung des Feldes, die Eröffnung neuer von Mutung und Belehnung durch den Staat, und diese Auffassung wurde auf Gegenvorstellungen der Grundbesitzer vom König in Kabinettsorders von 1756 und 1769 lediglich bestätigt. Doch wurde schon durch die Bergordnung von 1769 den Grundbesitzern der Güter Neuhaus, Waldenburg, Altwasser das Vorrecht des Abbaues, ein ius excludendi alios zuerkannt, wenn sie selbst bereit wären, die Kohlenschätze unter ihrem Grundbesitz auszubeuten. Hatte ein Fremder auf ihrem Grunde Kohlen erschürft, so mußte er gegen Erstattung der aufgewendeten Kosten hinter dem Grundherrn zurücktreten, sobald dieser selbst sein Eintreten in die bergmännische Unternehmung ankündigte. Als 1770 das Recht des ersten Finders dahin ausgedehnt wurde, daß er dem Grundherrn nicht völlig zu weichen, sondern ihm nur das Mitbaurecht auf der Hälfte der Zeche (oder 61 Kuxe) überlassen müsse, erhob Graf Hochberg Beschwerde und erzielte 1773 die Anerkennung seines vollen Vorrechtes, des ius excludendi alios, wenn er selbst den Bergbau aufzunehmen bereit sei. Dagegen waren die Anstrengungen der Grundherren, in Besitz eines eigenen Bergregals zu kommen, ihren Grund für Mutungen anderer völlig sperren zu können und selbst von den Mutungspflichten bei neuen Unternehmungen befreit zu sein, vergeblich. Auch der Versuch des Grundherrn, sein ius excludendi alios auch außerhalb seines Grundbesitzes in städtischer oder Gemeinde-Feldmark zur Geltung zu bringen, stieß auf den Widerspruch der Rechtspflege (1861).

Neben der Regelung der Rechtsverhältnisse[1]) ließ sich Friedrich der Große auch die Förderung des Betriebes des Bergbaues im Waldenburg-Glatzer Kohlenrevier angelegen sein. Eine Erhebung im Jahre 1765 fand 15 Bergwerke vor. Außer den Gemeinden

1) Gedicke, Das Bergbauprivilegium mehrerer Rittergüter bei Waldenburg. Zeitschr. für Bergrecht XV 1874, 219—259.

Rothenbach, Gottesberg, Hermsdorf und Weißstein waren es adlige Grundherren, die damals den Kohlenbergbau trieben, die Barone von Czettritz bei Schwarzwaldau und Hermsdorf, Graf Hochberg bei Waldenburg, von Mutius in Altwasser, Baron Seherr-Thoß bei Tannhausen, Baron von Stillfried bei Neurode, Baron Pilati in Schlegel, Graf Götzen zu Eckersdorf.

Die Maßregeln zur Hebung des Kohlenbergbaues richteten sich teils auf die Vervollkommnung des Betriebes, teils auf das Anregen stärkeren Verbrauches von Kohle in der Umgebung, teilweise aber auch schon auf die Eröffnung eines Absatzes in weiterer Ferne. In allen drei Richtungen hat schon das 18. Jahrhundert Bedeutendes geleistet. Namentlich seit der Freiherr von Reden 1780 an die Spitze der schlesischen Bergverwaltung trat, kam neues Leben in alle Zweige. Für das Waldenburger Kohlenrevier wurden erfahrene Bergleute von Wettin gewonnen. Die Mehrung der Gruben (1780 : 27, 1790 : 48, 1800 : 69) macht zunächst, wenn man die einzelnen Nachrichten mustert, den Eindruck einer etwas planlosen Rührigkeit. Sie mochte ausreichen zu raschem, bisweilen raubendem Gewinn der leicht abzubauenden, unschwer zugänglichen Teile der Flöze; aber sowie man tiefer drang, ward die Aufgabe der Entwässerung, der Wasserlösung der Gruben ebenso unabweislich wie schwierig. Man schritt vor dem Zeitalter der kraftvollen Maschinen zur Anlage großer, den Wasserabzug mehrerer Gruben gleichzeitig sichernder Entwässerungsstollen, deren Kosten durch die ansehnlichen Rechte bestritten wurden, die man ihnen zugestand. Der berühmteste dieser Stollen ist der Fuchsstollen, 1781 angesetzt zur Lösung der Weißsteiner Grube »Fuchs«, die seit Beginn des 17. Jahrhunderts gemeinsam von Grundherrschaft und Gemeinde betrieben wurde und lange als die reichste, besteingerichtete Grube des Gebietes galt. 1791 setzte Reden es durch, daß dieser Stollen zur Kahnförderung eingerichtet wurde. Der praktische Wert seiner Neuerung erwies sich schließlich als gering. Aber die Fahrt von dem geräumigen, für 50 Boote ausreichenden Becken vor dem Stollenmundloch 800 Lachter (1694 m) weit in das Gebirge hinein wurde eine beliebte Unterhaltung der Besucher des Bergreviers. Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise haben sie 1801 genossen, und von dem späteren Feldmarschall Helmut von Moltke liegt aus dem Jahre 1825 ein eindrucksvoller Bericht darüber vor.

1800 ward noch tiefer der Friedrich-Wilhelm-Stollen angesetzt, der alle Flöze von Altwasser und Weißstein aufschloß. Von der Niedermühle bei Altwasser ward er an den Gruben Abend- und Morgenstern vorüber nach dem Fuchsflöz getrieben.

Im Bobergebiet war eine große Stollenanlage geplant, die von Schwarzwaldau aus bis gegen Lässig hinaufgeführt werden sollte. Dieser 1791 begonnene Alliancestollen — ein Denkmal des Pillnitzer Vertrages! — ward nur bis Rothenbach fortgeführt; der Anschluß der Gustavgrube war sein höchster Erfolg.

Im Neuroder Revier erreichte der Alexanderstollen von der Frischaufgrube bis Joh. Baptista (bei Schlegel) die Länge von 5 km.

Die Anstrengungen der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts führten zu einer erheblichen absoluten und relativen Steigerung der Förderung im Waldenburg-Glatzer Kohlengebiet.

	Gruben	Arbeiter	Förderung Tons	auf 1 Arbeiter
1776/7	23	156	15592	100
1789	45	534	59150	111
1805	74	1066	148073	139

Es ist bemerkenswert, daß schon in diesen ersten Zeiten zuerst auf Friedrichs d. Gr. persönliche Anregung der Leiter des schlesischen Bergbaues Schätzungen des hier lagernden Kohlenreichtums versuchte, die freilich sehr weit hinter den auf vollere Kenntnis gestützten Annahmen unserer Tage zurückblieben, aber in der Beurteilung der Zeit, für welche der Vorrat ausreichen könne, nicht weit vom Urteil der Gegenwart abweichen. F. W. von Reden kam 1800 auf 288 Jahre, Nasse 1893 auf 250.

Den Fortschritten der Kohlenausbeute gingen zur Seite die Bemühungen für ihre Verwertung. Augenscheinlich war in einem Gebiete, das nach den Waldverwüstungen der Kriege über Holzmangel klagte, die Steigerung der Kohlenverwendung überaus wichtig. Aber nur recht langsam wirkten die Aufklärungen der Staatslenker über die Nützlichkeit der Steinkohlen. Nur sehr allmählich entsagten die Besitzer von Kalköfen, Bleichen, Bäckereien, Brennereien, Brauereien und noch schwerer die weitere Öffentlichkeit den alten Vorurteilen. Besonders wichtig war der gute Erfolg der Versuche, die Kohle für den Gebrauch zur Eisenverhüttung zu entschwefeln. 1776 machte ein Beamter in Fürstenstein die Breslauer Kammer auf dies in Westeuropa eingebürgerte Verfahren aufmerksam, das vor dem 30jährigen Kriege auch in Schlesien schon bekannt und üblich gewesen sei. Seit 1784 begann die Kokerei in Hermsdorf erst in Meilern, später in Öfen. Es zeigte sich bald, daß für diese Verwertung die Waldenburger Kohle der oberschlesischen weit überlegen sei. Diese Einsicht erweiterte rasch den Absatzmarkt trotz der Ungunst der natürlichen Verkehrslage des Gebietes.

Um schlesischer Kohle einen Markt in seinen eigenen Provinzen zu öffnen, hatte Friedrich II. 1772 die Einfuhr englischer Kohle völlig verboten und namentlich die Berliner Industrie auf Bezug aus Schlesien angewiesen. Für die Verbindung des Kohlenreviers mit dem ihm zugedachten Absatzgebiet blieb aber noch alles zu leisten. Die Straßen im Waldenburger Bergland selbst waren beschwerlich und höchst mangelhaft. Namentlich aber fehlte von dort ein Weg an den schiffbaren Strom. Der Punkt, den man für den Anschluß an den Oderverkehr ausersehen, war Maltsch. Schon 1743 ward der erste Versuch gemacht, diesen Weg in Aufnahme zu bringen. Seit 1776 ward eine regelmäßige Verbindung nach ihm eröffnet, den Oderschiffern Kohle als Rückfracht gegen das stromaufwärts geführte Salz empfohlen. Vereinzelt drang 1781 einmal niederschlesische Kohle bis Hamburg. Die Hauptsache blieb eine gute Straße bis Maltsch. Den Bau dieser »Kohlenstraße« begann v. Reden 1780; 1786 war sie schon zu zwei Dritteln fertig[1]). Dann faßte man den Anschluß der Kohlenlager an die Leinenindustrie des Gebirges ins Auge, baute 1791/8 die Straße nach Landeshut. Immerhin blieben die Kohlenfrachten hoch. Deshalb dachte man an eine Kanalverbindung des Kohlenreviers mit der Oder. Graf Hoym verfiel 1771 auf die Idee, die Weistritz von Schweidnitz abwärts zu kanalisieren. Bei Minister v. Heinitz regte 1791 die Fülle der Stollenwasser den Gedanken an, aus der Nähe von Freiburg den Kanal nördlicher zu führen. Aber diese Pläne fielen, sobald man Oberschlesiens Kohlenschätze entschleierte und der Bau des Klodnitzkanals für sie einen viel leichteren Anschluß an die Oder ergab.

Die frische Entwicklung, welche v. Redens Tatkraft in Zug gebracht, ward durch die Katastrophe des preußischen Staates 1806 auf mehrere Jahre lahmgelegt. Erst nach dem Wiener Kongreß begann ein neuer Aufschwung. 1818 förderten 1550 Arbeiter mehr als 240000 Tons (1 Arbeiter 155); nicht nur die Gesamtleistung, sondern auch die Leistung des einzelnen hatte sich gehoben. Dennoch herrschte im Kohlenrevier, dessen Straßen sich mit Wagenzügen bedeckten und zahlreichen Fuhrleuten Verdienst, auch der Oderschifffahrt einiges Leben zuführten, keineswegs eine sonderlich freudige

1) Der Wert, den man dieser $8^1/_4$ Meilen langen Straße beimaß, geht daraus hervor, daß in den Jahren 1816 und 1817 von ihr ein genauer Situationsplan von Länge und Bocksch aufgenommen wurde (9 Blatt), aufbewahrt im Oberbergamt Breslau. Ebenda liegen auch Pläne der Straßen Waldenburg—Schweidnitz [a) über Hohen-Giersdorf und die Bögen-Berge, 7 Bl. 1833, b) über Charlottenbrunn—Tannhausen 1832] und der Kohlenstraße Johann Baptista Grube—Gabersdorf—Wartha, 2 Bl. 1817.

Stimmung. J. Sam. Thiel, ein seit 20 Jahren im Bezirk heimischer Beobachter, hat seinen allgemeiner verbreiteten Empfindungen Ausdruck gegeben in seinen kräftigen Aufsätzen in den sonst so zahmen Schlesischen Provinzialblättern (Bd. 66—70. 1817/9). Seine Beschwerden richteten sich gegen die für die private Rührigkeit immer lästiger sich geltend machende staatliche Bevormundung, wie sie die Schlesische Bergordnung 1769 eingeführt hatte. Thiel zitiert ohne Mißbilligung das scharfe Wort von Kraus gegen »die das Mark des Landes aussaugende Bergwerksklerisei« und malt es drastisch aus, welchen Rückschritt der Wohlstand der Bauernschaften von Hermsdorf und Weißstein gemacht hätte, die ehemals frei ihr altes Bergbaurecht selbst ausübten und nun sich vom Staat ohne ordentlichen Einblick in die Geschäftsgebarung die knappen Ertragsanteile zuweisen lassen müßten. Die Gewerkschaften, die eigentlichen Besitzer der Mineralschätze, würden abhängig gemacht und sogar geringschätzig behandelt von der Beamtenschaft, selbst deren unteren Organen, deren Weisheit keineswegs immer das Rechte treffe, sondern oft die wirklichen Besitzer mit den Kosten ihrer Mißgriffe belaste.

Unverkennbar liegt hier in diesem der friderizianischen Periode entstammenden Bevormundungssystem ein Hauptgrund der langsamen Entwicklung des niederschlesischen Kohlenbergbaues bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1840 förderten 39 Gruben immer erst 298000 Tons.

Dann aber brach eine neue Zeit herein, heraufgeführt vom Zeitalter der Eisenbahnen. Die preußische Regierung trat recht unsicheren, zaghaften Schrittes in diese neue Periode ein; sie hat den Übergang in das moderne Verkehrsleben eher behutsam gezügelt als tatkräftig gefördert. Eine der ersten schlesischen Bahnlinien gehorchte der Anziehungskraft des Waldenburger Kohlenbeckens. Allerdings war die Technik des Bahnbaues den Aufgaben des schwierigen Geländes nicht sofort gewachsen. Erst 1853 erreichte die 1844 nur bis Freiburg fertig gestellte Bahn den Anschluß an Waldenburg und die Hermsdorfer Kohlengruben.

Mit dieser Erschließung des Kohlenbeckens für den beschleunigten Großverkehr fiel seine Befreiung von der nicht mehr zeitgemäßen staatlichen Vormundschaft zusammen. Am 12. Mai 1851 wurden die beiden für die Bergwerksentwicklung wichtigen Gesetze veröffentlicht, welche die Besteuerung der Bergwerke bedeutend ermäßigten (von $^1/_{10}$ auf $^1/_{20}$) und die Rechte der Miteigentümer eines Bergwerkes wieder in Kraft treten ließen mit Beseitigung des staatlichen Direktionsprinzips. Da seit 1861 weitere Erleichterungen der Bergwerks-

abgaben eintraten, die 1865 nur noch $^1/_{30}$ des Ertrages ausmachten, konnte nun ein gewaltiger Aufschwung beginnen und Nutzen ziehen von den allseitig sich öffnenden vollkommeneren Absatzwegen.

Die Kohlenförderung des mittelschlesischen Reviers steigerte sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts derartig, daß die 1840 noch auf 298000 Tons beschränkte Jahressumme 1851 400000, 1858 800000, 1864 1 Million, 1872 2 Millionen, 1883 3 Millionen, 1896 4 Millionen überstieg und nun auf nahezu 5 Millionen angekommen ist.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Mehrung des Ertrages, der reichlich zuströmende Gewinn die sozialen Verhältnisse des Waldenburger Kohlenreviers durchgreifend umgestaltete. Die Veränderung traf zunächst die Besitzer. Für den Großgrundbesitz begann ein Zeitalter steigender Kraft. Häuser, die im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts ihren Wohlstand wanken sahen, erlebten jetzt dessen nie geahnte Blüte. Auch für die bäuerlichen Gewerkschaften brachen auf einmal gute Tage an. Bauern, die früher außer dem Ertrag ihrer Felder vorzugsweise durch das Kohlenfuhrwerk Erwerb gefunden hatten, wurden Millionäre. Solch rasches Emporsteigen kann dem Ungewohnten Schwindel verursachen. Aber wenn man gerecht sein will, muß man gestehen, daß gerade der Bauer seiner Natur nach dieser Gefahr weniger unterliegt als der Kaufmann oder der Handwerker. Der Bauer kann dann wohl zum Protzen werden, aber nicht leicht zum albernen Verschwender, eher zum Gegenteil. So fehlt es den Weißsteiner Kohlenbauern nicht an Selbstbewußtsein; sie zeigen auch wohl den Reichtum in dem mehr kostbaren als geschmackvollen Aufputz ihres Haushaltes, aber im übrigen halten sie meist die Hand fest auf der Tasche und leben sparsam, bisweilen auch geizig, bemüht um das Erhalten und Mehren ihres Besitzes. Es gehört sicher eine absonderliche Phantasie dazu, auf dem sozialen Hintergrunde dieses Ortes ein Bild viehischer Verrohung bis zur widerwärtigsten Unnatur zu entwerfen, wie der im Nachbardorf Salzbrunn heimische Dichter es zustande gebracht hat für sein Kohlenbauerndorf »Witzdorf« an der »Bärengrube« in seinem bereits in 7. Auflage erschienenen Drama »Vor Sonnenaufgang«. Die schlesische Gebirgsmundart ist gewiß nicht von berückender Schönheit, aber sie ist wahrlich zu gut dazu, solchen am Schreibtisch ausgeheckten Undingen den irreführenden Schein aus dem Leben gegriffener Wirklichkeit zu leihen.

Auch die Arbeiterverhältnisse des Waldenburger Gebietes, die früher einen durchaus patriarchalischen Charakter getragen hatten, änderten sich völlig. Die alte staatliche Organisation der Arbeiter-

schaft wich als überlebt 1860 einem einfachen freien Arbeitsvertrage zwischen Unternehmer und Arbeiter mit vierzehntägiger Kündigungsfrist. Trotz der Zunahme der Löhne der Häuer um 50, der Schlepper um $33\frac{1}{3}\%$ in einem Jahrzehnt führte die Wegräumung der Hindernisse, die früher die Koalitionsfreiheit der Arbeiter beschränkt hatten, durch die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 sofort zu einer lebhaften Bewegung unter den Kohlenarbeitern des Bezirks. Am 1. Dezember begann der erste große Streik. Über 5000 Arbeiter feierten zwei Monate lang und suchten mit einem Gesamtopfer von Löhnen im Betrage von 250000 Taler eine Reihe von Forderungen, namentlich eine Anerkennung ihrer Organisation in Gewerkvereinen durchzusetzen. Der Versuch endete mit vollem Mißerfolge. 1889 wiederholte sich der Versuch unter schweren Ausschreitungen; das Jahr 1904 brachte eine ähnliche Bewegung im Neuroder Revier. Sicher ist mit dieser Hebung des Selbstbewußtseins der Arbeiterschaft keine Erhöhung ihrer Gesittung verbunden gewesen.

Im Betriebe des Bergbaues hat dessen Erweiterung vieles geändert. Das äußerlich Augenfälligste ist das Zusammenschließen der zahlreichen einzelnen Unternehmungen zu einer kleineren Zahl, der Prozeß der Konsolidierung. Er war ein dringendes Bedürfnis gegenüber der ursprünglichen Zersplitterung der Kräfte. Sie war ein Erzeugnis teils der früh beginnenden ältesten Entwicklung, teils der ersten staatlichen Maßnahmen. Die Größe der vergebenen Felder war durch die Bergordnung von 1769 viel zu klein bemessen, auf ein Maximum von 28 Maßen = 9,85 ha. Das Allgemeine Landrecht entschied sich für größere Felder bis zu 1200 Maßen = 422,22 ha, erschwerte aber noch die Konsolidation durch Vorbehalt ministerieller Anordnung. Aber die Natur des Bergbaues selbst drängt zum Großbetriebe. Die einheitliche Durchführung der Vorkehrungen für die Entwässerung auf weiten Flächen, die Sparsamkeit in der Anlage von Förderungen, Wetterschächten mußte gerade bei einem von Natur nicht leichten Betriebe gebieterisch zu festerem Zusammenschluß der Kräfte führen. So trat eine allmähliche Minderung der Zahl der einheitlichen bergmännischen Besitzstücke und Betriebe ein und eine entsprechende Vergrößerung der einzelnen Unternehmungen. Es ist wichtig, die Hauptvertreter, die Großmächte innerhalb der Gesamtheit des niederschlesischen Steinkohlenbergbaues zu kennen. Von Westen beginnend, begegnen wir folgenden großen Unternehmungen:

1. [Auf Karte II.] Aktiengesellschaft Schlesischer Kohlen- und Kokeswerke zu Gottesberg (26988 ha). In ihrer Hand liegen eine Reihe großer Grubenfelder des Bobergebietes von Schwarzwaldau über Hartau bis Alt- und Neu-Lässig bei Gottes-

berg, namentlich konsolidierte Gustav (6790 ha) nebst Komet, Hedwig, Pauline bei Schwarzwaldau, Thomas bei Hartau, Elise und Bianca bei Lässig; konsolidierte Karl Georg Viktor bei Neu-Lässig (6545 ha). Dies ist eine österreichische Aktiengesellschaft, die namentlich die Prager Industrie billig zu versorgen bemüht ist.

2. [Auf Karte V.] Konsolidierte Abendröte bei Kohlau und Rothenbach westlich von Gottesberg. Gewerkschaft unter führender Beteiligung der Herzogl. Pleßschen Verwaltung zu Waldenburg (3217 ha).

3. [Auf Karte IV.] Vereinigte Glückhilf-Friedenshoffnung, Gewerkschaft zu Hermsdorf. Schon jede dieser beiden Gruben war aus der Konsolidierung von vier, bzw. drei Einzelfeldern hervorgegangen unter Anschluß des »Neuen Heinrich«. Sie beherrscht den Westflügel der Spezialmulde auf der Ostseite des Hochwaldes, eine Fläche von 8080 ha.

4. [Auf Karte VI.] Konsolidierte Fuchsgrube zu Weißstein. Sie nimmt 5116 ha ein, ohne Einrechnung der Felder Frohe Ansicht, Anna, Ottilie, Emilie, Louise Charlotte, die denselben Besitzern, doch in anderem Anteilsverhältnis gehören (1428 ha) und unter gleicher Betriebsleitung stehen, zusammen 6544 ha. Zu den 34 Bauerngütern des Dorfes Weißstein, von denen drei zu einem Gutsvorwerk des Grafen Hochberg vereint sind, gehören mehrere Steinkohlengruben. Bauergut und Bergwerksanteil sind untrennbar verbunden zufolge eines Vergleichs der Beteiligten (1792); die Untrennbarkeit ist hypothekarisch festgelegt. Die Einrechnung der Pachtfelder (Morgen- und Abendstern) erhöht das Areal der Betriebsgemeinschaft auf 7756 ha.

5. [Auf Karte I.] Konsolidierte Fürstensteiner Gruben des Herzogs von Pleß, Grafen Hochberg, bestehend aus 12 Einzelfeldern in einem zusammenhängenden großen Komplex (29931 ha). Der nördliche Teil dieser Gruben (5474 ha) um Waldenburg (Komb. Graf Hochberg, Friedrich Ferdinand, Christian Friedrich, Julienglück, Anhaltsegen, Adelheid, Louis mit Zubehör) sind der Hauptsitz des gegenwärtigen Fürstensteiner Bergbaues. Sie umschließen die der Stadt Waldenburg gehörige Grube Überrest (291 ha). Der größere Raum der südlicheren Grubenfelder um Fellhammer, Lässig, Dittersbach, zu beiden Seiten der Wasserscheide zwischen Weistritz und Bober ist noch fast ganz der Zukunft vorbehalten (Emanuel, Friederike, Friedrich Stolberg und Zubehör, Ezechiel, Neuhain, Gräfin Louise und Zubehör, Neu-Fellhammer, Wildberg, Lässig, Alt-Lässig, Mariengrube, Schlußfeld, Neu-Lässig, Dittersbach, Nilobiter Zubehör, Amalia).

6. [Auf Karte I.] Die Charlottenbrunner Grubenfelder des Herzogs von Pleß (kons. Sophie 2479 ha, Lehmwasser 1740 ha, Erfüllter Wunsch, Karl Gustav, Horaz, Donnerau, Christian Gottfried, Giersdorf, Ober-Giersdorf, Lomnitz) zusammen 15200 ha.

7. [Auf Karte III.] Die Gruben der Handelsgesellschaft C. Kulmiz (Saarau) zusammen 19600 ha. Kons. Segen Gottes (6075 ha) bei Altwasser, kons. Melchior bei Dittersbach (4378 ha), kons. Caesar in Reußendorf (4100 ha). Nicht im Betriebe: Max bei Lehmwasser, kons. Ernestine bei Dittersbach, Gute Zukunft bei Landeshut.

8. [Auf Karte VIII.] Gewerkschaft Neuroder Kohlen- und Tonwerke 26478 ha. Zu ihr ist u. a. vereinigt der Bergbaubesitz des Grafen Magnis zu Eckersdorf und des Grafen Pilati zu Daxberg, kons. Rubengrube auf den Feldmarken von Buchau, Neurode, Kunzendorf, Kohlendorf (8370 ha), kons. Rudolph bei Volpersdorf (7263 ha), kons. Johann Baptista zu Schlegel und Ebersdorf (10845 ha), dazu kons. Frischauf bei Eckersdorf.

9. [Auf Karte VII.] Dr. Linnartz zu Jouy aux Arches hat neuerdings im äußersten Westen und am Südostende des Waldenburg-Neuroder Kohlengebietes ein bedeutendes Areal für bergmännische Unternehmungen sich gesichert. Das meiste ist künftiger Entwicklung vorbehalten. Die gegenwärtig schon in Ausbeute stehenden

Felder seiner Gewerkschaft: kons. Wenzeslaus Grube (4372 ha) bei Hausdorf, Mölke, Ludwigsdorf, Kunzendorf und Heddi (2189 ha) bei Nieder-Rathen, Albendorf, Seifersdorf, Mittel- und Nieder-Steine umfassen 6561 ha.

In der Besitzverteilung der Gruben liegt schon ein Hinweis auf ihren Wirkungsbereich. Er reicht über die Landeshuter Pforte mit einer Ausfuhr von etwa 1 Million Tons hinüber nach dem österreichischen Kaiserstaat, während höchstens $^1/_2$ Million Tons den Weg nach Rußland findet. In Deutschland wird der Waldenburger Kohle das Absatzgebiet hart bestritten. In Berlin trifft sie mit dem Wettbewerb der oberschlesischen, englischen und obendrein der westfälischen Kohle zusammen. Die Besorgnis, gegen letztere sich noch schwerer behaupten zu können, wenn deren Zufuhr über einen billigen Wasserweg verfügen könne, rief auch die Interessenvertretung des Waldenburger Kohlengebietes, den Verein für die bergbaulichen Interessen Niederschlesiens, ins Feld wider den Mittellandkanal.

Im ganzen ist die Kohle dieses Berglandes augenblicklich weniger zu großer Fernwirkung berufen als zur Stütze der Industrie der näheren Umgebung. Deren Bestrebungen sind ungemein vielseitig. Merkwürdigerweise hat trotz der Nähe der vorzüglichen Schmiedeberger Magneteisenerze und des Kohleneisensteins einzelner Gruben die Eisenerzeugung nicht dauernd sich zu behaupten vermocht. Nur die Verwertung des Eisens in mannigfachen Betrieben hat hier noch heute große Werkstätten aufzuweisen.

Erfolgreich war die keramische Industrie. Die feuerfesten Tone der Rubengrube bei Neurode boten eine vortreffliche Grundlage für Tonwarenfabrikation, auch die Schamotteziegeleien kamen auf, namentlich im Vorland des Gebirges dank den Tonlagern von Saarau. Am unmittelbarsten leuchtet die Bedeutung des der Erde entsteigenden Brennstoffes ein bei der Porzellanfabrikation von Waldenburg, Altwasser, Nieder-Salzbrunn, die ihren Rohstoff aus Meißen beziehen muß und dennoch gerade für die Massenproduktion auf Grund der Billigkeit des Feuerungsmaterials jeder Konkurrenz die Spitze bieten kann. Auch die Spiegelglashütte in Altwasser erwuchs auf der gleichen Grundlage. Namentlich aber ist der Textilindustrie, der die geographische Lage manche Erschwerungen auferlegt, die leichte Brennstoffversorgung eine unschätzbare Hilfe.

Gegenüber der Fülle von Licht, Wärme und Kraft, die dem Dunkel der Schächte entsteigt, muß das Ländchen auch die Schattenseiten der starken Kohlenförderung mit in den Kauf nehmen: das Versinken des nicht überreichen Wassernetzes in die vom Bergbau geöffneten Hohlräume, die auch die freundliche Najade des Brunnens

von Altwasser, dem einst beliebten Badeorte, verschlangen, — die Entstellung der reizvollen Landschaft durch steile, kahle, qualmende Schutthalden, unter denen der grüne Talgrund zwischen den formenreichen Bergen unrettbar verschwindet, — das Rußkleid des Kohlenstaubes und Rauches, der Straßen und Häuser verdüstert. Aber der Vergleich mit Oberschlesien wird doch nirgends sich aufdrängen; trostreich winken als unabsetzbare Herren des Landschaftsbildes in seinem Hintergrund überall die stolzen Berge mit den rauschenden Wipfeln ihrer Wälder; und wer auf den Scheitel des Hochwaldes emporstieg, freut sich doch nicht nur an dem starren Meer einer vielgestaltigen Bergwelt, sondern auch an den langen Zeilen wohlgebauter Dörfer, an dem Wohlstand, den die rührige Arbeit erzeugt, an dem Leben, das die Landstraßen und die durch das Höhennetz sich hindurch flechtenden Schienenwege in diese Berge hineintragen und von ihnen wieder ausstrahlen lassen. Wenn bei diesem Niederblick alle die Bedingungen erfaßt werden, die diesem Leben eine eigene Färbung geben, wird eine von ihnen nicht leicht übersehen werden, das ist die von der Natur entschiedene, von der Entwicklung der Jahrhunderte zur Geltung gebrachte Grenzlage. Wie an einem Wehr das Wasser brandet, so schäumt auch an einer Zollschranke die Welle wirtschaftlichen Lebens höher auf, ehe sie sich überschlagend den Saum eines anderen Landes bespült. Der Austausch zweier unter gesonderten Verhältnissen arbeitender Gebiete schafft eine Fülle von Formen der Wechselwirkung, die den Wert und den Reiz eines Grenzstreifens erhöhen. Das wird man nirgends lebhafter gewahr als bei dem Ländchen, das wie ein Außenwerk Schlesiens zwischen die Nachbarländer vorspringt und erst durch Friedrichs d. Gr. starke Hand unlöslich mit Schlesien verbunden worden ist.

II. Die Landschaften des mittelschlesischen Berglandes.

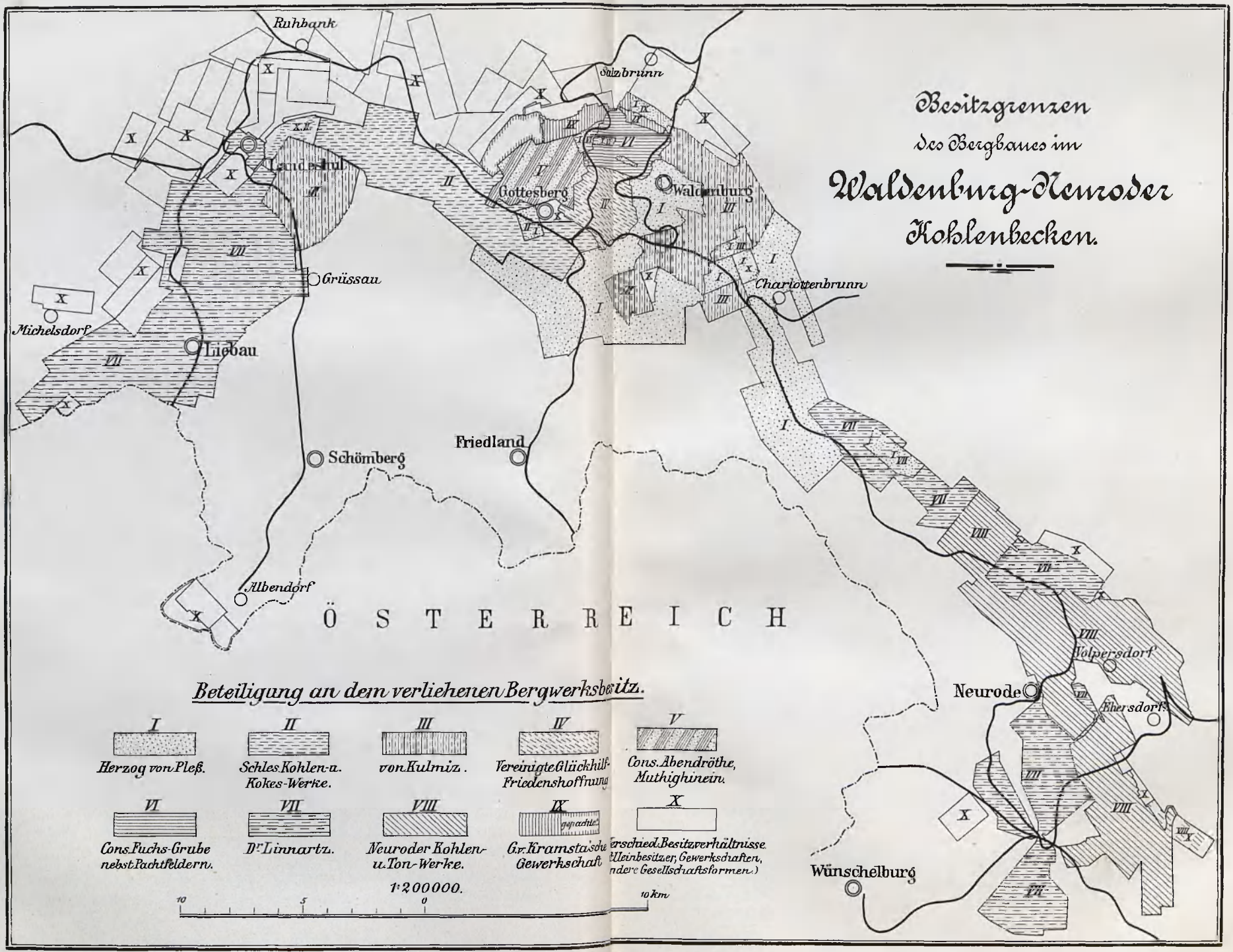
1. Die Grafschaft Glatz.

Kühlschattig Tal, in das der Strahl
Der Sonne spät und spärlich dringt,
Und du, o Quell, der perlend hell
Heilkräftig aus dem Felsen springt.

Forellenbach, der sanft gemach
Und schwatzhaft durch die Wiesen rinnt,
Und schlank und fein, du Tannenhain,
Harzduft ausströmend balsamlind.

V. von Scheffel.

An der Grenze dreier Meeresgebiete liegt die Grafschaft Glatz; nach drei Ländern sendet sie ihre Gewässer, vormals auch die von



F. Hirt, Breslau.

R. Loës, Leipzig.

ihnen niedergetragenen Holzlasten ihrer weiten Waldungen auseinander. Und doch ist sie eine unverkennbar geschlossene geographische Einheit, die aus dem vielgestaltigen Sudetenbergland scharf sich heraushebt. Darüber entschied trotz der engen Verwachsung mit dem Altvatergebirge und dem Waldenburger Bergland der Einbruch des zentralen Senkungsfeldes, das lange Zeit noch vollständiger als heute die Gewässer seines hohen Bergrahmens an sich zog und zu nördlichem Abfluß nach Schlesien vereinte. Im Süden von Mittelwalde bei Bobischau bildet nur eine flache Geröllebene von 534 m Höhe die Wasserscheide zwischen Neiße und Erlitz, Oder und Elbe, und die nähere Untersuchung dieser Schotterfläche ließ Leppla[1]) keinen Zweifel, daß in tertiärer und altdiluvialer Zeit die Grenze des Neißegebietes südlicher auf dem Linsdorfer Walde (847 m) gelegen habe. Nicht nur das Quellgebiet der Stillen Adler mit Grulich, sondern auch das südlichere Tal von Rothwasser, vielleicht sogar das Hochtal der March haben damals mit ihren Gewässern die Neiße verstärkt. Erst die mächtige Geröllschüttung des Beckens, in dem das Gefälle der Bergbäche plötzlich sich abschwächte, schuf die Vorbedingung für die Trennung der heute in die Schotterbänke tief einschneidenden Gewässer, für ihre Aufteilung zwischen die drei Nachbarländer und das Zurückweichen der Südgrenze des Neißegebietes, der natürlichen Grenze der Grafschaft Glatz.

Wie der Begriff dieses Ländchens sich entwickelte, die alte böhmische Feste allmählich als Mittelpunkt des größten Teiles der Landfläche anerkannt wurde, die ihre Wasserläufe unter ihren Mauern zusammenströmen ließ und von der Burghöhe ziemlich vollständig überblickt wurde, das kann hier nicht näher dargelegt werden. Es mag genügen, das Jahr (1459) der Erhebung des Ländchens zur Grafschaft durch Georg Podiebrad und die Bestätigung durch Kaiser Friedrich III. (1462) in Erinnerung zu bringen. Allerdings war damit noch nicht die heutige Grenze des Ländchens gesichert; noch bestand selbständig daneben die Herrschaft Hummel, die beide Abhänge des von der Burg Landfried (Homole) gekrönten Passes zwischen Reinerz und Nachod umfaßte. Ihr Anschluß brachte der Grafschaft Glatz auch das Lewiner Ländchen auf der böhmischen Seite dieses Passes zu. Noch später, erst 1586, ward ein südlicheres Stück der Westgrenze der Grafschaft an den Erlitzfluß vorgerückt, in das Längstal, das

1) Geologisch-hydrographische Beschreibung des Niederschlagsgebietes der Glatzer Neiße (oberhalb der Steinemündung). Berlin 1900 (Abh. der Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt. N. F. Heft 32).

zwischen dem Habelschwerdter Gebirge und den Böhmischen Kämmen seinen breiten Wiesengrund ausspannt.

Greift hier die Grafschaft ins Elbgebiet über, so wird ein durch das Wassernetz und auch durch die ältesten Erinnerungen ihr zugewiesener Landstrich, das Braunauer Ländchen, zu Böhmen gerechnet. In dieser Ausdehnung von 1636 qkm füllt die Grafschaft heute die landrätlichen Kreise Habelschwerdt, Glatz, Neurode. Die hohe Lage der Grafschaft beschränkt ihren Anbau; nur der dreiundzwanzigste Teil ihrer Fläche ist Weizenboden, nur der zwanzigste trägt Gerste, und auch wenn man die Roggenfelder hinzuzieht, trägt nur ein Fünftel des Ländchens Brotfrucht; mehr als ein Drittel decken Wälder. Für die nähere Würdigung ihres Wirtschaftslebens bietet die Kreisteilung keine rechte Grundlage, eine bessere die natürliche Gliederung des Bodens, der Gegensatz der Senkungsfelder des Innern gegenüber den umfangenden Gebirgen. Schon das dürre statistische Bild hat eine eindringliche Beredsamkeit. Meine Rechnungen ergaben für 1900 folgende Durchschnittszahlen:

		Einw. auf	Wald		Acker		Reinertrag
	qkm	1 qkm	qkm	%	qkm	%	Mk. pro ha
Der Osten	379,5	57	158,5	42	152,9	40,3	c. 9 (3—20)
Der Westen	406,4	70	208,7	51	142,1	35	c. 7 (3—12)
Die Mitte	644,1	122	100,4	15	428,8	65	c. 25 (10—40)
Der Norden	195,7	188	58,4	30	109,9	56	c. 19 (10—30)

Waldige Gebirge rahmen den fruchtbaren Kern der Grafschaft ein, der von ihnen Schutz gegen Wetter, Wind und Widersacher, dazu arbeitskräftige Gewässer, Bausteine und Holz empfängt, neuerdings auch eine Steigerung des eigenen Lebens durch den Zustrom der Sommergäste aus den Städten des Flachlandes, die von heilkräftigen oder erfrischenden Quellen, von der würzigen Waldluft des Berglandes, von rüstigen Wanderern auf seinen aussichtsreichen Höhen und durch seine schattigen Täler eine Aufmunterung ihrer Lebenskraft erwarten. An der Ostseite des Ländchens ragt, seine Gesamtheit beherrschend, die Masse des Schneeberges allein über die Waldgrenze empor. Die Schweizerei (1224 m), deren Weidegründe die schon der Verkümmerung nahe, lockere oberste Waldregion lichten, die höchste Siedelung des Ländchens, ist das Ziel einer der Straßen, die den weiten Forstbesitz des Prinzen Friedrich Heinrich durchflechten und erschließen; sie ist der Rastort der Bergwanderer, die nun von dem stolzen Turm die früher nur stückweise vom Rande des flachgewölbten Bergscheitels genießbare Rundsicht mit einem einzigen weitgreifenden Umblick erfassen. Er erreicht erst in be-

trächtlicher Ferne am Austritt der Täler aus den Bergen dörfliche Siedelungen. Denn das Gebirge umfängt ein tief bis an seinen Rand herabreichendes Waldkleid, der stolze Besitz weniger großer Grundherrschaften (Graf Althann-Mittelwalde, Prinz Friedrich Heinrich-Schnallenstein und Seitenberg, Graf Magnis-Kieslingswalde), die mit ein paar kleinen Bauernwaldungen eine geschlossene Forstfläche von nahezu drei Quadratmeilen allein auf dem preußischen Abhange des Gebirges bilden. Der wohlgepflegte Wald beherrscht so das wirtschaftliche Bild dieses Berglandes; er dringt hier und da selbst erobernd gegen den Bereich früherer Rodungen vor, wenn ein Grundherr seinen Besitz abrundet durch gelegentlich sich bietende Erwerbungen kleiner Felder, Wiesen und Häuschen, die in den Wald eingreifen oder ihm näher kommen, als den Forstleuten genehm ist. Waldarbeit beschäftigt auch eine Menge Kräfte in den Dörfern, die längs der Bäche eine Strecke in das Gebirge hineindringen. Erst neuerdings stellt der Fremdenverkehr diese von Haus aus armen Dörfer teilweise freier auf eigene Füße. Das gilt am vollsten von Wölfelsgrund. Seine Häuschen, die oberhalb des prächtigen Sturzes der Wölfel, des schönsten der schlesischen Wasserfälle, den Bach fast eine halbe Stunde aufwärts begleiten, richten sich freundlicher her zum Empfange der Sommergäste, und in die Nische eines besonders vollkommen geschützten nördlichen Seitentales schmiegt sich das schnell zu hohem Rufe gelangte Sanatorium — der sicherste Bergeplatz für zarte, das unwirsche Winter- und Frühlingswetter des windigen Flachlandes scheuende Rekonvaleszenten, die wohltuendste Stätte der Erholung für alle, die im Ringen ums Dasein, in der Erfüllung einer anspruchsvollen Berufspflicht, oder im Widerstand gegen Prüfungen des Geschickes ihre Kräfte nachlassen fühlen. Gewiß werden auch andere Dörfer am Rande des waldigen Gebirges durch den Sommerverkehr Leben gewinnen. Am wenigsten können darauf rechnen die in naturgemäß beengter Lage auf einer merkwürdigen Staffel des Bergrandes ihre Häuschen ausstreuenden Dörfer Thanndorf und Urnitzberg.

Dies ausgedehnte, vom Schneeberg beherrschte Waldgebiet wird von dem Waldgürtel des Reichensteiner Gebirges geschieden durch das Tal der Landecker Biele. Seine nordwestliche Hauptrichtung stimmt überein mit dem Streichen der Schichten alter Schiefer längs ihres Oberlaufes bei Wilhelmsthal wie ihres Unterlaufes durch die lange Dorfzeile Kunzendorf-Ullersdorf-Eisersdorf. Nur der nordöstlich ausgreifende Mittellauf des Landecker Bogens fällt in die nordöstlich streichenden Gneise und Glimmerschiefer des Reichensteiner Gebirges

hinein. Jedenfalls ist das Bieletal ein Erosionstal hohen Alters, weit älter als das Senkungsfeld, das die Gewässer der Neiße sammelt. Die Quelladern der Biele furchen mit tiefen, schmalen Tälern die Abhänge des Schneegebirges und des Bielegebirges, das zwischen ihm und dem Reichensteiner Gebirge die Verbindung herstellt. Verkehrsarme Straßen ziehen ihnen entlang zu hohen Pässen empor; die von der Mohre nach Altstadt in Mähren hinüberführende (Scheitelhöhe 817 m) vermag dem zu dörflichem Dasein zurückgesunkenen Städtchen Wilhelmsthal (560 Einw.) keinen Ersatz zu bieten für das Fehlschlagen der bergmännischen Hoffnungen seines Begründers (s. S. 216). Nur unvollkommene Bergpfade führen von der Biele und ihrer langen Gersdorfer Häuserreihe über Höhen von etwa 1000 m hinüber nach Goldenstein und Freiwaldau. Die Vereinigung der Quelltäler der Biele vollzieht sich in den zusammenhängenden Dörfern Seitenberg (1100 Einw.) und Schreckendorf (1300 Einw.), wo die Verwaltung der prinzlichen Forsten, die Glasfabrik Oranienhütte und eine Zündholzfabrik die einheitliche Grundlage des wirtschaftlichen Lebens deutlich kennzeichnen. Der Marmorbruch von Seitendorf kam dem Grundherrn zustatten bei ornamentaler Ausstattung seines Schlosses Kamenz. Aber im Sommer dringen auch dauernde Gäste und flüchtige Besucher zahlreich in diese Täler. Sie bilden das Ausflugsgebiet des Bades Landeck. Bei ihm schließt die von der mächtigen Gestalt des Schneeberges beherrschte, nördlich gerichtete Talflucht; das Tal biegt freundlicher sich öffnend nordwestwärts gegen die nahe Stadt Landeck (1905 3480 Einw.) um, in der die Straßen von Jauernik, Reichenstein, Glatz zusammentreffen, heute teils entlastet, teils neu belebt durch den Verkehrszufluß der Eisenbahn. Genährt durch diesen Verkehr und doch von ihm nicht beunruhigt, entfaltet sich in stillem Talwinkel das behagliche Leben des anmutigsten der schlesischen Badeorte (vgl. I, 65). Viel ist geschehen zur Pflege und zweckmäßigen Verwertung der namentlich von Frauen aufgesuchten Therme (28,5 C.) und zu mannigfacherer Entwicklung der Kurmittel, auch zur Erhöhung der Annehmlichkeit des Aufenthaltes zahlreich zuströmender Kurgäste (ca. 6000). So hat sich die Wirksamkeit des Kurortes bedeutend gesteigert, seit Friedrich d. Gr. hier 1765 die Leiden bekämpfte, die des Siebenjährigen Krieges harte Anstrengungen ihm eingetragen hatten. Auch Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise haben hier verweilt. Wie hängt das Volk an diesen Erinnerungen der Vorfahren! Es ist, als fehle der Volksseele etwas, wenn Generationen hindurch keine Fühlung mehr zwischen den schönen Winkeln der Heimat und dem Empfinden der Herrschenden sich herstellt, wenn über Norwegens Fjorden die Anziehungs-

kraft der Täler, wo treue deutsche Herzen schlagen, ganz in Vergessenheit gerät.

Zu den Ausflugszielen, denen die Landecker Gäste auf gut gepflegten Wegen des bedeutenden Stadtforstes (1133 ha) entgegengeführt werden, gehören auch die Reste der Burg Karpenstein, die den Verkehr der ins Neißer Land, zunächst nach Jauernik und Schloß Johannisberg über die Pässe von Waldeck (630 m) und Krautenwalde (665 m) hinüberführenden Straße zu überwachen vermochte. Diese nur in der Wahl der Paßhöhe zwiespältige Straße erreicht die Biele in der Stadt Landeck. Deren Talbecken wird mit Bestimmtheit abgeschlossen durch einen aus Nordosten vom Heidelberg her vorspringenden Gneishügel, den die Biele nun in schmaler Furche durchschneidet. Westlich von ihm beginnt der breiter geöffnete fruchtbare untere Tallauf der Biele mit einer Reihe kräftiger, stattlicher Dörfer. Nur ihrem ausgedehnten und erfolgreichen Feldbau ist es zuzuschreiben, daß im ganzen bergigen Ostflügel der Grafschaft der Anteil des Ackerlandes an der Bodenfläche noch 40% erreicht. Unmittelbar für die Bodenmischung wichtig, aber auch für Bautätigkeit und Steinmetzkunst verwertbar sind die Lager kristallinischen Kalkes, die der Schieferzug der Eisenberge im Süden der unteren Biele umschließt. In der äußeren Erscheinung ihrer Dörfer tritt die Vereinigung prächtiger Herrensitze mit einem gesunden, kraftvollen Bauernstande hervor. Die Schlösser des Grafen Chamaré in Kunzendorf (1520 Einw.), Grafen Magnis in Ullersdorf (2640 Einw.) und des Herrn von Löbbecke in Eisersdorf inmitten geräumiger Parkanlagen sind bei aller Verschiedenheit ihrer Anlage und baulichen Ausführung würdige Mittelpunkte der schmucken Dörfer[1]).

Der Forst des Grafen Chamaré liegt auf der Nordseite des Bieletales, auf dem Scheiderücken des Reichensteiner Gebirges, das vom Heidelberg, dem stolzen nordöstlichen Eckpfeiler der Grafschaft, bis zum Königshainer Spitzberg in der Nähe des Neißedurchbruches dicht bewaldet ist. Nur an dem Paß von Neudeck (483 m), der kürzesten Verbindung zwischen Glatz und Reichenstein, überschreitet ein Streifen zusammenhängenden Feldbaues den Rücken der Berge.

Wesentlich verschiedenen Verhältnissen begegnen wir bei mancher augenfälligen Ähnlichkeit der Hauptzüge des Bildes im westlichen Bergrahmen der Grafschaft. Auch er umschließt große Wälder, die größten des Ländchens; sie decken — trotz des Zuschlages des

1) Die auf S. 252 gebotene statistische Gliederung der Grafschaft rechnete nur die Dörfer Raiersdorf und Kunzendorf dem östlichen Rahmen zu, Ullersdorf und Eisersdorf der Mitte.

sonnigen Lewiner Gebietes — mehr als die Hälfte der Bodenfläche. Nur liegen sie nicht vorwiegend in den Händen einzelner Großgrundbesitzer, sondern des Staates. Ihm gehören namentlich die großen Forsten der Quadersandsteinplatten (Karlsberg, Reinerz, Nesselgrund) — nur hier und da gelichtet von einem Moor, einer Glashütte, einem hohen Walddorf. Sie allein umfassen 121 qkm Holzungen. Dazu treten 15 des Habelschwerdter Stadtforstes; der Rest ist meist herrschaftlicher Besitz (Schnallenstein, Tscherbenei, Gellenau, Rückers, Waldstein, Wallisfurth). Dem Waldreichtum des Kreises Habelschwerdt entspricht trotz des reichlichen Vorrates guter Bausteine das volle, nirgendwo in Mittelschlesien gleich entschieden herrschende Vorwalten des Holzbaues, der im Klima des Gebirges unbestreitbar große Vorteile bietet. Die Verhältniszahl der massiven Gebäude, die im Kreise Neurode 62%, im Kreise Glatz noch 46% betrug, sinkt hier auf 36%, die der Holzbauten (Neurode 34, Glatz 51) steigt auf 60! Und die Holzdächer weisen in den drei Kreisen die noch steilere Stufenleiter der Verhältniszahlen 16, 47, 81 auf. Neben der Verwertung aller Arten von Bauholz sind gerade in diesem Teile der Grafschaft, zumal im Erlitztale, mit Industriebetrieben Versuche gemacht worden. Die jüngste Zeit hat ihnen eine liebevoll eingehende Darstellung gebracht[1]). Sie zeigt, welch schweren Stand die ungünstige Verkehrslage und die Schwäche der unsteten Wasserkräfte der Industrie dieses Gebirges bereiten. An Unternehmungsgeist, Fleiß und Beharrlichkeit hat es weder den Holzstoffmühlen, noch der Fabrikation von Holzstiften, Zündhölzern gefehlt. Aber die Zündholzindustrie hat, seit der Übergang zu der Herstellung schwedischer Zündhölzchen die Zufuhr russischen Aspenholzes fordert, den Vorzug der Bodenständigkeit verloren und vermag den Vorteilen anderer Produktionsgebiete nur die billige Arbeitskraft gegenüberzustellen. Namentlich aber stützt sich auf diese weitgehende Genügsamkeit der im langen Winter nach noch so karg gelohnter Arbeit greifenden Bergbewohner die Hausindustrie der Schachtelmacherei, die im Kreise Habelschwerdt, zumal dem Erlitztal, an 2800 Hände beschäftigt.

Das Ackerland nimmt wohl im Lewiner Ländchen die Hälfte, sonst aber kaum ein Drittel der Landoberfläche in Anspruch. Zu der unwirtlichen Höhenlage gesellt sich hier, soweit der Quadersandstein reicht, die Armut des Bodens und, wo der Sandstein fehlt und die Feldspatgesteine des Urgebirges eine bessere Krume versprechen, an den steilen Lehnen bei Spätenwalde und Voigtsdorf, die Geißel der

1) Margarete Bernhard, Die Holzindustrie in der Grafschaft Glatz. Inaug.-Diss. Berlin 1906.

Wildwasser. Die Dörfer sind im allgemeinen klein (meist nur 150 bis 600 Einwohner), im Gebirge baudenartig aufgelöst in zerstreute Häuser, die ihr Wiesenland düngen und bewässern. Diese aufgelockerten Siedelungen gehen erstaunlich hoch. Grunwald (780—960 m) gilt als das höchste Dorf des preußischen Staates. Nur im Lewiner Ländchen und im Tale der Reinerzer Weistritz trifft man neben ihren kleinen Städten von 1400 und 3000 Einwohnern noch je ein großes Dorf: Tscherbenei (2930) und Rückers (2080), — bäuerliche Gemeinwesen lang im Tal hingestreckt, aber auch eifrig in der Verarbeitung des Holzes und der Bausteine der nahen Berge. Außer ihnen zählt hier im Westen nur noch ein Dorf mehr als 1000 Einwohner, Friedersdorf auf der entholzten Plänerplatte, über welche die waldumkränzten Felsen der Heuscheuer herausragen, — ein Bauerndorf in hoher Lage (550—650 m). Im südlichen Teile des Habelschwerdter Gebirges walten Taldörfer vor, lang dem Dorfbach ihre Häuser anreihend, oft anmutig eingebettet in eine Furche zwischen steilen Höhen in windgeschützter, dem Obstbau holder Lage. Der Großgrundbesitz tritt hier im Westen im allgemeinen zurück. Selten nur bildet ein Dominium den Kern der Gruppierung der Bauernhäuser und der Weberhütten.

Für die Dürftigkeit des Bodens geben dem Sandsteingebiete die Steinbrüche einigen Ersatz, seit die Eisenbahnen diesem Quadergebirge nahekamen und der Sandstein von beiden Hängen des Heuscheuergebirges selbst bei fernen Bauten, wie dem des Berliner Domes, in Wettbewerb treten konnte.

Unter den Schätzen des Bodens aber gebührt auch hier der erste Platz den Heilquellen, die ihm entsteigen. Erst die tiefer dringende Erforschung des Gebirgsbaues wird die Bedingungen ihres Hervorbrechens klarer beleuchten. Ihre Reihe eröffnet hart an der Landesgrenze, nahe der Mettau, das Bad Kudowa, bisher von Norden nur über böhmische Bahnen oder auf schwieriger, die Heuscheuer streifender Bergstraße erreichbar. Von der neuen Bahn Reinerz-Nachod erwartet man eine bedeutende Steigerung des Besuches, der die kapitalkräftige Gesellschaft, in deren Besitz das Bad überging, durch große Neubauten und Vervollkommnung der Einrichtungen entgegenzukommen sich beeifert. Die kohlensäurereichen Quellen, die alkalischen Säuerlinge von recht mannigfacher therapeutischer Verwendung sprudeln in einem Talgrund hervor, der frei gegen Süden und Westen sich öffnet, gegen Norden und Osten aber wirksamer Deckung durch steile Höhen sich erfreut. Um den Teichspiegel seines Parkes entfaltet die Saison ein freundliches, aber keineswegs geräuschvolles Leben. Als eine Stätte deutscher Gesittung ist

der Platz von besonderem Wert, weil er nicht nur dicht gegenüber das tschechische Nachod hat, sondern auch in seinem Rücken hinauf gegen die Wilden Löcher und die Heuscheuer Dörfer von zäh sich erhaltender slavischer Muttersprache. Auch sonst erinnert im Lewiner Ländchen, dessen Weberdörfer sich um ein Städtchen von geringer Wirkungskraft (1905 1350 Einw.) verteilen, viel an den natürlichen Zusammenhang mit Böhmen.

Erst wenn man an dem Plänerkegel mit den Trümmern der Burg Landfried, des Hummelschlosses, vorüber die wichtige Paßhöhe überschritten hat, tritt man auf Reinerzer Boden ganz ins Innere der Grafschaft. Reinerz ist nicht etwa eine alte Bergstadt, wenn auch Eisengruben in der Nähe früher im Betriebe standen und der Name der »Schmelze« an die letzten Versuche ihrer Verwertung erinnert. Der Name der Stadt ist vielmehr aus einer der Genitivformen erwachsen (Reinhards), von denen die nächste Nachbarschaft in Rückers ein zweites Beispiel gibt. Reinerz (1905 3140 Einw.) hat lange in Tuchmacherei und Leinenhandel die Hauptwurzeln seines bescheidenen Lebens gesehen. Erst die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hat die kalte und die laue Quelle von Reinerz entdeckt und zu Ehren gebracht, alkalische Säuerlinge, die namentlich von Kranken der Atmungsorgane aufgesucht werden. In den letzten Jahrzehnten ist viel geschehen, um die Mannigfaltigkeit und die Wirksamkeit der Kurmittel zu erhöhen. Die Trinkkuren sind durch die 150 m lange Wandelbahn unabhängiger geworden von des Wetters Gunst. Die Badeeinrichtungen sind zu sehr vollkommener Entwicklung gebracht worden. Nur über das als Vorhalle der Baderäume angelegte Palmenhaus mit den kühlen Steinfliesen und der von dem Stoffwechsel feucht gehaltener Gewächse veränderten Luft dürften die Urteile geteilt bleiben. Gerade Reinerz ist kein Ort, wo man Grund hat, sich nach Kühle und Schatten zu sehnen. Der Morgen findet den flachen Talgrund nach kräftiger nächtlicher Ausstrahlung zu empfindlicher Frische erkaltet, und nachmittags verschwindet die Sonne ziemlich früh hinter den Bergen, die im Südwesten das gegen Nordosten sich öffnende Tal abschließen. Die längere Besonnung der vordersten Villen des Taleinganges wird als ein entschiedener Vorzug empfunden. Am höchsten wird Reinerz der rüstige Kurgast schätzen, der nicht auf die nächsten Spaziergänge sich zu beschränken braucht, sondern an den landschaftlichen Reizen der weiteren Umgebung sich zu erfreuen vermag; er dürfte Reinerz vor Landeck den Vorzug geben. Aber der »genius loci« hat in Landeck einschmeichelndere, freundlichere Züge.

Noch am Fuße des Gebirges hat sich ein jüngerer Kurort zweiten Ranges entwickelt, in Alt-Heide, am Rande des Senkungsfeldes der inneren Grafschaft. Man kann kein erfrischenderes kohlensaures Wasser trinken, als den Josephs-Brunnen; auch den Bädern der Eisensäuerlinge, der sogenannten Stahlquellen, wird vortreffliche Wirkung nachgerühmt. Jedenfalls ist die Lage am Ausgang des Höllentales, der Engschlucht, in welche die Weistritz abwärts von Rückers, zu Füßen der jugendlichen Burg Waldstein sich vertieft, überaus anmutig und vereint mit den Schlendergängen der nächsten Umgebung eine wohltuende, durch die Bahnlinie erhöhte Bewegungsfreiheit für weitere Ausflüge. Auch hier ist die Kapitalkraft einer Aktiengesellschaft für die Entwicklung des Kurorts eingetreten.

Zu den Badeorten gesellt sich eine lange Reihe lockender Sommerfrischen, denen oft der besondere Charakter ihrer Lage eigentümliche Vorzüge sichert. Namentlich Dörfer am Rande der vom Heuscheuergebiete weit südostwärts ins Innere der Grafschaft hineinstreichenden Quadersandsteinplatte, die mit armer Bodenkrume ein sehr spärlich entwickeltes Wassernetz verbindet, Orte, wie Falkenhain, heben sich unverkennbar, sowie der Fremdenstrom ihre Flur berührt. Dieser das Gebirge suchende Verkehr mildert ein wenig den bedeutenden Abstand, der in den wirtschaftlichen Verhältnissen die Bewohner der Berge von den weit günstiger gestellten Siedelungen des Senkungsfeldes trennt.

Nur ein Zug des Naturbildes verbindet beide Naturgebiete zu gleichem Verhängnis: die verheerende Kraft der gewöhnlich unscheinbaren, aber nach kräftigen Güssen furchtbar anschwellenden Gewässer. Volkmer[1]) hat eine lange Liste der Wassernöte aufgestellt, die über das Glatzer Ländchen hereingebrochen sind und zum Teil mehr als ein Lebensalter in der Erinnerung der Bevölkerung wie Denksteine ihres historischen Bewußtseins fortleben. Dem Entschluß tatkräftiger wohlerwogener Abwehr dankt die Gegenwart Lepplas tiefgehendes Werk. Seine Untersuchung der Ursachen des Unheils hält auseinander die unabwendbar hinzunehmenden kräftigen atmosphärischen Niederschläge des Gebirges, die menschlicher Einwirkung nicht ganz unzugängliche Stoßkraft der Gewässer, die von dem Gefälle und der Wasserhöhe abhängig ist, und endlich das rein durch den menschlichen Willen bedingte Vorrücken menschlicher Siedelungen in die gefahrvollste Nähe, geradezu in das Bett des Hochwassers. Wie der Fortschritt der Besiedelung nach aufwärts sie bis-

1) Glatzer Vierteljahrsschr. IV 123.

weilen über die Höhengrenze natürlicher Lebensfähigkeit hinausgeführt hat, so sind nach einer Zeit, die hochwasserfreie, sichere Lagen für ihre Wohnplätze wählen konnte, spätere Geschlechter in notgedrungener Verwegenheit an die Bäche selbst herabgestiegen und haben oft erst durch deren Einschränkung sich selbst die Grundlage einer Heimstatt zu schaffen sich erkühnt. Aber schon die ursprüngliche Dorfanlage der mittelalterlichen deutschen Kolonisation hat ihre Häuserzeilen derartig an den Dorfbächen aufgereiht, daß »die Berührungsflächen des Hochwassers mit den Siedelungen um Vielfaches größer« wurden, als es bei einer fester geschlossenen, rundlichen Dorfanlage hätte geschehen können.

Diese starke Bebauung der Talsohlen beschränkt auch eins der Abwehrmittel, die Anlage von Staubecken zur Aufspeicherung des Hochwassers und planvoller Verwertung dieser Wasservorräte im Dienste der Industrie, noch bestimmter, als es die Natur allein tut, auf den Bergrahmen der Grafschaft; selbst in ihm sind die dafür geeigneten Örtlichkeiten spärlich genug. In Ausführung begriffen ist die Anlage eines Staubeckens unterhalb des Wölfelsfalles. Auch ein auf 1,1 Million cbm Wasserinhalt berechneter Stauweiher an der Mohre bei Seitenberg im Talgebiet der Landecker Biele ist bereits über den Entwurf hinaus in tatkräftiger Vorbereitung. Diese Unternehmungen und die Befestigung gefährdeter Flußufer erfordern den Aufwand bedeutender Mittel. So hilfreich der Staat eingreift, wird doch die unvermeidlich auf die Uferbewohner selbst fallende Belastung von vielen wirtschaftlich Schwachen schwer empfunden.

Auch diese Aufgaben der Gegenwart lassen den Unterschied der wirtschaftlichen Kraft des Gebirges und des tiefer liegenden mittleren Kernes der Grafschaft deutlich erkennen. Er wird großenteils gebildet durch Senkungsfelder. Ihr Vorteil gegenüber dem Bergrahmen ruht nicht allein in der geringeren Meereshöhe, der milderen Temperatur, den mäßigeren Niederschlägen, sondern mit dem bedeutenden Alter dieser klimatischen Vorrechte steht auch eine günstigere Bodenbeschaffenheit in ursächlicher Verbindung. Die abtragende Wirkung der Atmosphäre hat auf den Höhen des Bergkranzes die einst auch hier in weiter Ausdehnung entwickelte Kreideformation bald vollständig beseitigt, bald wenigstens so weit, daß ihre tonreicheren oberen Lagen verschwunden und hauptsächlich die Bänke des Quadersandsteins erhalten geblieben sind; dagegen hat die in tiefere Lage herabgesunkene Mitte der Grafschaft eine viel geringere Abspülung erfahren; die dem Pflanzenleben reichere Nährstoffe bietende oberste (senone) Abteilung der Kreideformation, die sogenannten Schichten von Kieslingswalde,

sind nicht nur bei diesem Dorfe, sondern auch sonst in ansehnlicher Verbreitung erhalten geblieben. Sie bilden ebenso wie die mergeligen Glieder der älteren Plänerbildungen einen vortrefflichen Ackerboden. Und jenseits der Nordgrenze des am Roten Berge endenden Neiße-Grabens hat auch das Diluvium zu der Bodenbildung des Innern der Grafschaft seinen Beitrag geliefert. Die Ziegeleien vor der Westseite von Glatz schließen einen mit Geschieben nördlichen und zum Teil wirklich nordischen Ursprungs gespickten Lehm auf, den eine in die Grafschaft eingedrungene Zunge der Vereisung Norddeutschlands hier als Grundmoräne hinterlassen hat.

Auf der welligen Oberfläche des Senkungsfeldes, die von Süden gegen Norden sich sanft neigte, sammelten sich die in seinen Schoß niederrinnenden Gewässer zur Bildung des Neißeflusses. Auch er hat seine Geschichte. Ehe er in den Boden des Senkungsfeldes sich seine tiefe, zum Teil von felsigen Rändern begrenzte Talfurche eingrub, hat er auf der Oberfläche des Landes, das heute als Hochplatte zu beiden Seiten über diesem Talgrund sich ausbreitet, wechselnde Bahnen verfolgt, deren Zug die geologische Forschung, geleitet durch die hinterlassenen Flußgerölle, noch heute wiederzuerkennen vermag. So erschloß aus diluvialen Neißeschottern Leppla einen östlicheren älteren Neißelauf, der von Schönfeld über Ebersdorf (Kirche), den Lindenjäger (bei Wölfelsdorf) nach Nieder-Langenau zog; das kürzere heutige Neißetal, dessen Felsenkanten den landschaftlichen Reiz des Bades Langenau bedingen, ist eine jüngere Schöpfung der Erosionskraft des Flusses. Seine Seitenbäche bauten beim Austritt aus dem Gebirge, wo sie einen Gefällsbruch erlitten, sich flache Schuttkegel auf, wurden aber dann durch das allgemeine nördliche Gefälle der Hochebene gewöhnlich etwas abgelenkt von der kürzesten Richtung zum Hauptfluß, den sie meist nördlicher erreichen, als ihr Gebirgslauf zu verheißen scheint. Auch sie schneiden, je nach ihrer Kraft, in die Hochfläche ein und locken, je tiefer ihre Talfurche ist, um so sicherer die Ansiedelungen, denen sie die Richtung der Dorfzeilen vorschreiben, in den Windschutz ihres Grundes hinab.

Die Mitte der Grafschaft ist ein kräftiges Bauernland und ein Gebiet mäßig großer Rittergüter. Fast in jedem Orte paaren sich Dominium und Rustikale und wetteifern (die Herren meist mit etwas überlegenem Erfolge) in der Pflege des fruchtbaren Bodens. Wenn aber die Dichte der Bevölkerung hier den Durchschnitt Schlesiens und insbesondere auch den Mittelschlesiens erheblich übersteigt, so trifft davon ein Anteil auf die Industriebetriebe, die der Wasserkräfte der Talsohlen sich bemächtigt und dem Leben der Dörfer eine höhere Mannigfaltigkeit

gegeben haben. Der Wald ist eingeschränkt auf 15% der Fläche; der Feldbau nimmt zwei Drittel des Landes ein, und sein Kreislauf ist es, der bald mit wogenden Ährenfeldern, bald mit starrenden Stoppeln dem Landschaftsbilde Farbe und Charakter gibt. Die Karte wird beherrscht von dem Bilde der Gewanne-Einteilung der großen deutschen Kolonistendörfer, die langgestreckt den Wasserläufen folgen. Die größten von ihnen, bisweilen mit einer Feldmark von 1600—2000 ha, sind auf dem rechten Neißeufer das behäbige Ebersdorf (1360 Einw.), Wölfelsdorf (1780), Kieslingswalde (1040) mit Plomnitz (840), Neu- und Alt-Waltersdorf (1120 + 1270). Alle überstrahlt an der Biele das schon bei ihrer Beschreibung genannte Ullersdorf (2640), an das Eisersdorf (1100) abwärts sich reiht. Die letzte Dorfzeile oberhalb Glatz bildet Nieder-Hannsdorf (1340), dessen obere Fortsetzung sich schon in eine Bodenfalte des Bergrandes einschmiegt. Das linke Neißeufer wird ähnlich aufgeteilt unter die langen Dorfreihen von Alt-Weistritz (1000), Alt-Lomnitz (1240), Alt-Wilmsdorf (1090), Schwedeldorf (1620 Einw.), von dessen großen Gutshöfen der des Niederdorfs den Kern des v. Münchhausenschen Majorats (1425 ha) bildet, während der oberste zu des Fürsten von Putbus Herrschaft Wallisfurth (1356 ha) gehört. Überaus auffallend stechen von diesen großen deutschen Kolonistendörfern, sobald man Glatz sich nähert, durch einen abweichenden, rundlicher geschlossenen Grundriß und die Kleinheit ihrer Flur die alten Dörfer slavischen Ursprungs ab.

Aber der dichteste Kranz von Siedelungen, ein anmutiger Wechsel von Dörfern und Städtchen, geleitet die Neiße. Nicht umsonst vereinen sich am oberen Ende ihres nördlich gerichteten Talweges die lockenden Dorfnamen Schönau, Schönfeld, Schöntal in beinahe aufdringlichem Wettbewerb. Die senonen Tone von Kieslingswalde bilden hier bereits um Mittelwalde den Untergrund des sorgsam entholzten Landes in wohltuendem Gegensatz zu den steilen, steinigen Gneishöhen der westlichen und östlichen Nachbarschaft. Nur die bedeutende Höhenlage schränkt hier die Wahl der Feldfrucht und die Ernteerträge noch ein.

Mittelwalde, das oberste Städtchen des Neißetales (439 m), 5 km von der Landesgrenze, ist ein Paßort, der Ausgangspunkt der jenseits der Landesgrenze bei Lichtenau bald sich verzweigenden Straßen nach Böhmen und Mähren. Die erstere folgt der Stillen Adler, die eine malerische Felslandschaft aus der Quadersandsteinplatte herausmodelliert. Mähren, zunächst Olmütz, ward früher durch den Paß von Rotwasser (Hombalek) über Schildberg und Hohenstadt erreicht, nun durch die Bahnlinie über Grulich. Allerdings hat dieser Aus-

weg des Landes über Mittelwalde lange gegenüber der Verbindung Glatz—Prag über Reinerz nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt, erst durch den Bahnbau der Neuzeit den Vorrang gewonnen. Daß davon Mittelwalde großen Vorteil ziehen könnte, ist allerdings bei der Natur des modernen Schnellverkehrs nicht zu erwarten. Wichtiger wird immer die Stellung des Städtchens (1905 2930 Einw.) als Sammelplatz der Arbeiten der Weberei und Bleicherei der Umgebung sein. Für den lebhafteren Touristenverkehr liegt es schon zu weit ab vom Rande der Berge. Im Bilde des Ortes tritt das Schloß des Grafen Althann hervor, ein Bau des 16. Jahrhunderts, den die Zeit der Gegenreformation durch einen Barockflügel erweiterte.

Unterhalb Mittelwalde füllen die Dörfer Herzogswalde und Schönfeld die Talfurche der Neiße. Zwischen den Mündungen des Ebersdorfer Baches und der Wölfel sind die Dörfer Ober- und Nieder-Langenau (zusammen 1920 Einw.) die Gefährten des Flusses, den die Uferhöhen bei Bad Langenau beinahe um 100 m überragen. Am Vereinigungspunkt dreier Seitentäler, der Wölfel und der Plomnitz von Osten, der Weistritz aus Westen, liegt die Hauptstadt des oberen Neißetales Habelschwerdt (1905 6000 Einw.) auf dem hohen linken Uferrande der Neiße, am nördlichen Ufer der Weistritz. Die Bedeutung der Lage wird durch die Windungen der Neiße erhöht, die hierher den Flußübergang der Straße Glatz—Mittelwalde verwiesen. Die ertragreichen Gefilde der Umgebung machten Habelschwerdt zu einem wichtigen Getreidemarkt. Auch Holzhandel stand von jeher in Blüte, zumal die Stadt selbst in Besitz großer Waldungen (1810 ha) kam. Unter den Gewerben trat vormals die Tuchmacherei hervor. Für die Entwicklung der Stadt war die von Natur geschützte Lage wertvoll. Im Westen waren die dicht bewaldeten Rücken der Gebirge zu beiden Seiten der Erlitz für Heerkörper schwer, im Osten das Massiv des Schneeberges gar nicht überschreitbar, und die südliche Straße von Mittelwalde war kein üblicher Heerweg. Gerade deshalb gelang im Januar 1779 dem General Wurmser so überraschend die Überrumpelung des Platzes von Kronstadt aus.

Eine beinahe ununterbrochene Dorfreihe verbindet längs der Neiße Habelschwerdt mit dem 15 km nördlicheren Glatz; ihren Kern bildet Grafenort (1300 Einw.), der Sitz der Grafen von Herberstein, deren im 16. Jahrhundert erbautes Schloß nach Lutsch der bedeutendste schlesische Schloßbau jenes Zeitalters ist und in dem Renaissancebau des Schlößchens Ratschin, des sogen. Ratschenhofes nahe gegenüber am rechten Neißeufer, ein kleines, eng verwandtes, wohl aus desselben Meisters Hand hervorgegangenes Gegenstück



Glatz.

besitzt. Wohl hat die Barockzeit an dem Schloßbau manches hinzugetan, ihn mit einem ihrem Geschmack entsprechenden Garten umgeben, und auch über dessen Formgebung ist die Neuzeit wieder umgestaltend hingegangen. Aber noch in dieser den Wechsel der Zeiten verratenden Erscheinung ist Schloß Grafenort den Schlesiern teuer. Im Schatten seiner Gastlichkeit sproßten die ersten Schlesischen Gedichte K. v. Holteis und wurde manch Kapitel seiner »Vierzig Jahre« nicht geschrieben, wohl aber erlebt. Jetzt hat im alten Schloßbau wieder ein stilles Zeitalter das bunte Leben jener Tage abgelöst. Der Name Grafenort wird häufiger in ganz anderem Sinne genannt; das schnell beliebt gewordene kohlensaure Wasser, das man hier erbohrte, hat ihm einen neuen Klang gegeben. Es erinnert an die Bruchlinien Reinerz—Grafenort und Rengersdorf—Grafenort, welche die Südostecke der von der Heuscheuer gekrönten Schichtentafel umgrenzen. Nicht weit abwärts von Grafenort tritt der alte Schieferzug der Eisenberge, die das Bieletal im Süden abschließen, mit einem 500 m hohen Endgliede hart an das rechte Neißeufer heran. Damit empfängt die obere Kammer des Neißetales einen augenfälligen Abschluß, ihre Beherrschung durch Habelschwerdt eine wirksame Betonung.

Schon in das Weichbild von Glatz fällt das lange nächste Dorf des Neißeufers Rengersdorf (2260 Einw.) mit großer Baumwollweberei. An seinem Nordende, gerade gegenüber der Bielemündung und oberhalb des Einfalles der Reinerzer Weistritz, liegt der Rote Berg (386 m), 88 m hoch schroff abfallend zum Spiegel der Neiße, nicht nur ein eindrucksvoller Aussichtspunkt, sondern bedeutsamer noch für den Einblick in den geologischen Bau der Grafschaft. Die Sandsteinbrüche enthüllen die scharfen Verwerfungsflächen, mit denen die abgesunkene Scholle der Kreideformation längs der Linie Piltsch—Albendorf gegen die alten Sandsteine des Rotliegenden und diese wieder gegen die Hornblendeschiefer des Glatzer Plateaus absetzen, dessen Oberfläche das Diluvium überdeckt und ebnet. Diese Tatsache mildert den landschaftlichen Eindruck des Überganges über die geologische Grenze des Glatzer Senkungsfeldes. Wir bleiben auch nördlich von ihr im Innern des Glatzer Kessellandes, dessen Schranke erst die Berge bezeichnen, zwischen denen die Neiße nördlich von Glatz ihren gewundenen Engweg beginnt.

Nur 3 km nördlich vom Roten Berge treten wir ein in die südlichen Häuservorposten von Glatz. Zu den drei Tälern der Biele, der Neiße und der Weistritz, die etwas oberhalb von der Hauptstadt

der Grafschaft sich vereinen, tritt wenig unterhalb der von Nordwesten heranziehende Talweg der Braunauer Steine hinzu. So sammelt Glatz die Wege aus allen Richtungen des Ländchens, um sie mit dem Zuge der Gewässer nordwärts durch die Pforte von Wartha ins schlesische Vorland hinauszuführen. War dadurch seine Bedeutung als Hauptort des Ländchens gesichert, so war die Lage genauer vorgezeichnet durch einen den westlichen Talrand der Neiße (Bett 286 m) noch merklich überragenden Felskopf von Urtonschiefer, den Donjon (368 m) der Neuzeit. Er bildete, weithin die Umgebung überschauend, die natürliche alte Landesburg. Unter der Burghöhe, auf einer schmalen, stark geneigten Stufe ihres Osthanges, die dem Ringe selbst eine merkliche Abschüssigkeit aufnötigt, siedelte sich der Marktflecken Glatz an — der Kern der späteren Stadt, die schon vor dem Dreißigjährigen Kriege auf der Südseite des Berges sich einen freieren, geräumigeren Platz für ihr weiteres Wachstum zu sichern suchte. Erst die Verheerung nach dem Sturze des Winterkönigs beschränkte die Stadt, und die Befestigungen schnürten ihre Entwicklung derartig ein, daß sie ein enger, unfreundlicher Wohnplatz wurde, dem halb die Kasernen der Garnison, halb die Kasernen der Kirche, die düsteren Klöster, das entscheidende Gepräge gaben. Nicht die Stadt wuchs, nur die Festung, wenn Friedrich der Große auch den nordöstlich von ihr gelegenen Schäferberg (346 m) am rechten Ufer, der bis dahin immer eine Stütze der Angreifer gewesen war, in die Befestigungen mit einbezog. Die Geschichte verzeichnet die Prüfungen, die kriegerische Zeiten (1741, 1745, 1760, 1807) über die viel umstrittene Stadt verhängten. Zum letzten Male wappnete sie 1866 sich für den Fall einer Verteidigung. Endlich 1877 fiel die gegen die Fernwaffen der Neuzeit wertlos gewordene Umwallung. Seither erst begann die Stadt, deren Kernwerk als Depotplatz noch erhalten bleibt, freier sich zu entwickeln, sich der herrlichen Lage bewußt zu werden und unbeengt dem reizvollen Bilde der weiteren Umgebung sich einzufügen. Der Niederblick von den Promenaden des Schäferberges trifft heute schon eine wesentlich veränderte Stadt. Der Verkehr der Schienenwege, die bereits alle fünf Strahlen des Talsterns der Stadt zu erhöhter Wirkungskraft erheben, weckt in ihr eine früher ganz fehlende industrielle Regsamkeit, die teils in den Dienst der Landwirtschaft sich stellt, teils die Erzeugnisse der Grafschaft verarbeitet. Aber noch immer ist Glatz (1905 16050 Einw.), der alte Brennpunkt der geistigen Bewegungen der Grafschaft, nicht in dem vollen Grade ihr wirtschaftliches Lebenszentrum geworden, wie es ohne seine kriegerische Vergangenheit sich von selbst ergeben konnte.

Es ist merkwürdig, wie das Zeitalter der Eisenbahnen in der Umgebung von Glatz den ältesten Wegen des Neißetales seine Neuschöpfungen wieder angenähert hat, während jahrhundertelang die schüchterne Straßenbaukunst die Berührung mit dem nicht ungefährlichen Flusse mied und lieber beschwerliche Umwege über seitliche Höhen oder selbst über steile Bergschultern auf sich nahm. Namentlich in die Engen des Wartha-Passes, in die einst die älteste böhmische Besiedelung der Grafschaft tschechische Dörfchen vorschob, hat erst die Eisenbahn wieder sich hineingewagt. Allerdings fand sie nicht mehr die Terrassenränder vor, an die der älteste Verkehr sich gehalten haben mag, sondern mußte den steilen, zu Rutschungen geneigten Felslehnen des Eichberges den Raum für ihr Gleis abringen; teilweise war Tunnelbau das einzige Mittel, vorwärts zu kommen.

Lenken wir von den Höhen von Glatz den Blick nordwestwärts in die zwischen Heuscheuer und Eulengebirge ausgetiefte Sohle des Steinetales, so können wir sie als natürliche Fortsetzung der tiefliegenden Mitte des Glatzer Beckens betrachten, wiewohl nur längs der Nordostseite dieses Talgebietes von Rothwaltersdorf über Ebersdorf nach Volpersdorf und weiterhin längs des Eulengebirgsrandes bis Hausdorf eine starke, durch Staffelbrüche vermittelte Absenkung der vom Rotliegenden und dem Karbon eingenommenen Talmitte gegenüber dem Rahmen älterer Gebilde (Gneis, Devon, Kulm) erkennbar ist, während im Südwesten die Platte des Rotliegenden ohne Schichtenstörung, einfach durch Überlagerung unter der mächtigen Decke der oberen Kreideformation, namentlich dem Quadersandstein der Heuscheuer, verschwindet. Auch die Mitte des unteren Steinegebietes ist eine fruchtbare Ackerlandschaft, nach Schrollers unmittelbar aus dem Leben geschöpften Urteil, wie nach den Ziffern der Ertragsstatistik gerade der beste Teil der Anbaufläche der Grafschaft. Hier liegen ihre größten Rübenfelder, hier auch der Schwerpunkt ihres Weizenbaues, nicht durchweg auf der Verwitterungskrume der roten Sandsteine und Letten des Grundgebirges, sondern zum Teil auf Lößlehm, der längs des Flusses bis hinauf nach dem dreiteiligen Dorfe Steine (1450 + 1660 + 820 Einw.) und vereinzelt noch bei Tuntschendorf und Walditz, namentlich aber in der nördlichen Seitenbucht um Eckersdorf und Schlegel ansehnliche Flächen einnimmt, die zumal über gut durchlässiger Schotterunterlage reiche Ernten tragen. Von den großen Grundherrschaften hat die des Grafen Magnis (Eckersdorf), die sich quer über das Talgebiet von der Eule bis an das Quadergebirge erstreckt, an diesen Erfolgen der Landwirtschaft namhaften

Anteil. Aber das Schwergewicht fällt hier entschieden in das Bauernland. Der Ertrag des Bodens mindert sich mit der Annäherung an das Heuscheuergebirge. Die Meereshöhe wächst, und das Erdreich wird sandiger. Aber auch jener Streifen vor dem Gebirgsrand hat seine eigene Bedeutung. Sein Vorort ist das Städtchen Wünschelburg (2770 Einw.). Sein böhmischer Name Hradek ist auf ein Jagdschloß am Rande der Bergwaldungen gedeutet worden, könnte aber doch auch eine alte Burganlage bezeichnen, die auf der kürzesten, die Biegungen des Steinelaufs abschneidenden Verbindung zwischen Braunau und Glatz da sich erhob, wo ein zwischen dem Braunauer Stern und der Heuscheuer das Sandsteingebirge überschreitender Bergpfad von Politz und Hronow über das Steinerne Kreuz und Machau eintraf. Die erste urkundliche Erwähnung des Städtleins fällt 1290. Ackerbau und Kleingewerbe, auch Textilindustrie (Leinwand und Tuch) sind Erwerbsquellen der Bewohner.

In einem Seitental der Posna, die an Wünschelburg und dem alten Schloß von Rathen vorüberzieht, liegt südöstlicher Albendorf (1500 Einw.), ein kräftiges Bauerndorf, das aber weiter bekannt ist als Wallfahrtsort. Die große, prunkend in die Ferne schauende Rokokokirche, eins der mächtigsten Bauwerke der Gegenreformation in Schlesien (1693 begonnen, 1730 vollendet), ist eine Schöpfung des Ritters Daniel von Osterberg († 1711), dem auf einer Reise nach dem Heiligen Lande die Sehnsucht aufgegangen war, seine Heimat — nach Möglichkeit — zu einem kleinen Abbild Jerusalems zu machen. Ihm danken die biblischen Namen der Hügel, Bäche, Teiche um Albendorf (Zion, Kidron, Bethesda) ihre Namen; er war einer der Zeugen, deren Eidschwur die Wundererscheinungen, die in Albendorf sich zugetragen, erhärtete. Er hat so den Ruf der Muttergottes von Albendorf begründet, der noch heute jährlich an 80000 Pilger hierher zieht. Mit der nur durch ihre Züge und das Krammarktsleben des heiligen Ortes unterbrochenen Stille, die über dem Südrande des Steinetales waltet, steht in immer wachsendem Gegensatz das Arbeitsgetriebe, das im nördlichsten Teile der Grafschaft die Bevölkerung dichter als anderwärts schart und mannigfaltiger beschäftigt.

Die nördliche Schranke der Grafschaft, der mächtige Kamm des Eulengebirges, ist so fest geschlossen und fällt so steil beiderseits ab, daß nur beschwerlich und in bedeutender Höhe wenige Straßen seinen First überschreiten. Das gibt dem Paß von Silberberg (560 m) seinen vorwiegenden, den Verkehr anziehenden Wert. Der Straße, die sich in ihn einfädelt, und der Eisenbahn, die nun mit südlichem, ins Tal von Herzogswalde ausgreifendem Bogenzug seinen Scheitel gewinnt,

sicherten wenig westlicher die großen Kalksteinlager des Kohlenkalkes und des Devon bei Neudorf und am Steilrand der Bergstaffel bei Ebersdorf (1350 Einw.) eine nicht unbedeutende Frachtbewegung; eine weite Umgebung hat sich von hier mit Kalk zu versehen. Die scharf eingeschnittenen Täler der beiden Dörfer sind, da dichte Waldung die östlicheren Kulmhöhen deckt, die natürlichen Abstiegswege von Silberberg gegen das Steinetal. Dem Ebersdorfer Bach folgt nun auch die Eulengebirgsbahn durch den von Diluviallehm überstrichenen und eingeebneten Flachgrund des Karbons beim großen Dorfe Schlegel (3700 Einw.) und den engen Durchschnitt einer mächtigen Tafel roter Sandsteine hinab nach Mittelsteine. Sie bietet so ein volles Querprofil durch das Neuroder Ländchen, nach des besten Kenners, des aufnehmenden Geologen, überzeugendem Urteil das abwechslungsreichste und verwickeltste Gelände Schlesiens.

Die alte Straße Glatz—Neurode hielt sich naturgemäß an den am ebensten sich dem Verkehr öffnenden Gürtel der Kohlenformation, in dem der Hangende Flözzug von Eckersdorf (Grube Frischauf) über Schlegel (kons. Johann Baptista) bis nach Kohlendorf und Kunzendorf (kons. Ruben) im Nordosten von Neurode entwickelt ist. Mit einer allmählichen Steigung von 100 m durchmißt die Straße die 13 km von Möhlten an der Steine bis vor die Ostseite Neurodes und verbindet mühelos eine Reihe regsamer Ortschaften. Unter ihnen enthält Eckersdorf (1440 Einw.) den in einem Parke geborgenen Herrensitz des Grafen Magnis; eng vereint liegen hier die drei Unternehmungen, durch die dies Geschlecht in die Förderung der Landeskultur eingegriffen hat: der alte berühmte Merinostall, von dem die Erfolge der schlesischen Schafzucht ausgingen, die alte Zuckerfabrik, die erste sich behauptende Schlesiens, die Grube Frischauf (Alexanderstollen s. S. 243). In Schlegel liegt der Land- und Grubenbesitz des Grafen Pilati. Aber die stärkste Förderung hat in diesem Bergwerksgebiet die kons. Rubengrube des Grafen Magnis bei Kohlendorf und Kunzendorf (3140 Einw.) in unmittelbarer Nachbarschaft der Kreisstadt. Sie besitzt überdies eine besondere Bedeutung durch die vollkommenste Entwicklung der im Geleit der Kohlenflöze auftretenden feuerfesten Schiefertone, die zur Herstellung basischer tonerdereichster Schamottesteine, insbesondere im Verein mit geschlämmtem Kaolin, so geeignet sind wie kaum ein anderer Rohstoff Deutschlands.

Die nach Hausdorf (3250 Einw.) und Mölke (1130 Einw.) weiterstreichenden Kohlenlager (Grube kons. Wenceslaus) des Hangenden Flözzuges sind die wertvollsten, aber doch nicht die einzigen dieser

Gegend. Östlicher tritt hart am Rande der Eulengebirgsgneise am oberen Ende von Volpersdorf (2400 Einw.), von der Grube kons. Rudolph aufgeschlossen, der Liegende Flözzug auf. In Volpersdorf vereinen sich zwei nach Neurode (4 km) ziehende Straßen, eine den südlichen Gebirgsrand begleitende von Silberberg, eine das Gebirge im Volpersdorfer Plänel (710 m) übersteigende von Langenbielau. Auch die Bahnlinie nähert sich ihm unmittelbar mit einem den Abstieg von Silberberg gegen Ebersdorf erleichternden Abstecher.

Im Westen des niedrigen Landgürtels der Kohlenformation, dem über Eckersdorf und Schlegel die Straße Glatz—Neurode folgt, erhebt sich erst sanft geböscht, dann steil zu 200—250 m relativer Höhe anstrebend ein breiter, waldiger Bergrücken des Rotliegenden (Konglomerate, Sandsteine, Porphyrtuffe, Schieferton). Er beginnt in der Nähe von Mittel-Steine, das gerade durch diesen verkehrsfeindlichen Riegel zum Knotenpunkt der Bahnlinien zwischen Silberberg, Glatz, Braunau, Neurode bestimmt wird. Nur der Bach von Ebersdorf und Schlegel durchschneidet ihn in schmaler Schlucht. Unmittelbar nördlich von dieser krönt ihn die weit ins Land schauende Kapelle des Allerheiligen-Berges (648 m) bei Schlegel, umgeben von einer Menge Steinbrüche in den »hellrotbraunen Bausandsteinen des Unteren Rotliegenden«, deren feste, mächtige Bänke die Erhaltung und die Steilheit dieses Bergrückens bewirkten. Dem Höhenscheitel nordwestwärts folgend, erreicht man den Annaberg und blickt über seinen Nordhang nieder auf die merkwürdige Lage Neurodes im Tal der Walditz, die hier den Rücken südwestwärts gewendet durchschneidet, um mit ihrem Unterlauf, dem Wegweiser der Eisenbahn, dessen Westfuß bis Schloß Scharfeneck an der Steine zu begleiten. Das südöstlich gerichtete obere Walditztal zwischen dem Eulengebirge und dem Braunauer Porphyrgebirge, in welchem das Ausgehende der zwischen die Bänke des Rotliegenden geschalteten Decken von Eruptivgesteinen größere Ausdehnung und durch die Bildung der Kammhöhe herrschende Bedeutung gewinnt, ist der Zugang zum Weistritzgebiet und zum Waldenburger Ländchen. Auf dem Zusammentreffen dieser rechtwinklig sich treffenden Wege des unteren und oberen Walditztales und ihrer Fortsetzung nordostwärts gegen Volpersdorf, südöstlich gegen Schlegel und Glatz beruht der Vorzug, der die keineswegs bequeme Lage der Stadt Neurode über die Ortslagen der Umgebung heraushebt. Neurode, nicht vor dem 14. Jahrhundert genannt und wohl erst im 15. zur Stadt erhoben, liegt recht ungewöhnlich, mit steil ansteigenden Straßen angeschmiegt an den östlichen Talhang der Walditz; eine bestimmte Stufe trennt Ober- und Unter-

stadt. Auf allen Seiten erheben sich über den Talgrund (400 m) steile Berge von bedeutender Höhe; im Süden der Annaberg (647 m), eine herrliche Aussichtswarte zur Überschau der energisch gegliederten Landschaft, im Nordosten der Galgenberg (513 m), im Westen die Pfarrlehne (613 m).

Die meisten der von Neurode ausgehenden Wege haben erhebliche Steigungen zu überwinden. Kein Wunder, daß Neurode, ehe die Eisenbahn das Tal aufschloß, ein recht bescheidenes Bergstädtchen war. Die zahlreichen Tuchmacher, die wichtigste Zunft (1810 451), hatten es nicht leicht, ihre Gewebe in die Welt zu vertreiben. Die Dürftigkeit des Lebens forderte den Spott der behäbigen Bauern unten im Steinetale heraus, der sich in einem derben Liede, das man noch heute »duba zu Neurude« nicht gern hört, niederschlug, dem muntersten Erzeugnisse schlesischen Bauernhumors[1]). Die Lage der Bevölkerung wurde nicht gerade erleichtert durch die enge Fühlung mit einer ihre vermeintlichen Rechte scharf betonenden Grundherrschaft, den Stillfrieden von Rattonitz. Sie opferten diesen Besitz 1813 für die Rüstung eines Freikorps, verkauften ihn an den Grafen Magnis.

Eine neue Zeit brach für Neurode erst an, als sein Anschluß an die Eisenbahn die Ausbeutung der unterirdischen Schätze steigerte und neue Kräfte in den Dienst der Arbeit und des Verkehrs stellte. Die Tuchfabrikation hat eine zeitgemäße Umgestaltung erfahren. Auch andere Zweige der Textilindustrie sind hier heimisch geworden. Eine bedeutende Druckerei ist aufgeblüht; der aus ihr hervorgehende »Hausfreund« ist noch heute ein einflußreiches Blatt in diesem Bergland. Zu den frei gewählten Industrien treten dann in Neurode und seinen Nachbardörfern, Walditz (1380 Einw.), Kunzendorf, Volpersdorf, noch Arbeitszweige, die der Verwertung der nutzbaren Gesteine der Gegend, der vortrefflichen weißen und roten Sandsteine, der Kalksteine und der feuerfesten Tone, sich widmen. Die steigende Entwicklung Neurodes verrät sich mehr als in der Volkszahl (7300 Einw.) in der durchgreifenden Veränderung der Physiognomie.

Wandert man im Walditztal weiter aufwärts, der ins Waldenburger Gebiet ziehenden Bahnlinie entlang, deren nächste Station Centnerbrunn als kleiner Badeort steigende Beachtung gewinnt, so mischt sich in die Erwerbsquellen der Bevölkerung neben dem Kohlenbergbau, der Kunzendorf, Hausdorf, Mölke belebt, allenthalben schon die Weberei. Sie gewinnt an Bedeutung, je weiter man aufwärts kommt,

1) Abdruck bei Schroller, Schlesien I 137.

schon in Ludwigsdorf (1700 Einw.), noch mehr in Königswalde (1370) und Glätzisch Falkenberg (1135), den Dörfern an der »Grenze«; so nennen die Leute heute immer noch die einst wirklich als Landesgrenze dienende Linie, welche die Kreise Neurode und Waldenburg scheidet. Sie stimmt ungefähr mit der Wasserscheide zwischen Walditz und Weistritz überein und macht sich im Landschaftsbild als eine kräftige Schwelle bemerkbar, die der Wagenverkehr nur an zwei Stellen überschreitet: dicht neben der Hohen Eule auf dem Sattel (745 m) zwischen Glätzisch und Schlesisch Falkenberg und bei Beutengrund (585 m) unfern Königswalde. Die Eisenbahn unterfährt bei diesem Dorfe selbst in einem 1100 m langen Tunnel den niedrigen Höhenscheitel. Während dichte Waldung die Höhen des Braunauer Porphyrgebirges, ihren nördlich vorgeschobenen Vorposten, den Spitzberg von Königswalde (778 m) und auch beträchtliche Teile des Wasserscheiderückens bedeckt, dringt am Eulengebirge die Siedelung überaus hoch empor. Die Bergdörfer lockern nach aufwärts ihren Zusammenhang; die Häuser stehen auf grünem Plan oder an den Lehnen vereinzelt an ihren Kartoffelfeldern und Krautbeeten. Auf kahlen Hängen steigen südwestlich vom Falkenberger Joch Roggen- und Haferfelder empor bis zum Scheitel der Neumannskoppe (860 m), und im Euledörfel reichen die letzten Versuche des Anbaues noch höher (890 m) hinauf, nicht weil er lohnt, sondern weil der arme Weber auf die unsichere Hoffnung einer Ernte nicht verzichten kann. Schon an diesem Hange des Eulengebirges sind wir im Lande der Handweberei und der Webernot.

2. Das Waldenburger Ländchen und die Paßlandschaft von Landeshut.

Die Fabrikschlote reichen tiefer in die Erde hinein als die Wurzeln der Weizenähren.
Hegedüs (ungar. Handelsminister).

Die Einheit dieses Landstriches und des von ihm umfaßten Braunauer Ländchens war trotz der Zerlegung durch auseinander irrende Wasserläufe für die Betrachtung des Gebirgsbaues (I S. 82—92) unverkennbar. Sie ist es nicht minder für die Kulturgeographie trotz des wunderlichen Grenzzuges, in dem die Ansprüche zweier Länder ihren Ausgleich fanden. Dem Gebiete Schlesiens fallen nach der Statistik von 1900 von dieser Naturprovinz zu:

Kreis Waldenburg	377,7	qkm	mit	143361	Einw.	auf	1 qkm	380
vom Kreise Landeshut	282,9	»	»	41649	»	»	»	147
	660,6			185010				265

Je voller des Menschen Arbeit die Natur des Gebietes in ihren Dienst nahm, desto schärfer traten als Beherrscher des Kulturbildes die in Relief, Formgebung und Bodenart bestimmt sich abhebenden Elemente des Schichtenbaues der großen, nach Südosten sich öffnenden Waldenburger Mulde hervor: die merkwürdig umeinander sich legenden konzentrischen Halbringe der geologischen Altersfolge. Einer lohnenden Einzeluntersuchung muß es vorbehalten bleiben, für die Gesamtheit der auf zwei Staatsgebiete verteilten Mulde in gründlicher Beleuchtung aller Bedingungen des Wirtschaftslebens dessen Abhängigkeit von den Grundzügen des geologischen Baues in ähnlicher Weise darzutun, wie dies Herm. Friedrich für das Waldenburger Ländchen allein versuchte[1]). Die gewaltigen Unterschiede in Verteilung und Wohlstand der Bevölkerung, auf die er hindeutete (Volksdichte für je 1 qkm 1890 auf Gneis und Kulm 101, auf produktiver Kohlenformation 558, auf Rotliegendem 56, auf Porphyr- und Melaphyrbergen 80) würden bei der Gesamtheit des Gebietes nicht minder klar hervortreten und an Reiz noch gewinnen durch die Gegenüberstellung der Quadersandsteinklötze des Muldenkerns. Gerade das Innere der Mulde hat kulturgeographisch durch die politische Zerstückelung an Wert verloren. Das Herausnehmen des Mittellaufes der Braunauer Steine hat den Verkehrszusammenhang durchschnitten, auf den die Längstalfolge von Landeck bis Landeshut natürlichen Anspruch hatte. Diese Aufteilung unter zwei Staatsgebiete, aber auch der natürliche Zerfall des großen, reichbesiedelten und hochentwickelten niedrigen Landgürtels des Oberkarbons (Tannhausen—Waldenburg—Landeshut—Liebau), den zwei waldige Bergrahmen einend umfassen, durch die quer durchgreifenden Porphyrstöcke des Hochwaldes und des Ochsenkopfes empfehlen dem Darsteller Schlesiens den Anschluß an die Gliederung der Flußgebiete. Auch sie heben sich recht individuell voneinander ab.

Die Braunauer Steine öffnet mit ihrem schmalen Durchbruchstal im Melaphyr- und Porphyrgebirge, das zwischen Neurode und Friedland die Landesgrenze trägt, die wichtige Pforte von Friedland. Wer zwischen ungewöhnlich steilen Waldlehnen ihre Engen nordwärts durchschreitet, der steht am Nordfuß des spitzen Storchberges in Langwaltersdorf vor einer Teilung der Wege, die von hier nach drei Seiten auseinander strahlen. Nordwestlich ziehen Straße und Bahn in das dem Bober zugehörige Lässigtal mit Gottesberg; nordostwärts

1) Das Waldenburger Bergland, ein kulturgeogr. Versuch. Inaug.-Diss. Breslau 1894, mit Karte der Volksdichte.

weist die Reihe der hohen Träger der elektrischen Leitung, die Friedland mit Licht und Kraft versorgt, über den leichten Paß von Althain (650 m) hinüber zu den Kraftquellen der Waldenburger Kohlenschächte, und ostwärts wird sich meist der Freund der Berge halten, dem auf dem Scheitel des Reimsbacher Sattels die Wahl bleibt, ob er nach Wüstegiersdorf zur oberen Weistritz hinabsteigen soll oder es vorzieht, auf wechselvollen Bergpfaden entweder nordwärts auf dem Dürren Gebirge einen beherrschenden Überblick über drei Talgebiete zu suchen, oder nach steilem Anstieg südwärts von den Trümmern des Hornschlosses (860 m) aus den Hauptzug des Grenzgebirges zu übersehen und sich in die Seele der Raubritter hineinzuversetzen, die im 15. Jahrhundert von hier die umliegenden Talzüge beherrschten. Der Beruf des Waldenburg-Braunauer Porphyr- und Melaphyrgebirges zum Teiler zweier Länder leuchtet sicher jedem ein, der die weithin festgehaltene Geschlossenheit, die überraschende Steilheit, die zusammenhängende Walddecke dieses Gebirges, das den Hauptkern der herzoglichen Forsten trägt, in der Rundsicht vom Hornschloß auf sich wirken läßt. Mit welcher Zuversicht werden die Herrscheraugen der Bolkonen, der Wächter schlesischer Unabhängigkeit gegen Böhmens Ausdehnungspolitik, auf diesem waldigen Wall ihrer Grenzmark geruht haben! Für Bolko I., den Begründer der schon 1292 genannten Hornsburg, war dieses Bergschloß besonders wichtig, weil damals das obere Steinetal mit Langwaltersdorf noch in der Hand einer böhmischen Herrschaft lag, der Herrschaft Freudenburg, von deren Schloß östlich von Görbersdorf noch Trümmer sichtbar sind. Das Hornschloß war also damals auch westwärts die unmittelbare Grenzwehr des Schweidnitzer Herzogtums gegenüber dem vom Heidelberg (937 m) zum Schwarzen Berge (801 m) durch die Waldung des oberen Steinetales laufenden Grenzzug. Erst Bolko II. vermochte zu einer Zeit, da seine Erbfolge bereits für Karl IV. gesichert war, das Freudenburger Gebiet zu seinem schlesischen Fürstentum zu ziehen. Die Freudenburg bestand noch 1542, während das durch Raubzüge lästig gewordene Hornschloß schon seit 1483 in Trümmern lag.

Bei der Beschwerlichkeit des Bergpfades, der von der Freudenburg über den steilen Kamm ins Braunauer Ländchen hinüberführte, kann der Hauptverkehr zwischen beiden immer nur durch die Pforte von Friedland gegangen sein. Dies Städtchen selbst gehörte zur Herrschaft Freudenburg, also bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaus zu Böhmen. Erst neuerdings ist es mit industrieller Regsamkeit (vier mechanische Webereien, Bleiche, Färbereien, Seidenspinnerei,

Papierfabrik) so weit emporgekommen, daß es die alte dörfliche Ansiedelung (Alt-Friedland), neben der es im Mittelalter erwachsen war, dem eigenen Gemeinwesen anzuschließen vermochte (4950 Einw.), ohne zwischen seinen waldigen Bergen die Anziehungskraft einer freundlichen Sommerstation einzubüßen. Aber aus dem Durchgangsverkehr zwischen Böhmen und Schlesien hat es keine namhafte Mehrung seiner Bedeutung zu ziehen vermocht. Der Wert der Pforte, die hier die Steine im Porphyrgebirge öffnet, wird beschränkt durch den Mangel einer geraden Fortsetzung dieses Straßenzuges gegen das Innere Böhmens. Gerade südwestlich von Friedland erhebt sich der unwegsamste Teil des Quadersandsteingebirges des Muldenkerns: die Felsen von Adersbach und Wekelsdorf. Ihre nordwestliche Umgehung führt ins Aupagebiet, dem die Wege über Liebau und über Schömberg für den Verkehr mit Schlesien vorteilhafter sich öffnen, und eine südöstliche Umgehung in der Richtung auf das Mettautal fällt schon in den Verkehrsbereich Braunaus, das selbst kürzere Verbindungen mit Schlesien zur Verfügung hat. So sind heute zumeist die Kohlenzufuhr für die Umgebung von Braunau und für Ostböhmen und der den »Felsenstädten« zuströmende Touristenverkehr Hauptquellen für die Belebung der Bahnlinie, die bei Halbstadt sich gabelt.

Allerdings hat das waldige Porphyrgebirge zwischen Waldenburg und Braunau sich neuerdings auch einen selbständigen Anziehungspunkt geschaffen, dessen Entstehung aufs engste mit seiner Natur zusammenhängt. Die Steilheit der Porphyr- und Melaphyrberge, die Enge und Gewundenheit der zwischen sie eindringenden Täler schafft im Schoße der Berge windgeschützte, die Sonnenwirkung voll genießende, ja sie steigernde Talwinkel. Den von Görbersdorf erkor Dr. Herm. Brehmer 1859 zur Begründung seiner Heilanstalt für Lungenkranke. Der wider die herrschende Strömung der wissenschaftlichen Überzeugungen durch Umsicht und Beharrlichkeit errungene Erfolg seines bahnbrechenden Gedankens kommt für den Besucher des Ortes zum Ausdruck in der Großartigkeit der baulichen Entwicklung seiner Anstalt und der Ausdehnung und therapeutischen Verwertung des von hohen Wäldern umfangenen Kurparkes, nicht minder überzeugend auch in der Tatsache, daß in den Spuren des führenden Geistes bald auch andere Unternehmer zur wetteifernden Ausbeutung seines Gedankens und der von ihm getroffenen Ortswahl sich einstellten. So ist Görbersdorf (1280 Einw.) ein weltberühmter klimatischer Kurort geworden, dessen Erfahrungen das Muster geboten haben für zahlreiche gleichstrebende Schöpfungen auch in anderen Gebirgen. Wer die Kurorte der Schwarzwaldtäler berührt, wird vielleicht

nicht ahnen, daß das Losungswort für ihr segensreiches Wirken zuerst in einem Tale unserer schlesischen Berge gefunden wurde.

Mit der Stille der Wälder, der Kuranlagen, der Wiesen und Felder, auch der Dorfgassen des Quelltals der Steine steht in lebhaftem Gegensatz das Fabrikgetriebe des östlich jenseits hoher Bergschranken nahe benachbarten Tales der Weistritz. Die beherrschende Berggestalt ihres Quellgebietes ist die Hohe Eule (1014 m). Sie kehrt dem Quelland der Weistritz ihren überaus steilen Westabfall zu. Auch nördlich von ihr bleibt der von Reichenbach heraufziehenden Fahrstraße an dem Wirtshaus der »Sieben Kurfürsten« ein Sattel von 750 m Höhe zu überschreiten; von da nordwestwärts ziehen etliche parallele Höhenrücken, nicht höher, aber eben wegen ihrer Mehrzahl schwerer überschreitbar, gegen das Durchbruchstal der Weistritz durch den Gebirgsrand. Seinem Gneisgebirge liegt südwestlich das Braunauer und Waldenburger Porphyrgebirge mit festgeschlossenen Höhen gegenüber. So ummauern ansehnliche Höhenrücken das Quellgebiet der Weistritz und drängen seine Gewässer zum Ablauf durch die einzige Pforte des Schlesiertales. Ihr streben die Quelladern des Flusses zu beiden Seiten eines trennenden Höhenrückens in zwei nördlich gerichteten Tälern zu. Das östliche füllt langgestreckt Wüste-Waltersdorf (2570 Einw.), das westliche nimmt dichtgereiht die 8 km lange Häuserzeile der mehrteiligen Riesendörfer, Wüstegiersdorf (5090 Einw.) und Tannhausen (3670 Einw.) ein. Die an die Verheerungen der Hussitenzeit mahnenden Vorsilben[1]) betonen die Zerschneidung der Kulturentwicklung in zwei durch eine Katastrophe getrennte Perioden. Schon die ältere zeigt im Zehntregister des J. 1305 die Besiedelung längs der Wasserläufe aufwärts fortgeführt bis nach Waltersdorf, Giersdorf (nova villa Gerardi) und selbst nach Reimswaldau. Aber für ein bis in die slavische Zeit zurückgehendes Alter dieser Siedelungen im Weistritztale beweisen die slavischen Ortsnamen Weistritz, Jauernik, denen wir Lomnitz anreihen dürfen, nichts (s. S. 203); sie beglaubigen nur einen frühen Verkehr durch die Grenzwaldung, der in ihr dauerhafte Bach- und Waldnamen ausstreute. Die ältere Pforte solch eines Verkehrs zwischen Schweidnitz und dem Braunauer

1) Man pflegt allerdings an Wüstegiersdorf zu denken bei dem 1305 (Liber Fund. Cod. Dipl. Sil. XIV S. 86) erwähnten »Wustendorf quod pertinet in Waldenbergk«. Ich halte diese Gleichsetzung für völlig unbegründet und fasse Wüstegiersdorf und Wüste-Waltersdorf (dazu Zimmermann, Beiträge V 510) um so zuversichtlicher als echte Schicksals- und Namensschwestern, da — wie Reimswaldau und Donnerau — auch Giersdorf 1497 in einer von P. Kerber, Fürstenstein, verwerteten Urkunde zu den wüsten Dörfern gerechnet wird.

Ländchen mochte das heute noch so benannte »Polnische Tor« über Lomnitz sein[1]). Erst in der jüngeren Siedelungsepoche ist das Überwiegen eines gleich hohen östlicheren Sattels, des Johannisberger Passes (670 m), nachweisbar, zu dem der Haupttalzug der Weistritz geradeaus südwärts emporführte. Das Aufsteigen der zerstreuten Feuerstätten in Höhenlagen, die dem Feldbau nicht mehr recht zusagten, war auch hier begleitet von einer Ansiedelung der Weberei. Schon das erste Verzeichnis der diesem Industriebetrieb ergebenen Dörfer aus d. J. 1725 führt auch die Dörfer im Hintergrund des Weistritztales auf, und 1785 gibt Zimmermann schon die erste Statistik der Weber und der Bleichen dieses Talgebietes. Aber erst kurz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts begann hier die zeitgemäße Überführung der Textilindustrie zur Konzentration in großen, auf Maschinenkraft sich stützenden Fabrikbetrieben. In die Anfänge dieser Umwandlung griff auch in Wüstegiersdorf die Seehandlung (1841 bis 1849) förderlich ein, räumte aber bald privatem Unternehmungsgeiste den Platz. Seither sind die großen Fabrikanten, in Wüstegiersdorf erst die Reichenheim (1846—1888), dann die schon seit 1853 in Tannhausen tätigen Glieder der Firma Meyer Kauffmann, ebenso bestimmt die Führer der steigenden Entwicklung des Ortes, wie in Wüste-Waltersdorf, das 1848 Fabrikort wurde, die schließlich 1884 sich vereinenden Firmen von Gebr. Trautvetter, Julian Websky und Hartmann. Eine bedeutende Mannigfaltigkeit textiler Betriebe, Flachsgarnspinnerei, Leinenweberei mit Maschinen, Bleichen und Appreturanstalten vereint sich in diesen großen Industrieorten; auch Wollspinnerei und -weberei ist hier heimisch. Die entscheidenden Triebkräfte wirtschaftlicher Entwicklung beherrschen natürlich auch die äußere Erscheinung der Ortschaften: die großen Kasernen der Arbeit, die Villen der wohlhabenden Fabrikanten treten hervor aus den schmucken, freundlichen Häuserreihen, und die Quelladern der Weistritz bleiben nicht lange muntere Forellenbäche; die Anmut der Jugend vertauschen auch sie bald mit ernster Arbeitstracht. Zu den lebendigen Kräften dieser Gewässer traten hilfreich die Kohlen naher Gruben, und für Zufuhr der wichtigsten Bedürfnisse, wie für den Abfluß der eigenen Erzeugnisse sorgte, im schwierigen Bergland freilich langsam sich entwickelnd, der Anschluß an den Eisenbahnverkehr der Umgebung. Lange blieb man auf die beschwerliche Fühlung mit Altwasser über die Reußendorfer Schwelle angewiesen. Erst die Jahre

1) R. Fox, Die Pässe der Sudeten. Forschungen zur deutschen Landesk. XIII 1901, 53.

1876/80 brachten den Bahnbau Dittersbach-Glatz, den schwierigsten der ganzen Provinz. Die Abgeschlossenheit des Weberlandes der oberen Weistritz kann nicht besser gekennzeichnet werden als durch die zwei großen Tunnelbauten, die Wüstegiersdorf durch den Ochsenkopf (Tunnellänge 1600 m) mit Dittersbach, durch den Riegel zwischen Eule und Königswalder Spitzberg bei Königswalde (Tunnellänge 1200 m) mit Neurode in Verbindung brachten. Erst die jüngste Zeit sah die Vollendung der Weistritztalbahn, die ihren Schienenstrang in das idyllische Schlesiertal einlegte und von Schweidnitz her das obere Weistritzgebiet aufschließt. Sie streift in rücksichtsvoll erwogener Anlage kaum etwas von dem Reize stimmungsvoller Ruhe ab, der dies wechselvolle Waldtal und eins der zauberkräftigsten Bilder des schlesischen Gebirges verklärt: die den felsigen Talrand der engsten Talgasse krönende Kynsburg. Ihre Zurückführung auf den Burgenbauer Bolko I. läßt sich durch kein sicheres Zeugnis begründen. Die älteste urkundliche Erwähnung ist die Erburkunde von 1353. Joh. Gust. Büsching erhielt dem Lande diese Perle der Romantik.

Dieser schönen Hinterlassenschaft des Mittelalters hat die Neuzeit in ihrem Geiste weiter talaufwärts, in unmittelbarer Nähe des großen Fabrikdorfes Tannhausen, eine andere Zierde des Weistritztales gegenübergestellt in dem Kurort Charlottenbrunn (1450 Einw.). Der Grundherr der Herrschaft Tannhausen, ein österreichischer General v. Seherr-Thoss, benannte nach seiner Gemahlin die Trink- und Badeanstalt, die er an einem erst seit Ende des 17. Jahrhunderts beachteten Sauerbrunnen 1723 anzulegen begann. Gerade 100 Jahre später kam hierher der Mann, der den Ruf des bescheidenen, von stillen Waldspaziergängen umfangenen Kurortes zu mehren, ihm eine erste Blütezeit heraufzuführen wußte, der Apotheker Beinert († 1868), der unermüdliche Helfer Göpperts bei dessen phytopaläontologischen Forschungen. Er verstand es, die Anziehungskraft des Ortes durch planvolle Erweiterung der Anlagen und zweckmäßige Vervollkommnung der Kureinrichtungen zu entwickeln. Die sommerliche Wärme der südostwärts gegen das Weistritztal geöffneten Talnische wurde weniger empfunden, seit weitverzweigte schattige Anlagen die nächsten immer von frischer Luft bestrichenen Hügel umspannten.

Die jüngste Zeit hat nicht nur durch die Bahnbauten, die dem Orte zwei etwas abseits liegende, seine Ruhe gar nicht störende Bahnhöfe boten, ihm leichtere Zugänglichkeit, sondern auch in der von Waldenburgs Zentrale herübergeführten elektrischen Beleuchtung und in einer Hochquellenleitung, die aus 7 km Entfernung Quellen des

Langen Berges herzubringt, neue Annehmlichkeiten geschaffen. Es ist die nächstliegende, den Gesunden lockende Sommerstation für die Familien der Großstadt, und wird immer treue Anhänger finden, wenn auch der moderne Großverkehr heute manchen in die Ferne führt, der früher bereit war, seine Mußezeit, wie einst Garve, Chamisso, Holtei, in diesem anmutigen Bergwinkel zu verträumen. Die Zahl der Kurgäste übersteigt 2000.

Über Charlottenbrunn stieg einst der Hauptverkehrszug des oberen Weistritztales empor zu den Höhen von Reußendorf (1905 4075 Einw.), dem oberen Teil der in Dittmannsdorf (1720 Einw.) gegen die Ebene weiterziehenden Talgasse, um in Altwasser das untere Ende des Waldenburger Beckens zu erreichen. Das ist eine besondere Kammer des Weistritzgebietes, die ihre zwischen Hochwald und Ochsenkopf entspringenden Gewässer nordwärts der Polsnitz und dem Striegauer Wasser zuführt. Aber nicht diese Gewässer, der Salzbach und der Hellebach sind die Wegweiser der von der Ebene ins Gebirge dringenden Kolonisation und des späteren Verkehrs geworden. Vielmehr schneiden sie so stark gewundene enge Schluchten oder — wie hier der Volksmund sagt — »Gründe« in die Gneiskonglomerate des Gebirgsrandes ein, daß diese tiefen Furchen nur als Hindernisse geschichtliche Bedeutung gewannen und der Verkehr sich lieber über die flachen, breiten Höhen der rundlichen Gebirgsschwelle fortbewegte oder durch wegsamere trockene Täler, die diese Höhen kerben. Zur Überwachung und Beherrschung dieser Wege begnügte sich das 13. Jahrhundert lange mit der Feste Freiburg vor dem Fuße des Gebirgsrandes. Erst Bolko I. entschloß sich, einen von einer Windung des Hellebachs im Süden, Westen und Norden schützend umzogenen, durch einen natürlichen Einschnitt isolierten Felsenvorsprung der Höhenplatte, 65 m hoch über dem »Grunde«, mit einer stolzen Burg zu krönen, sobald er 1290 zu seinem alten Besitz Löwenberg, Hirschberg, Landeshut nach Heinrichs IV. Tode noch Strehlen, Münsterberg, Frankenstein, Reichenbach, Schweidnitz gewonnen hatte. Schon 1292 nennt er sich »Herzog von Schlesien, Herr zu Fürstenberg«. Das war des Schlosses ursprünglicher Name, der erst ein Jahrhundert später der Form »Fürstenstein« Platz machte. Die Burg lag auf demselben Platze, den heute das sogenannte Neue Schloß einnimmt. Der Ausblick von dem achteckigen Turme beherrscht weithin die Ebene, aber auch das Bergland. Seit 1368 Sitz der von den Königen Böhmens eingesetzten Landeshauptleute, war die Festung der Schlüssel zu Schlesien, in den Kämpfen des 15. Jahrhunderts um Schlesiens Besitz eine Hauptstütze der Böhmen, bis sie 1482 in Mathias Corvinus'

Hand fiel. Seit 1497 ist der Fürstenstein der Mittelpunkt einer großen Grundherrschaft, die 1509 an das Hochbergsche Geschlecht überging und allmählich auch die Hinterlassenschaft anderer Geschlechter aufsog. Im 30jährigen Kriege erwies die Burg für beide Parteien sich als ein bei der Veränderung der Leistung der Feuerwaffen nicht mehr sicher haltbarer Platz. Sie wurde 1646 entfestigt. Jetzt ist sie einer der prächtigsten Herrensitze Schlesiens, das Lieblingsziel der Sonntagsausflüge der Breslauer. In diese Periode landschaftlichen Schönheitssinns und romantischer Genußfreude gehört schon der Bau des sogenannten Alten Schlosses (1797), des Nachbildes einer Ritterburg, in der noch 1800 bei einem Turnier edle Herren Lanzen brachen und sich Beulen holten.

Die beiden $2^1/_2$ km langen Gründe des Salzbachs und des Hellebachs zerschneiden das Hügelgelände so verkehrsfeindlich, daß die von Freiburg südwestlich ins Waldenburger Ländchen ziehenden Wege scharf getrennt bleiben von der nördlicher im Polsnitztal gegen Westen ziehenden Straße. Sie zielt auf Reichenau im Quelltal des Striegauer Wassers; schon in einer seiner Seitenschluchten liegt die alte Zeiskenburg, die diesen Wegezug beherrschte. Beide fallen schon über die Grenze des Waldenburger Berglandes hinaus.

Seine Hauptstadt (440 m) war ihrer Lage nach recht deutlich zum Sammelpunkt der Wege bestimmt, die aus dem nordöstlichen Quadranten in einem weiten gegen Jauer und Schweidnitz sich öffnenden Fächer hierher zusammenstreben; und ebenso bestimmt sind hierher gewiesen die Bergstraßen der Pforten von Friedland und Landeshut, die durch die Porphyrstöcke des Ochsenkopfs und des Hochwaldes zur Konvergenz in dieser Richtung gezwungen werden. Die langen Talgassen von Dittersbach und von Hermsdorf führen beide Straßen vom Paß von Althain, wie vom Gottesberger Paß nach Waldenburg zusammen. Trotz dieser von dem Relief des Landes vorgezeichneten Lage, die Waldenburg gewiß schon im 13. Jahrhundert zum Vorort seiner Umgebung erhob, ist es lange ein kleiner Ort geblieben; 1785 war es als Sitz erheblichen Leinenhandels mit 900 Einwohnern kaum halb so groß wie das damals bergbaulich wieder sich hebende Gottesberg. Erst der Steinkohlenbergbau und das aus ihm erwachsende industrielle Leben hat Waldenburg zu einer bedeutenden Mittelstadt (1905 16430 Einw.) erhoben. Und gerade dieser Entwicklung war die eigentümliche Lage in einem Kessel zwischen steilen, hohen Bergen nicht völlig günstig. Die alten Straßen folgten, gelegentlich kräftig steigend, dem Karbongürtel zwischen den Porphyrbergen und überschritten seine Höhen und Tiefen möglichst auf kürzestem Wege.

Die neuen Schienenwege finden die Lage unbequemer. Sie gehen um den tiefen Talgrund der Stadt herum, wie die Katze um den heißen Brei, besehen sie von allen Seiten, steigen aber nicht in den Kessel hinab, um die Steigung nicht zu verlieren, die sie zum Überwinden der Wasserscheiden brauchen, wenn die ohnehin unentbehrlichen Tunnel nicht gar zu lang werden sollen. So scheint Waldenburg darauf angewiesen, mit seinem Wachstum allmählich den Raum zu überwinden, der es von der höher liegenden Bahnlinie trennt. Für dies Streben wäre die wirtschaftliche Kraft vollkommen vorhanden; nur ein Umstand zieht ihm enge Schranken: die Unterwühlung des Bodens durch den Bergbau. Sie macht gerade die Fläche des Talgrundes, welche für die Stadterweiterung besonders lockend sich ausnimmt, unzugänglich für zusammenhängende Bebauung. Aus dieser beengten Lage gab es, da die Eingemeindung eines Teiles von Neu-Weißstein auf der Nordseite der Stadt keinen ausreichenden Raum schuf, nur einen Ausweg, den Sprung empor auf das die Stadt im Nordosten überragende Plateau. Dort entsteht nun, zum Teil auf Boden, den man dem Rittergut Altwasser abkaufen mußte, eine hochliegende Neustadt.

Noch ernstere Anstrengungen forderte ein anderer Nachteil, der im Gefolge des Bergbaues sich einstellte: das Verschwinden der Gewässer von der Landoberfläche und ihre Veränderung bei der Berührung mit den Kohlenflözen unter Tage. Der Bau einer Wasserleitung war unerläßlich. Die zuerst in Anspruch genommenen Quellen naher Porphyrberge (Schwarzer Berg, Bärengrund) erwiesen sich als unzureichend. Im Jahre 1900 entschloß man sich zu einem kühnen Griff in die Ferne. Die Versuchsbohrungen des mit dem Unternehmen betrauten erfahrungsreichen Hydrologen Baurat Thiem (Leipzig) in der Umgebung Ruhbanks erschlossen unter dem Auelehm des Bober überall eine wasserführende Kiesschicht. Ein Bohrloch auf dem linken Boberufer gegenüber der Mündung des Lässigbaches durchsank das Liegende dieser Kiese, Tone von 12 m Mächtigkeit, und traf unter ihnen über dem festen Gestein (Kulm) 5 m grobe Kiese, aus denen kräftig Wasser empordrang. Längere Beobachtung lehrte, daß die tiefere Schicht allein 97 Liter in der Sekunde liefere, der oberen auch noch 20—30 abzugewinnen seien. Das war ein Vorrat ausreichend für mehr als 100000 Menschen. Hier konnte nicht nur der Stadt Waldenburg, sondern dem ganzen Weichbild mit einem Schlage geholfen werden, freilich mit einer Aufwendung von $2^1/_2$ Millionen Mark. Denn die Leitung war 22 km weit zu führen über Berg und Tal. Die Stadt schrak davor nicht zurück in der immerhin

gewagten Voraussicht, daß die Abnehmer des Wassers sich schon finden würden. Von einer Ursprungshöhe von 426 m wird das Wasser mit Maschinenkraft erst emporgetrieben zu der Scheitelstrecke des Ziegenrückens (544 m) südlich von Wittgendorf; meist der vor Störungen besonders sicheren Bahnlinie folgend, geht die Leitung über die Grubenfelder des Lässigtales nach Gottesberg, steigt dann empor, um in einem 549 m hohen Tunnel von 1 km Länge den Rücken der Wasserscheide zwischen Bober und Weistritz zu durchstoßen und in 506 m Höhe am oberen Ende von Nieder-Hermsdorf, noch 5 km von Waldenburg entfernt, den Hochbehälter zu erreichen, von dem das Netz der Röhrenleitungen für die Stadt (440 m) und ihre Umgebung gespeist wird. Die kühne Zuversicht der Stadtverwaltung hatte nicht getrogen. Teils freiwillig, teils unter dem Drucke der die hygienischen Forderungen betonenden Regierung entschlossen sich die Gemeinden und die Grubenverwaltungen der Umgebung nacheinander zum Anschluß, und der Segen reichlicher Zufuhr reinen Wassers aus dem Schoße der Berge durchdringt allmählich das ganze dicht besiedelte, früher in dieser Richtung nur höchst notdürftig versorgte Ländchen. Die Stadt aber hat dies große Kulturwerk schließlich mit geringeren Opfern geschaffen, als eine nur ihrem eigenen Bedarf dienstbare Leitung gefordert hätte.

Wenn Waldenburg so in der Fürsorge für das wichtigste Lebensbedürfnis sich als tatkräftiger Vorort seiner Umgebung bewährte, ist es durch die Begründung des großen Elektrizitätswerkes einer leistungsfähigen Aktiengesellschaft auch der Ausstrahlungspunkt von Quellen lebendiger Kraft für schöpferische Arbeit und frischen Verkehrsumlauf geworden. Vier Städte, Waldenburg, Gottesberg, Friedland, Freiburg, und 30 Landgemeinden bis weit in die Ebene hinaus nach Königszelt, im Bergland bis Wüstegiersdorf und anderseits bis Rothenbach in der Richtung auf Landeshut, das nächste Ziel der fortschreitenden Entwicklung, werden von dieser Zentrale mit Licht und Kraft versorgt, dazu ein elektrisches Bahnnetz, das schon jetzt die lange Reihe blühender Siedelungen von Dittersbach bis zum Bahnhof Nieder-Salzbrunn und das Hermsdorfer Tal durchflicht und demnächst auch Weißstein und Salzbrunn in seinen Wirkungsbereich ziehen wird.

So sind hier, im Gebiet der breitesten und flözreichsten Entwicklung der produktiven Kohlenformation, in seltener Weise die Vorbedingungen für eine mannigfache industrielle Entwicklung geschaffen. Als Beispiel für die entscheidende Bedeutung des Brennstoffvorrates, der hier der Erde enthoben wird, sei nur die Waldenburger Porzellanfabrikation hervorgehoben. Ihr Schöpfer war Karl Krister, ein

schlichter Porzellanmaler, der sein Emporkommen lediglich der zähen Verwirklichung des einfachen Einfalles dankte, daß die Steinkohle Waldenburgs, trotz der weiten Entfernung der Meißner Porzellanerdelager, eine unfehlbar sichere Grundlage biete für die billige Erzeugung von Massenartikeln. Er war fast mittellos, als er 1829 mit Unterstützung eines Freundes eine kleine Fabrik von Pfeifenköpfen und Tassen pachtete. Schon nach zwei Jahren konnte er sie kaufen, bald nachher eine andere ähnliche Werkstatt. Als er dann in Seilitz bei Meißen eine große Tonschlämmerei angelegt hatte, die ihm das Kaolin völlig gereinigt in seine Fabrik sendete, vergrößerte er deren Betrieb rasch derartig, daß er schließlich über 1300 Arbeiter beschäftigte. Sein Beispiel ahmte 1845 im nahen Altwasser Karl Tielsch nach. Diese beiden Porzellanfabriken, denen sich am Bahnhof Nieder-Salzbrunn nun rasch wachsend die von Ohm und Prause zugesellt, finden an Größe der Massenproduktion ihresgleichen nicht in Europa und dehnen ihr Absatzgebiet weit über dessen Meeresgrenzen aus. Gegenwärtig sind im Waldenburger Gebiete über 5000 Leute in der Porzellanindustrie beschäftigt, die ihnen jährlich an $2^{1}/_{2}$ Millionen Mark Löhne einträgt. An diese Fabrikation schließt sich die Entwicklung der Malerei und der Photographie auf Porzellan, aus der wieder eine umfassendere Kunstübung auf anderem Rohstoff hervorging. Dieser Entwicklungsgang zeigt, wie auch hier die Lebensbedingungen gewinnreicher Arbeit vorhanden sind, wenn auch das ganze wirtschaftliche Getriebe hier nicht den großen Zuschnitt oberschlesischer Verhältnisse trägt.

Die rührige Stadt Waldenburg ist nur das mittelste Stück einer langen, nördlich gestreckten Talgasse, in der ein betriebsamer Ort sich an den anderen reiht. Im Süden schließt sich als untrennbarer Arbeitervorort an die Stadt das Dorf Ober-Waldenburg (1905 4760 Einw.), belebt von einer Kohlengrube und mannigfachen industriellen Betrieben, wie der ältesten Flachsgarnspinnerei Schlesiens (vorm. Alberti, jetzt Methner und Frahne); das Schloß des Gutsbezirks ist der Sitz der Zentralverwaltung der Besitzungen des Herzogs von Pleß. Das obere Ende dieses Dorfes ist wieder fest verwachsen mit der großen Dorfschaft Dittersbach (1905 11460 Einw.), dem wichtigen Bahnknoten, dem zwei nahe Tunnel die Linien von Glatz und Hirschberg zusenden. Das Talbild beherrschen die hochliegenden, weiträumigen Anlagen der Grube Melchior und ihrer hochentwickelten Nebenbetriebe (Kokerei mit Gewinnung von Teer, Ammoniak, Benzol) und der in 23 m Höhe den Grund überspannende Viadukt der Glatzer Bahnlinie. Eine Zündholzfabrik und eine Dampfgarnbleiche

stehen voran unter den gewerblichen Betrieben. Das allmählich freundlich sich lockernde, dem Grün von Wald und Wiese die Oberhand gönnende obere Ende des Dorfes überragt als Wächter der über den Paß von Althain gegen Friedland führenden Straße der steile, dicht begrünte Kegelberg, dessen Kulmschichten die Ruinen des Schlosses Neuhaus (620 m) tragen. Als »Haus Waldenburg« 1364 zum ersten Male genannt, war dies Schloß lange der Mittelpunkt einer besonderen Herrschaft; ihre alten Besitzer, die Czettritze, starben 1782 aus, ihre Erben die Dyherrn 1866; 1871 ging die Herrschaft in den Besitz des Fürsten Pleß, also der Grafen Hochberg auf Fürstenstein, über.

Die nördliche Fortsetzung Waldenburgs bildet Altwasser, bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts ein anmutiger, idyllischer Badeort, heute ein Fabrikzentrum, dessen städtische Häuserzeile von Kohlenförderung und Kohlenverbrauch ihre Patina empfängt. Wer mit der elektrischen Bahn, die vom Bahnhof Dittersbach bis kurz vor dem Bahnhof Nieder-Salzbrunn fast beständig von Häusern umrahmt bleibt, in raschem Wechsel an Werkstätten für Eisenguß und Maschinenbau (Karlshütte, Wilhelmshütte), für keramische Industrie (Porzellan, Spiegelglas, keramische Buntdruckerei, Porzellanmalerei), Holzwaren, Spinnerei vorübergleitet, glaubt ein fest geschlossenes Gemeinwesen vor sich zu haben. Aber mit Altwasser (1905 15270 Einw.) sind eng verwachsen bebaute Teile der westlicheren Feldmarken von Weißstein (zu ihm gehört die gewaltige Porzellanfabrik von Tielsch) und Ober-Salzbrunn. Als eine selbständig auftretende Kolonie dieser Gemeinde entwickelt sich am unteren Ende von Altwasser die große Fabrikgruppe von Sandberg; der Name erinnert an die auf lange unerschöpfliche Sandgrube, der die schlesische Spiegelmanufaktur ihren Rohstoff entnimmt; auch die Wilhelmshütte, eine Zementwarenfabrik, eine Spinnerei, eine Drahtweberei, eine Dampfmühle gehören zu diesem der Selbständigkeit entgegenreifenden Wohnplatz, dessen rasch wachsende Kopfzahl schon auf 3300 sich gesteigert hat, also das südlich benachbarte Seitendorf (1905 2340 Einw.) überflügelt.

Beim nächsten Dorfe Sorgau kommt der Hellebach des Waldenburger Tales dem westlicheren Salzbach bis auf 300 m nahe, und auch die Siedelungen beider Täler treten hier in unmittelbare Fühlung. Wir stehen hier am Ende der 8 km langen Talgasse von Salzbrunn und Weißstein.

Salzbrunn ist das älteste Dorf dieser Gegend, mit dessen Begründung noch vor 1220 die deutsche Besiedelung begonnen zu haben scheint, da »Salzborner Recht« dann das Muster abgab für die Aussetzung anderer Dorfschaften. Das lange Niederdorf (1905 2120 Einw.)

ist ein kräftiges Bauerndorf geblieben, dem die Fabrikkolonie des etwas abseits liegenden Bahnhofes als fremdartige Neubildung gegenübersteht. Obersalzbrunn (1905 7000 Einw.) dagegen hat sich seit einem Jahrhundert zu einem bedeutenden Kurort umgestaltet. Der Oberbrunnen mit seinem Gehalt an doppeltkohlensaurem und schwefelsaurem Natron — auch Lithion ward darin nachgewiesen — nimmt unter den kalten alkalischen Quellen eine hoch bewertete Stellung ein. Kranke der Atmungs- und der Verdauungsorgane pilgern zu ihm oder versuchen in weiter Ferne seine Heilkraft. Die herzogliche Verwaltung hat bei Gelegenheit der 300jährigen Jubelfeier der therapeutischen Verwertung der Quelle mit großen Aufwendungen durch Neubauten, wie sie prächtiger kein anderes Bad Schlesiens aufweist, durch eine an den Brunnen anschließende elegante Wandelhalle und den neuesten Ansprüchen gerechte Badeeinrichtungen die Anziehungskraft des Ortes erhöht. Die jährliche Besucherzahl des Bades, das mit seinen weiträumigen Anlagen (mehr als 100 ha) die umfangenden Hügel bis empor zu lockenden Aussichtswarten verkleidet, hat sich auf nahezu 8000 gehoben, der Versand des Oberbrunnen schon 1900 $1\frac{1}{4}$ Million Flaschen erreicht. Von der für Anregung der Nierentätigkeit geschätzten Kronenquelle werden über $\frac{1}{2}$ Million Flaschen versendet. Auch wen nicht ernste Notwendigkeit, sondern die Freude an einer formenreichen Berglandschaft und ihrem arbeitsfrohen Leben hierher führt, das wahrlich sehenswertere Gestalten bietet als den »Fuhrmann Henschel«, wird sich befriedigt fühlen. Von der nahen Wilhelmshöhe, die halbwegs zwischen den Tälern von Salzbrunn und Altwasser sich sanft erhebt, übersieht man besonders schön den Kranz der stolzen Berge, die langen Dorfreihen eines regsamen Volkes, die gewundenen Wege, die dem modernen Schnellverkehr das Relief der Landschaft aufnötigt. Alles überragt, wie ein König des Ländchens, der Hochwald. Noch bleibt ein dritter Teil des langen Dorfes (Neu-Salzbrunn 1905 2300 Einw.) zu durchschreiten, ehe das behäbige Dorf der Kohlenbauern Weißstein (1905 10210 Einw.) beginnt. Während dieses südwärts parallel dem Ostfuß des Hochwaldes lang sich hinstreckt, von ihm noch getrennt durch einen breiten Abstand, aus dem die Flaschenglashütte sich erhebt, folgt das noch ausgedehntere Nieder-Hermsdorf (1905 11680 Einw.), dem Weißsteins Südende sich bis auf 600 m nähert, dem Zuge eines nordostwärts strebenden, auf Waldenburg ausmündenden Tales, das seine Wurzeln hart an den Hochwald und den gegen Gottesberg hinüberführenden Sattel seines Südostfußes hinauftreibt. »Kohlenhermsdorf« heißt der Ort wohl im Volksmund, mit treffender Betonung der Wurzeln seines Wohlstandes und der Herrin seiner

äußeren Erscheinung. Der Blick des Reisenden, den die Bahn eilends vorüberträgt, haftet am Tage auf den von den Einschnitten der Linie entblößten Kohlenflözen, an den Schächten, den hochgeschütteten, alte Wiesengründe verschlingenden Halden, den rußigen Dorfstraßen, über die wie Fahnenträger des Arbeitslebens qualmende Essen ihre Rauchflagge emporstrecken. Nachts wirft bald die einer Esse entschlagende Lohe, bald die Glut einer Kokerei ein infernales Licht auf die selbst dann ihr Arbeitsgetriebe nicht völlig zum Stillstand bringende Ortschaft.

Auf dem Sattel, der ihr oberes Ende von Ober-Hermsdorf (1905 2200 Einw.) und Gottesberg trennt, hatte die alte Straße Freiburg—Waldenburg—Landeshut ihre Scheitelstrecke (566 m). Heute rücken am unteren und oberen Ende des Dorfes die zwei Bahnlinien einander am nächsten, welche bei Sorgau und Niedersalzbrunn sich trennend das Waldenburger Ländchen durchziehen. Die alte untere beginnt erst bei der hohen Überbrückung von Nieder-Hermsdorf die Windungen, mit denen sie allmählich die Steigung zum hohen Bahnhof Dittersbach erschleicht, um dann den Scheiderücken der Karbonsandsteine zwischen Weistritz- und Bobergebiet in einem Tunnel zu durchstoßen. Die jüngere obere Bahn hat ihre großen Steigungen schon auf weit bis an den Nordfuß des Hochwaldes ausgreifende Bogenzüge verteilt, ehe sie das obere Ende von Nieder-Hermsdorf und in einem tiefen Einschnitt die Wasserscheide kerbt, um im obersten östlichen Winkel des Bobergebietes bei Fellhammer (1905 6340 Einw.) die alte Linie zu kreuzen und nach kurzer Begrüßung des Bobergebietes auch seine südliche Höhenschranke zu durchbrechen; denn ihr Ziel ist das Steinetal und die Pforte von Friedland.

So haben uns die beiden weit getrennten Gleise schon in den zum Bober sich entwässernden Teil des Waldenburger Ländchens hinübergeführt. Den Steinberg (Kamena gora) bei Fellhammer, die Höhe des Wasserscheiderückens dicht südlich vom Dittersbacher Tunnel hatte schon die alte Grenzabsteckung des Grüssauer Klosters (1249) als Dreiherrnspitze, in deren Nähe drei Wassergebiete sich schieden, scharf erfaßt. Das war damals, als eine weite Walddecke Berg und Tal gleichmäßig verhüllte, minder einfach als heute, seit rühriges Leben die Täler zu einem inhaltsreicheren Sonderdasein berief. Das obere Tal des westwärts dem Bober zustrebenden Lässigbaches ist ein Schauplatz eifrigen Bergbaues, der den oft sehr steil aufgerichteten Flözen des Hangenden Flözzuges (s. S. 237) nicht ohne Schwierigkeit die Kohle entnimmt. Das Zentrum dieses Lebens hätte vielleicht im Talgrund selbst, etwa um den kleinen Hügel des Schlößchens von Alt-Lässig (1905 2120 Einw.) sich entwickelt, wenn nicht

hoch darüber an der Lehne des Hochwaldes dessen Erzgänge (Silber, Kupfer) schon gegen Ende des Mittelalters eine Bergbauansiedelung ins Leben gerufen hätten, »die Gemeinde auf dem Gottesberge«, die 1499 zur Stadt erhoben ward und mit Zähigkeit den wenig lohnenden Erzbau immer wieder aufnahm, bis die Erschließung der Kohlenlager um den Südfuß des großen Porphyrstockes die Grundlagen ihrer bergmännischen Tätigkeit völlig veränderte. Gottesberg (1905 10540 Einw.) ist in 600 m Höhe die höchste städtische Siedelung Schlesiens, ja des preußischen Staates; selbst die Harzer Bergstädte liegen noch ein wenig niedriger. Gottesberg ist der Sitz der bedeutendsten Bergbauunternehmung des Bobergebietes. Das Tal des Lässigbaches, das direkt am Bahnhof Gottesberg (nicht viel mehr als 1 km vom Bahnknoten Fellhammer) von der großen Anlage des Egmontschachtes mit ansehnlichen Kokereien belebt ist, folgt von hier aus westwärts dem Karbongürtel. Sobald die Bahnlinie den Fuß des Hochbergs (709 m), des selbständigen südwestlichen Vorpostens der Porphyrmasse des Hochwaldes, gestreift hat, eröffnet sich bei Rothenbach (1905 4270 Einw.) (Abendrötegrube) nordwärts ein Einblick in die den Westhang des Hochwaldes umfangende Karbonbucht. Bei der Gustavsgrube nahe dem großen Dorfe Schwarzwaldau[1]) (2140 Einw.), das dem südlichen Talrahmen sich entlang streckt, kreuzt man den Talzug, der von der Dorfreihe Gaablau (1170 Einw.), Liebersdorf (1100 Einw.), Adelsbach eingenommen zwischen den Porphyrmassen des Hochwaldes und des Sattelwaldes hindurch einen besonderen alten Straßenzug in gerader Richtung an den Gebirgsrand nach Freiburg hinausführt.

Wiewohl im Westen des Hochwaldes die durch sein Emporstreben auseinander gedrängten beiden Flözzüge des Waldenburger Gebietes sich zusammenschließen, wird ihre Zone westwärts schnell schmaler und ärmer. Der Liegende Flözzug endet bei Gaablau ganz, auch der Hangende verliert an Zahl und Bauwürdigkeit der Flöze. Die ansehnliche Stadt am Scheitel des Bogenzuges der Porphyrberge, an der Kreuzung der sie begleitenden Wege mit den Straßen von Schmiedeberg, Hirschberg, Striegau, Friedland, hat schon eine andere Grundlage des Daseins. Etwas einseitig bringt das zum Ausdruck ihr Name: Landeshut. Die Kreuzung der kürzesten Straße zwischen Breslau und Prag mit dem innersudetischen Längstalzug Landeck—Landeshut, dem der umbiegende Boberlauf ebenso wie dem Lässigtal eine Fortführung nach Westen auf Hirschberg gönnte, mußte in ihrer militärischen Wichtigkeit früh begriffen werden. Aber die

1) Majorat (v. Portatius) mit Konradswaldau 1341 ha.

Wege, die Landeshut seit seiner Begründung (1249) bis zur Katastrophe Fouqués überwachte, führten hierher auch den Verkehr eines fleißigen Berglandes zusammen. Landeshut war schon im 16. Jahrhundert ein Brennpunkt des Leinenhandels, ein Sammelpunkt für die Gespinste und Gewebe zahlreicher Bergdörfer. Hatten die Weberunruhen des Jahres 1793 hier den Niedergang der Hausindustrie verkündet, so ist deren Ersatz durch zeitgemäßen Fabrikbetrieb auch hier besonders nachdrücklich erfolgt. Den Anregungen der Seehandlung folgend, hat sich hier die Flachsgarnspinnerei mit 15000 Spindeln blühend entwickelt. Die Maschinenweberei mustert hier mehr als 2000 Stühle; dazu treten Bleicherei, Färberei und Appreturanstalten. Sie bilden die Hauptnahrungsquellen der Stadt (1905 13125 Einw.). An 4000 Handweber werden noch in den Dörfern des Kreises gezählt. Das Bewußtsein der Vermittelung des Gebirgsverkehrs mit dem ebenen Vorland gelangt zum Ausdruck in den Namen der Tore der Stadt, die zu beiden Seiten des von Grüssau herkommenden Zieder-baches am Fuße des schroffen Burgberges, rechts vom Bober sich eingenistet hat; gegen Schmiedeberg ist das Obertor, gegen Schweidnitz das Niedertor gekehrt.

Wie ein Vorposten von Landeshut nimmt sich 9 km südlicher, nahe der Landesgrenze, an der Wendung des oberen vom westlichen Gebirge herabkommenden Bober gegen Norden, das Städtchen Liebau (1905 4890 Einw.) aus, ebenfalls eine Gründung des 13. Jahrhunderts (1292). Auch hier schnurren an 20000 Spindeln im Dienst der Garn-, Zwirn- und Bindfadenbereitung, und Leinenweberei beschäftigt große Fabriken. Mit Liebau eng verbunden ist das südwärts gegen die Grenze hinaufziehende Dorf Grüssauisch Dittersbach. Bemerkenswert ist für die Industrie von Liebau der Wert der Grenzlage, die auch dem Unternehmungsgeist der Industriellen des Nachbarstaates die Möglichkeit und die Anregung bietet, mit einem Teil ihrer Betriebe auf unserer Seite der Zollgrenze Wurzel zu fassen. So macht das Wirtschaftsleben der Gegenwart hier die freundnachbarliche Beziehung zur Wahrheit, die in spielender Verwertung der Ortsnamen einst ein schlesischer Dichter forderte. Unter Friedrich v. Logaus Epigrammen gilt eins den Grenzstädten »Landshut und Liebe«.

Wer seine Gräntzen wol für Einfall will bewahren,
Mag alle Kosten nur, mag Bau, Volk, Fürsicht sparen;
Was sind Besatzung, Wacht, Schloß, Mauern, Wall und Schut?
Bey Gott und Nachbarn Lieb ist rechte Landes-Hut.

Aber beiden Städten, Landeshut wie Liebau, sieht man es sofort an, daß hier der Gürtel der Steinkohlenformation ärmer auftritt, keine

so reiche Grundlage des gewerblichen Lebens bildet wie um Gottesberg und Waldenburg. Bergmännischer Wagemut, der auch hier auf das Aushalten der bauwürdigen Flöze rechnete, hat hier Lehrgeld zahlen müssen. Mehr die Betriebsamkeit des Volkes als die Güte der Natur macht Landeshut und Liebau zu wichtigen Industrieplätzen. Erst der nächste Schritt über die Landesgrenze führt bei Schatzlar, einem 1369 noch zu Schlesien gehörigen Bergstädtchen an einer ursprünglich recht beschwerlichen Bergstraße ins obere Aupatal, wieder zu einer räumlich und inhaltlich reicheren Entwicklung der produktiven Kohlenformation. Für Landeshut und Liebau fällt außer der Nachbarschaft der Kohlenlager nur das dem Verkehr günstige Relief der Formation ins Gewicht, die einen tief erodierten Talzug zwischen dem Ostflügel des Riesengebirges und dem Porphyrgebirge bildet.

Das steile Porphyrgebirge decken gewaltige Wälder, heute im Besitze des Staates (3433 ha). Einst bildeten sie den Rahmen der Einsamkeit des Grüssauer Klosters, das seit der Mitte des 13. Jahrhunderts der Führer der Kolonisation des Berglandes innerhalb des Bogenzuges des Porphyrgebirges gewesen ist, dessen Kern das am weitesten nordwestwärts vordringende Stück der Quadersandsteinmassen bildet. Auch diese sind mit ansehnlichen Waldungen bestanden. Die Bauwerke des Klosters Grüssau, frei in breiter Flur des Ziedertales gelegen, sind nicht mehr ein Denkmal der Zeit, in der die Cisterzienser die Besiedelung der Umgebung leiten halfen, sondern sie entstammen dem Zeitalter, in dem religiöse Unduldsamkeit den Wetteifer mit der eben erloschenen Kriegsfurie in der Entvölkerung des Klosterbesitzes aufnahm. Es bleibt eine unauslöschliche Erinnerung an den damals in diesen Mauern waltenden Geist, daß der Abt Bernhard Rosa (1660—1669) 800 Leute aus den Klosterdörfern, die ihren Glauben nicht wechseln wollten, zur Auswanderung zwang; jenseits der Lausitzer Grenze fanden sie eine neue Heimstatt. Dies Zeitalter der Gegenreformation, das so vielen Orten Schlesiens das architektonische Gepräge aufdrückte, hat die geräumigen Klostergebäude und die prunkvolle Kirche, Schlesiens stattlichsten Rokokobau (1728—1735), geschaffen. Die unruhigste Lebendigkeit in Form und Farbe schuf in der Fürstenkapelle eine sonderbar mit schlichter geschichtlicher Größe in Widerspruch tretende Hülle für die Gräber der Bolkonen.

Unter den Anlagen der Grüssauer Mönche gewinnt der eine halbe Stunde nordwestwärts entfernte Bethlehemteich, den kräftige, aus eckigem Porphyrgetrümmer empordringende Quellen speisen, neuerdings eine weitergreifende Bedeutung. Er ist bereits von der Gemeinde Landeshut erworben, die aus ihm ihre Trinkwasser-



Das Cisterzienser-Kloster Grüssau.

versorgung (17 Liter in der Sek.) nach einem Projekte des Baurats Thiem (Leipzig) sicherstellen wird.

Der Gebirgskranz, der Grüssau umfängt, ist nicht allzu fest geschlossen; ihn durchbrechen Pforten, die hierher eine in ihrer militärischen Wichtigkeit von Friedrich dem Großen ausdrucksvoll gewürdigte Straßenkreuzung verlegen. Gerade Grüssau schien ihm besonders geeignet zur Überwachung der Verbindungen des Gebirges. Von Gottesberg führte hierher der einst von der alten Burg Vogelgesang bewachte Sattel der Porphyrberge; die Straße von Friedland fand durch die Sandsteinhügel, welche der Teufelstein als letzter Vorposten der Adersbacher Felsen überragt, einen leichten Übergang nach Trautliebersdorf, das zwischen Porphyrhöhen und einem langen Kalkzug des Rotliegenden einerseits und unterem Quader anderseits — über eine Mehrheit nutzbarer Gesteine gebietend — nordwestwärts sich hinstreckt in der von seinem Bach weiter verfolgten Richtung gegen Grüssau. Namentlich aber öffnet sich nordwestwärts vom Kloster das untere Ziedertal so frei in einer tief das Porphyrgebirge durchschneidenden Furche gegen Landeshut, daß ohne jede Schwierigkeit eine Bahnlinie der Talsohle folgen und in ihr über Grüssau hinauf zum Städtchen Schömberg südwärts fortgeführt werden konnte. An schwachen Gewässern nicht fern der Wasserscheide gelegen, hat dieses aus dem 13. Jahrhundert stammende Ackerstädtchen (1905 1720 Einw.), dem — wie den umliegenden Dörfern — Hausweberei eine Ergänzung des Erwerbes zuführte, auch nach Entwicklung einiger Fabriktätigkeit nur eine sehr bescheidene Stellung im Wirtschaftsleben eingenommen. In der breiten Talgasse zwischen dem porphyrischen Rabengebirge und dem felsigen Steilrand der Quadersandsteinmassen hebt sich die Straße südwärts sanft bis zu einer flachen Wasserscheide, von der jenseits ein Bach schon der Aupa zustrebt. Sein Tal durchschneidet, südwestwärts gerichtet, die Schichten des Gebirges rechtwinklig gegen ihr Streichen und erschließt ein recht mannigfaches, auch dem flüchtigen Wanderer durch den wiederholten raschen Wechsel der Talbreite auffallendes Profil: erst in Bertelsdorf die Schiefertone des Oberen Rotliegenden, dann an der Enge des unteren Dorfendes die äußerste Porphyrzunge des Rabengebirges, nachher in Preußisch-Albendorf, dem Endziel der Ziedertalbahn, die untersten Glieder des Rotliegenden (sog. Radowenzer Schichten), die außer Eisensteinen auch 5 Kohlenflöze führen, gerade mächtig genug, um die Hoffnung der Bauwürdigkeit zu erwecken. Am unteren Ende von Albendorf legt sich auf diese Schichten ein Riegel von Plänersandstein. An der Pforte, die der

Bach in ihm geöffnet hat, liegt die Landesgrenze. Jenseits von ihr hat das Tal noch den Gürtel der Kohlenformation zu durchqueren, ehe es gegen die Aupa sich öffnet und sein Straßenzug bei Parschnitz, unweit von Trautenau, mit der kürzeren belebteren Straße zusammentrifft, die — von einer Hauptbahnlinie begleitet — auf der Westseite des Rabengebirges zum selben Ziele herabsteigt. Durch diesen Liebauer Hauptausgang der Landeshuter Pforte wird immer das rege Verkehrsleben fluten. Das Ziedertal mit Schömberg und der Albendorfer Grenzzipfel bleiben stillere Seitenräume, in die nur der den Reizen einer formenreichen Landschaft sinnig nachgehende Wanderer sich verliert.

3. Das Bolkenhainer Durchgangsland.

Drei Schlösser sind in meinem Gaue,
Die ich mit Liebe stets beschaue.
Wie sollt' ich schweigen von den dreien,
Die sich dem Gau zum Schmucke reihen?
Uhland.

Um den Verkehrswert der Landeshuter Pforte vollständig zu übersehen, ist eine Gesamtanschauung ihrer Verbindungen mit der Schlesischen Ebene unentbehrlich. Das Tal des Lässigbaches, des östlichsten Boberzuflusses, überragen im Norden drei waldige Bergmassen: die beiden Porphyrstöcke des Hochwaldes (824 m) und des Sattelwaldes (779 m) und westlich von diesen eine Höhe alter Schiefergesteine, der Kregler (694 m). Diese drei Berge trennen vier Pässe, von denen jeder zu einem anderen ins Vorland hinausstrebenden Bach und zu einem eigenartigen Talgebiet hinüberführt. Wir lernten erst den südlichsten dieser Übergänge, den Gottesberger, kennen, der mit südlicher Umgehung des Hochwaldes Waldenburg zum Ziele nimmt und dort den Wanderer vor die Wahl stellt, ob er in der Richtung auf Schweidnitz oder in der auf Freiburg die Ebene erreichen will. Im Gegensatz zu dem Industriegetriebe des Waldenburger Beckens beherrscht ländliches Leben in langgestreckten Taldörfern zwischen flachgewölbten, fast ganz dem Feldbau unterworfenen Höhen den nördlichen Abstieg der beiden nächsten Übergänge zu beiden Seiten des Sattelwaldes, die Dorfreihe Liebersdorf—Adelsbach, wie die noch längere, 12 km weit ihre Häuserzeilen fortspinnende von Reichenau und Quolsdorf. Die erstere reicht längs des Zeisbaches hinab bis in die Nähe des Zeiskengrundes, an dessen Wiesenboden auf dem nicht sehr hohen Talrande schon 1243 die Burg Zeiskenberg lag zwischen den schon in Adelsbach sich trennenden

Wegen nach Freiburg und Striegau. Der letztere fiel in Quolsdorf in die Dorfgasse des Reichenauer Tales ein und erreichte mit ihr den Gebirgsrand bei Hohenfriedeberg. In dieses Tal also fiel Anmarsch und Rückzugslinie der Österreicher vor und nach der Waffenentscheidung des Sommers 1745. Auch in dieses Tal war deutsche Siedelung schon früh eingedrungen: 1228 empfingen die Heinrichauer Cisterzienser bereits ein Waldgebiet in diesem Tale, das später in die Hand des Grüssauer Klosters überging. Auch hier ist, ähnlich wie in Schönwalde, auf dem Boden der Mönchsherrschaft eine der größten Feldmarken, eins der kräftigsten Bauerndörfer des ganzen Landes erwachsen (Alt-Reichenau, 2092 ha), aber auch seine Volkszahl hat in den letzten Jahrzehnten, wie die gesamte ländliche Bevölkerung dieser Gegend, stark abgenommen (1887 2530, 1900 1790 Einw.). Die alten Klosterwaldungen des Sattelwaldes (1800 ha) verwaltet heute die Kgl. Oberförsterei Reichenau, deren Wirkungsbereich (2608 ha) indes auch den alten Leubuser Mönchswald des Jauerschen Hügellandes mit einschließt. Der Westflügel dieser Staatsforsten reicht mit dem Einsiedelwald auf dem Kregler an den westlichsten der vier Paßübergänge heran, an die Straße Landeshut—Bolkenhain—Striegau, die in den Spuren eines alten Pfades durch den Grenzwald der slavischen Zeit nach langer Vernachlässigung erst neuerdings wieder höhere Bedeutung gewinnt. Ihr südlicher Ausgangspunkt fällt nicht mehr in das Tal des Lässigbaches, sondern unterhalb seiner-Mündung in das Haupttal des Bober, den hier vom Einfall jenes Nebenflusses in 6 km Ausdehnung die verschiedenen Teile des großen Dorfes Merzdorf (900 Einw.) begleiten. Der Bahnhof seines unteren Endes an der großen Kramstaschen Spinnerei ist zu einem wichtigen Verkehrsknoten geworden, seit in ihm die Linien aus den Tälern der Wütenden Neiße (Bolkenhain) und der Katzbach (Schönau) zusammenlaufen. Da früher oder später doch einmal die kürzeste Verbindung Breslaus mit Hirschberg über Striegau—Merzdorf zur verdienten Beachtung und Wirksamkeit kommen wird und Merzdorf auch außer der Flachsgarn- und Baumwollspinnerei eigene industrielle Rührigkeit aufweist in einer zur Saarauer »Silesia« gehörenden chemischen Fabrik, deren Entwicklung an den Schwefelkiesbergbau bei Rohnau (jenseits des Bober) anknüpfte, wird dem Orte Merzdorf ein ferneres Steigen seiner Wichtigkeit in Aussicht stehen. Die alte Straße aus der Landeshuter Pforte nach dem gegen Striegau hin sich öffnenden Tale der Wütenden Neiße verließ das Bobertal an der auffallenden, aus nordwestlicher in westliche Richtung umspringenden Biegung, wo zwischen Ober- und Nieder-Merzdorf als

ein überraschenderweise selbständiges Glied der Siedelungsreihe am rechten Ufer Wernersdorf sich eingefügt hat. Von diesem Punkte des Boberlaufs (420 m) hat die Straße nur 75 m anzusteigen zu der Paßhöhe unweit Alt-Einsiedel, von der man nordwärts niedersteigt in die langen Dörfer der Wütenden Neiße Thomasdorf und Würgsdorf, deren Häuserreihen (7 km) erst enden, wenn man dicht vor der Bolkoburg und Bolkenhain steht, — einem Städtebilde, das ein eigener Zauber der Romantik umspielt; keine Stadt Schlesiens trägt in so voller Erhaltung die einer ausdrucksvollen Landschaft angepaßte Wehr des Mittelalters. Der das Talbecken beherrschende hohe Bergfried, der Zinnenkranz der Burgmauer auf der felsigen Höhe, die ein westlich ausgreifender Bogen der Neiße umfängt, das an dem Osthang emporgelehnte Städtchen im Abendschatten der Burg, begrenzt von den ihre Mauerflanken fortsetzenden Stadtmauern — das alles vereint sich zu einem Gesamteindruck, den wohltuend, namentlich in der Frühlingsblütenpracht, die freundlichen Gärten mildern, in deren Grün die Häuser der Niederstadt versinken. Und wenn man auf der Höhe der Burg Umschau hält: an Burg Schweinhaus vorüber nach Osten talauswärts ins offene Land, dann gegen Süd in dem Tale von Würgsdorf hinauf nach dem Passe gegen den Bober und Landeshut, gegen West der ähnlichen Dorfreihe von Waltersdorf, Wiesau, Alt-Röhrsdorf entlang, oder den kürzeren Bergweg empor in der Richtung auf das Quellgebiet der Katzbach und Burg Nimmersatt, die dritte im Lande der drei Burgen, so erfaßt man die alte Bedeutung des Platzes in der Beherrschung der Bergstraßen. Man vergegenwärtigt sich die Bedingungen seiner Entstehung. Er ist älter, als man vormals aus dem Namen erraten wollte. Nicht der gewaltige Bolko I. (1278—1301), der in starker Hand das Bergland vom Queis bis an die Ohle zusammenhielt und zu schirmen wußte, war der Begründer von Bolkenhain, das unter diesem volleren Namen nicht vor 1384, also erst nach Bolko II., urkundlich vorkommt, sondern schon in den letzten Jahren seines Vaters Boleslaus II. wird der Vogt (1276) des Städtchens Hayn und die Burg Hayn (1277) erwähnt. Es läßt sich auch nicht erweisen, daß Hayn der Herrschersitz Bolkos gewesen wäre; gerade er erfüllte sich das Bedürfnis nach einem solchen erst durch die Begründung von Fürstenberg (1290), nach dem er sich selber nannte. Immerhin mußte gerade unter diesem Fürsten in dem Netze seiner Bergfesten dieser Platz als wichtiges Mittelglied besonders voll zur Geltung kommen, und der in seiner Entstehung uns nicht völlig klare Name wird doch wohl in einer Erinnerung an den ersten Bolko, dessen Reiterbild bis 1724

das Tafelzimmer schmückte, seinen rechten geschichtlichen Hintergrund haben. Nur schade, daß um die schöne alte Feste wenige Lorbeeren stolzer Erinnerungen sich ranken, sondern vorwiegend klägliche Kunde von Hussitengreueln und Schwedennot. Heute geht es in dem alten Gemäuer, wenn einmal die Musensöhne auf der Burghöhe sich lagern, recht munter, sonst aber im Städtlein recht still und bescheiden her. Unter den Industrien nimmt nur Weberei einen hervortretenden Platz ein. Die lange Abgelegenheit vom Bahnverkehr hat das Städtchen bei sehr mäßiger Volkszahl niedergehalten (1905 3960 Einw.), und selbst in der Verwertung seiner Reize findet es einen schüchternen Wettbewerber in dem nahen kleinen Badeort Wiesau, dessen Quelle in ihrem Mineralgehalt dem Marienbader Kreuzbrunnen sich nähert.

Wenn Bolkenhains Geschichte nicht über die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts emporreicht und, wie der Name andeutet, sicher nicht als ein Fortführen älteren Siedelungslebens gelten kann, kommt ein für Schlesien ungewöhnlich hohes Alter der Vorgeschichte der eng benachbarten Burg Schweinhaus zu, deren hochragenden, erst im letzten Jahrhundert unter arger Verwahrlosung so weit verfallenen Bau, ein Renaissancewerk aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, ein Sproß des hier heimischen alten Geschlechtes von Schweinichen in sorgsamen, auch manche Reize der Einzelausführung festhaltenden Abbildungen und Beschreibungen der Nachwelt aufbewahrte, wenn es ihm schon nicht vergönnt war, des in fremder Hand verkommenden Ahnenschlosses selbst pflegend sich anzunehmen. Es war einer der überraschenden Griffe W. Schultes, durch die manche Tatsachen der ältesten Geschichte Schlesiens in neues Licht gerückt wurden, den Porphyrhügel, der heute in einer Seitennische des Tales der Wütenden Neiße »das alte Säuhäusel« — wie das Volk diese Ruine nennt — trägt, für den Platz der alten Kastellanei Svini zu erklären, die schon 1108 in der Geschichte Böhmens als ein fernes Schloß des Grenzwaldes Erwähnung findet. Man hatte bis dahin stets darin Schweidnitz zu erkennen gemeint. Durch Schultes Beweisführung fiel nun Licht auf einen alten Pfad des Grenzwaldes, der längs der Wütenden Neiße und des oberen Bober eine uralte Verbindung zwischen Böhmen und Schlesien durch die Landeshuter Pforte herstellte. Heute gehört Schweinhaus zu der ausgedehnten Herrschaft des Grafen Hoyos auf Lauterbach, die in dem Hügelland nördlich der Neiße eine Reihe ansehnlicher Güter umfaßt, aber auch über dies Tal südwärts nach Baumgarten übergreift.

Zwischen diesem Ort und Schweinhaus ist das Tal der Wütenden Neiße von dem langen Dorfzug von Wolmsdorf erfüllt. Wo die Höhen zu beiden Seiten auseinandertreten und den Fluß in die freie Ebene entlassen, greift aus dieser die Herrschaft Hausdorf (Graf von Schweinitz und Krain) schon ein wenig in das Talland nach Niederwolmsdorf hinein.

So klein die Bolkenhainer Tallandschaft ist, kommt ihr in den Verbindungen der Bergstraßen doch eine von jeder Zeit in eigener Form ausgestaltete Bedeutung zu. Wie die Waldpfade der Slavenzeit, auf denen böhmische Verschwörer zu heimlicher Arbeit nach Svini schlichen, in die Heerwege sich wandelten, die das Bolkoschloß überwachte, so ist der heute hier vorbeigleitende Bahnverkehr schon wieder weit verschieden von dem Eindruck, den mir als Knaben auf der ersten Fahrt zur Schule der Großstadt in einer mondhellen Mitternacht auf dem Ringe zu Bolkenhain die Kreuzung der Posten von je 2—4 Wagen machte, die von Landeshut, Hirschberg, Jauer, Freiburg hier zusammenkamen und mit hellen Horngrüßen den aus dem Schlummer fahrenden Kleinbürgern das Bewußtsein der Verkehrsbedeutung ihres Wohnsitzes weckten. Heute fliegt das Leben mehr an der Stadt vorbei, als daß es sie selber durchdränge. Dem rein ländlichen Charakter des kleinen Gebietes (203 qkm, 15750 Einw.) entspricht die immer noch fortschreitende Abnahme seiner Volkszahl.

Die mittelschlesische Ebene.

Das Flachland im Herzen Schlesiens ist durch das Auftreten der Berge in seiner Mitte, der Strehlener Höhen wie des Zobten und des beide lose verknüpfenden Hügellandes von Nimptsch derartig gegliedert, daß mit Bestimmtheit der Gebirgsrand und sein Vorland abgesondert wird von der weiten Ebene, die in Breslau ihren beherrschenden Mittelpunkt findet. Aber der Zusammenhang des Wassernetzes hat in der Umklammerung der beiden im Hügelland wurzelnden kleinen Flußgebiete von Ohle und Lohe durch die beiden größeren ins Gebirge hineinreichenden von Neiße und Weistritz so nachdrücklich für die Einheit des Landes zwischen Gebirgsrand und Oder gesorgt, daß es wohl unumgänglich ist, diesem Winke der Natur zu gehorchen: die Nebenflußgebiete der linken Oderseite in ihrer natürlichen Folge als ebenso viele Einheiten zu betrachten, und ihnen dann das Odertal mit seinen Städten gegenüberzustellen. Das führt zu folgender Gliederung der Ebene zwischen Bergrand und Odertal:

	Fläche	Wald	Bewohner	auf 1 qkm
	qkm		1900	
Gebiet der Glatzer Neiße .	1778	227	195 800	110
Gebiet der Ohle und Lohe	1971	132	179 550	91
Gebiet der Weistritz . . .	1257	162	217 550	173
Neumarkter Platte . . .	1122	80	82 100	73
Tal der Wütenden Neiße und der unteren Katzbach . .	391	35	100 050	256 (ohne Liegnitz 121)
Odertal ohne Breslau . .	680	121	98 300	144
Breslau	35	—	422 700	—
	7234	757	1 296 050	180

Diese Gliederung erweiterte das Gebiet der Ohle und Lohe beiderseits durch den Zuschlag der kleinen Gebiete des Hünernbachs (Kreis Ohlau) und des Floßgrabens (Kreis Breslau), während kleine um Brieg mündende Bäche dem Neißegebiete, der größte Teil des Gebietes der Weidelache der Neumarkter Platte angeschlossen wurden. Anderseits mußte der Unterlauf der Ohle dem Odertal eingerechnet werden.

1. Das Gebiet der Glatzer Neiße.

Gebreitet liegt ein blühendes Gelände
Von Städten, Dörfern, reich geschmückten Auen,
Daran viel tausend, tausend fleiß'ge Hände
Seit vielen Menschenaltern emsig bauen.
Im weitgedehnten Land kein Berg, kein Tal,
An dem nicht tausend Arme rüstig schafften,
An jeder, jeder Scholle — überall
Siehst du die schöne Spur des Fleißes haften.
Ein Volk darin, das solchen Landes wert,
Im Schweiße seines Angesichts sich nährt,
Das sich in tausendfacher Arbeit regt
Auf Berg und Tal, im Schacht, im Wald, im Feld,
Und wann es hoffend seine Saat bestellt,
Auch Gottvertrauen in die Furchen legt.

Dr. Samuel Meyer
(Sanitätsrat zu Breslau, † 1897).

Der Austritt der Neiße aus dem Gebirge ist im Naturbild und in der geschichtlichen Entwicklung des Landes gleich bemerkenswert. Drei von Leppla eingehender untersuchte Terrassensysteme lassen die allmählich fortgeschrittene Vertiefung der Talsohle erkennen. Im Gegensatz zu der geraden Richtung der Strömung, die diese alten Talböden aufschüttete, ist der Neißelauf mit weit ausgreifenden Windungen derartig in die niederste Terrasse eingeschnitten, daß er ein bedeutendes Hindernis für den im Tale sich fortbewegenden Verkehr darstellt. Die Verteilung der alten slavischen Dörfer Labitsch, Poditau, Morischau auf Terrassenrändern innerhalb großer Flußschlingen scheint dafür zu sprechen, daß der älteste Verkehr zwischen Glatz und Wartha dem Talzuge folgte, ohne eine wiederholte Durchschreitung des Flusses auf Furten zu scheuen. Später zog man vor, sich beständig an ein Ufer zu halten und, wo dieses unwegsam wurde, eine Schulter des Berges zu übersteigen. Am linken Ufer mußte man dann bis Gäbersdorf (373 m), am rechten bis Eichau (442 m) empor, während Wartha nur 260 m, das Neißetal bei Glatz 290 m hoch war. Erst die Eisenbahn mußte sich im Tal selbst den Zugang bahnen und stieß dabei auf große Schwierigkeiten. Denn die Lehne des Eichberges erwies sich als so brüchig, daß vor ihrer kostspieligen Vermauerung wiederholt Rutschungen ihren Halt gefährdeten; schon 1598 war hier ein Bergsturz eingetreten.

Den nördlichen Ausgang der Talengen verschloß im früheren Mittelalter das feste Kastell B(a)rdo, von dem Mauerreste noch auf einem der Grundstücke unweit der heutigen Wallfahrtskirche von

Wartha erkennbar sein sollen[1]). Wartha wird als Kastellanei und Grenzfeste Schlesiens 1155 genannt, nachdem es vorher lange (mindestens 1095—1124) böhmische Grenzburg gewesen war. Die Lage war dadurch vorgeschrieben, daß gerade hier die Neiße nach unmittelbarer Berührung des steilen linken Hochufers quer durch das Tal an das rechte hinübertritt. Der Verkehr war hier zum Uferwechsel gezwungen, unmittelbar unter den Mauern der Burg. Das vom Wallfahrtsverkehr zeitweilig stark belebte Städtchen (1905 1310 Einw.) gewinnt neuerdings auch als beliebter Sommeraufenthalt Bedeutung. Die Wälder, deren Frische die Fremden lockt, sind auch die Grundlage für die Industrie des Ortes (Zellulosefabrik).

Wenn hier die Neiße noch zwischen Uferrändern festen Gesteins dahinzieht, wird ihr Tal wenig nördlicher beim Austritt aus den Bergen von hohen Terrassen gesäumt, dem zerschnittenen Boden einer mächtigen Talfüllung, die auf dem Grunde eines diluvialen Stausees sich gebildet zu haben scheint, als längere Zeit der Rand der nordischen Eisdecke derartig zwischen dem heutigen Reichenstein und Kamenz das Neißetal verriegelte, daß der Abfluß des Glatzer Kessels und des Eulengebirgsvorlandes zwischen dem Bergrand und den Kamenzer Vorhügeln zu einem Wasserbecken von etwa einer Quadratmeile aufgespannt wurde[2]). Die Terrasse des linken Ufers, deren Rand bei Dürr-Hartha von der Bahnlinie besonders auffallend aufgeschlossen wird, hat für die Pläne der Landesverteidigung einmal Bedeutung gewonnen als Südostfront einer festen Stellung, die Gneisenau 1813 zur Zeit des Waffenstillstandes an den Grochauer Bergen für den schlimmsten Fall als letzte Zuflucht des preußischen Heeres vorbereitete (I S. 398); den Rücken und die nördliche Flanke dieser Stellung deckte Silberberg.

Der Paß bei dieser alten Bergstadt, an der Grenze der Gneise des Eulengebirges gegen die darauf ruhenden Warthaer Grauwacken eingeschnitten (561 m), war der einzig geeignete zur Umgehung des schwer überschreitbaren Eulengebirges. Deshalb hatten die Österreicher gegen Ende des Siebenjährigen Krieges wiederholt auf diesem Wege Vorstöße aus der Grafschaft zum Entsatz von Schweidnitz unternommen. Das war der Grund für den gewaltigen Festungsbau Friedrichs II. (1765—1777), dessen Kosten auf $1^2/_3$ Million Taler angegeben werden. Die Werke, welche die Höhen um den Paß

1) Mündliche Mitteilung W. Schultes.

2) E. G. Friedrich, Der glaziale Stausee zwischen Wartha und Kamenz. Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1906, 21—30.

krönten, zogen sich noch bis zum nächsten Gneisgipfel des Eulengebirges, der Strohhaube (740 m), empor. Der Donjon lag 685 m hoch. Besonders schwierig war die Anlage der Brunnen, von denen der des Donjon 62 m tief mit einem Wasserniveau von 45 m unter dem Rande noch in Benutzung ist. Die Festung bestand trotz schwacher Besetzung ihre Feuerprobe 1807; sie erhielt dann auch an den unrühmlichen Zeiten der Demagogenriecherei ihren Anteil. Fritz Reuter saß hier 1834—1837. Erst 1867 entschloß man sich zur Entfestigung; Gesundheitsrücksichten, die Beobachtung häufigen Auftretens von Kropfbildungen unter der Garnison, sollen dabei beteiligt gewesen sein. Dann bildeten die Werke bisweilen Ziele für die Übungen der Festungsartillerie. Schon war man im Begriffe, neue Sprengstoffe am Donjon zu versuchen. Ihn schützte schließlich doch die Achtung vor den ehrenwerten Erinnerungen aus der trübsten Zeit des Vaterlandes. Daran mag noch mancher sich erbauen, wenn er emporstieg zu diesem herrlichen Wanderziel, von dessen Scheitel der Blick über alle Höhen inmitten der Schlesischen Ebene und anderseits in die Grafschaft bis zu ihrem jenseitigen Bergrahmen schweift. Mit dem Abzug der Garnison versiegten allmählich die alten Lebensquellen des Städtchens. In alte Kasernen verlegte man die Eppnersche Uhrenfabrik und eine Wollgarnspinnerei. Auch Fabriken von Metallwaren, Farben, Putzpomade (aus Magnesit von Baumgarten) und ein Zweig der Hausindustrie (Kammreiniger) haben sich hier heimisch gemacht. Aber die wirtschaftliche Lage der Stadt ist ziemlich aussichtslos. Viele ihrer Söhne ziehen als Hausierer hinaus in die Welt. Der Fremdenverkehr, den die Eulengebirgsbahn heranführt, bleibt hinter den Erwartungen zurück. Für eine Sommerfrische fehlt ein Erfordernis: unmittelbare Nähe des Waldes. Der Ankauf wertlosen alten Festungsgeländes und seine Aufforstung wäre ein kostspieliger, aber doch vielleicht im Endergebnis lohnender Entschluß. Sonst wäre schwer zu sagen, wie diesem Städtchen (1905 1125 Einw.) wieder aufgeholfen werden könnte.

Daß Stadtanlagen den Forderungen der Zeit nicht mehr entsprechen und dann wieder welken, ist eine nicht auf unsere Tage beschränkte Erscheinung. Das Mittelalter bietet dafür gerade vor dem Bergrande des Neißegebietes ein erst neuerdings völlig aufgeklärtes Beispiel[1]). Die älteste städtische Ansiedelung des Neißetales nach dem Austritt des Flusses aus den Engen des Gebirges war

1) W. Schulte, Löwenstein und Frankenstein. Schles. Volkszeitung 1905, Nr. 165, 167.

Frankenberg. Als Dorf 1230 erwähnt, erscheint es als eine neue deutsche Gründung der Kolonisationszeit unter Heinrich I. an einer früher Przilank genannten Örtlichkeit. Um 1250 muß es Stadt gewesen sein, da sein Vogt wiederholt in Urkunden genannt wird. Auch eine Münzstätte und eine Bleiwage war 1274 hier vorhanden. Aber die junge Stadt fand bei beengtem Wirkungskreise vor dem Rande des waldigen Gebirges und in noch schwach besiedelter Gegend kein rechtes Gedeihen. Dasselbe Los teilte eine bald nach dem Mongoleneinfall begründete Stadt Löwenstein südöstlich von Reichenbach. Da entschlossen sich 1287 die Vögte der beiden hoffnungslos ihr Dasein hinschleppenden Städtchen, sich zu vereinigen zur Begründung einer zwischen beiden, nur etwas östlicher anzulegenden und Elemente beider Namen vereinigenden Stadt Frankenstein. Der bisherige Vogt von Frankenberg wurde, ohne auf seine Gerechtsame am alten Wohnplatz zu verzichten, der erste Vogt von Frankenstein; neben ihm erscheint als Zeuge in einer Urkunde der Erbrichter von Frankenstein, der frühere Vogt von Löwenstein. Die beiden alten Städte sinken wieder zu Dörfern herab. Um so anziehender ist die Frage, was hatte vor ihnen die neue Stadtlage voraus?

Frankenstein erhob sich neben einer älteren Ortschaft Zadel am linken Ufer des Pausebachs, der von hier bis Kamenz bereits die südöstliche Richtung einschlägt, welcher von dort ab auch die Neiße sich fügt. Es fiel in die Gegend, wo die von Breslau über Nimptsch auf Wartha ziehende Straße den Pausebach überschreiten mußte, dieselbe, welche bei Frankenberg die Neiße erreichte (vgl. Karte S. 208). Damals hatte diese Nimptscher Straße noch durchaus den Verkehr Breslaus mit der Grafschaft Glatz in der Hand; Strehlen bestand noch nicht, und der Verkehr, den Heinrichau und Münsterberg ins Ohletal lockten, war bei der leichten Verbindung Münsterbergs mit Frankenstein nach diesem Orte fast ebenso leicht zu lenken wie nach Kamenz. An die Straße Breslau—Nimptsch—Glatz knüpft sich auch alles, was von Frankensteins historischer Bedeutung überliefert ist: die Belagerung Bolkos II. durch den späteren Kaiser Karl IV. (1336), die Eroberung durch die Hussiten (1428), die Kämpfe der Breslauer und ihres Bundesgenossen Matthias Corvinus mit den Böhmen um den Besitz der Stadt (1467, 1474, 1488). Den Ersatz für die damaligen Zerstörungen sollte das 1524—1532 nach dem Muster des Ofener Königsschlosses errichtete Frankensteiner Schloß bieten, der Bau, der seit seiner Zerstörung durch die Kaiserlichen (1646) einen Schimmer der Romantik in das nüchterne, saubere Stadtbild hineinträgt. Er bleibt das Wahrzeichen der Stadt, zusammen mit dem

schiefen Turm der Pfarrkirche, der 80 Jahre nach seiner Vollendung eine so bedeutende Senkung erlitt, daß er merklich einseitig überhängt. Die Stadt ist nach dem Brande, der sie 1858 verzehrte, um diese alten Bauwerke neu erstanden.

Die Grundlage des wirtschaftlichen Lebens, das die äußere geschichtliche Entwicklung stützte, war der Reichtum der umliegenden fruchtbaren Landschaft. Frankensteins weißer Weizen steht obenan in der Wertschätzung der schlesischen Feldfrüchte und sichert dieser Stadt einen vormals wichtigen Getreidemarkt. Aber die Handelsstellung Frankensteins, die nach der Mitte des 19. Jahrhunderts sich vorübergehend dadurch hob, daß hier die Endstation der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn lag, auf welche die ganze Grafschaft und auch eine ausgedehnte nördliche und östliche Nachbarschaft angewiesen waren, hat sich völlig verändert, seit Eisenbahnen von vier Seiten her die Grafschaft aufschließen und in Kamenz ein auch die Frankensteiner Linie aufnehmender Verkehrsknoten geschaffen wurde. Deshalb und wegen der Beschränkung selbständigen industriellen Lebens ist Frankenstein neuerdings in der Volkszahl (8400 Einw.) nur langsam vorwärts gekommen. Die Bemühungen um Anschluß an die Schweidnitzer Handelskammer scheiterten an der Besorgnis des Handelsstandes vor einer mäßigen Belastung. Unter den Unternehmungen des Kreises, die vergebens für diesen Fortschritt eintraten, lagen in der Nähe der Kreishauptstadt nur die Nickelwerke ihres nördlichen Weichbildes und die Magnesitwerke der Serpentinhügel.

Der Bahnknoten Kamenz, der die wichtigste Meridianlinie in Mittelschlesien zur Kreuzung mit der Tangente des Gebirgsrandes bringt, hat einer alten historischen Stätte eine neue Bedeutung gegeben. Kamenz ward 1096 nach Überwältigung des polnischen Grenzpostens Wartha von den Böhmen als fester Vorposten ihrer Macht auf einem Glimmerschieferfelsen am Nordrande des Neißetales gegründet, dort wo an der Talbiegung die Wege nach Breslau und Neiße sich trennten. Wie lange diese Feste bestand, ist unbekannt. Im Jahre 1209 ward im Talgrund unter ihr ein Kloster von Augustiner-Chorherren begründet. An ihre Stelle traten 1249 die Cisterzienser, die an den Fortschritten deutscher Kolonisation am Rande und selbst im Innern des Gebirges führenden Anteil nahmen. Seit 1811 ward Kamenz der Vorort des großen Grundbesitzes, der das Erbe der alten Klosterherrschaft antrat. Deshalb begann, als 1817 ein Brand die alten Klostergebäude großenteils zerstört hatte, die Prinzessin Marianne der Niederlande hier einen großen Schloßbau nach Schinkels Plan. Wie eine trotzige, mürrische Feste nimmt sein mächtiges Viereck mit

den kurzen runden Ecktürmen und den weit auseinander gerückten Fenstern sich aus; auch die Farbe des vom Grunde selbst entnommenen Bausteins (Glimmerschiefer) und des krönenden Ziegelrohbaues macht den Eindruck nicht freundlicher; nur die Gartenkunst umgibt mit einer Hülle zauberischen Lebens schmeichelnd »die gefrorene Musik« des Bauwerkes. Das Herrlichste bleibt der von den hohen Baumwipfeln des Parkes malerisch gegliederte Blick auf die blaue Kette der nahen Berge von den Staffeln der Terrasse der Südfront.

In der Verteilung der wichtigsten Punkte des Kreises Frankenstein besteht eine gewisse Symmetrie. Wenn Wartha das Zentrum der Gebirgsfront bezeichnet und die Siedelungen des Vorlandes um Frankenstein und Kamenz sich anordnen, entsprechen diesen beiden Plätzen der Tallandschaft an dem Bergrande selbst zwei alte Städtchen, beide am Zugang zu wichtigen Pässen, beide durch die Hoffnung auf bergmännische Ausbeute ins Leben gerufen. Wie im Westen eine Bergstraße von Frankenstein nach Silberberg zieht, so im Osten ein Straßenzug von Kamenz auf Reichenstein. Hart vor dem Fuße des Gebirges reizvoll gelegen am Zugang zu erzreichen Tälern ist Reichenstein eine recht auf die Natur seiner Gesteine sich stützende Stadt. An ein Urkalklager im Glimmerschiefer ist die Lagerstätte gebunden, die früher rein auf Gold, jetzt hauptsächlich auf Arsenik ausgebeutet wird (s. S. 215). Die Arsenikgewinnung hob sich, als Herm. Güttler 1883 das Arsenikwerk von der Stadt kaufte und zeitgemäß umgestaltete. Das »Arsenik Berg- und Hüttenwerk Reicher Trost« ist jetzt das größte Arsenwerk der Welt. Aus 15000 Tons Arsenikalkies gewannen 380 Arbeiter 1897 1500 t arsenige Säure, 300 t Schwefelarsen, 50—100 t Arsen und 50 kg Gold. Außer dieser großen »Gifthütte«, wie das Volk einfacher sich ausdrückt, betreibt die Firma Güttler in Maifritzdorf, Follmersdorf, Heinrichswalde sieben Pulvermühlen. Hier liegt ein Beispiel vor, wie die Elastizität moderner Intelligenz einem lange für hoffnungslos gehaltenen Naturschatz, der nicht mehr in der Weise der Vorfahren sich ausbeuten läßt, neuen Wert zu verleihen, ihm neuen Gewinn zu entlocken vermag.

Reichenstein (1905 2060 Einw.) liegt hart an der Landesgrenze. Das lockende Wirtshaus zur »Gucke«, dicht über der Stadt an den weiß in die Ferne schimmernden Kalksteinbrüchen, steht schon auf österreichischem Boden. Hier stehen wir am Anfange der unerwünschten Trennung, die eng zusammenhängende, aufeinander angewiesene Landschaften erfahren haben. Die naturgemäß erwachsene, jahrhundertelang wirksame Einheit des Neißer Bischofslandes ward 1742 zerrissen. Das kann uns der Pflicht nicht überheben, seine Gesamtheit, so weit

wie möglich, im Auge zu behalten. Den Ursprung und die Entwicklungsgeschichte des Bischofslandes längs der Neiße hat in scharfsinnigen Untersuchungen W. Schulte mit vollstem Erfolge beleuchtet[1]). Er entkräftete die am Ende des 13. Jahrhunderts aufgekommene und seither in verschiedener Deutung weiter ausgesponnene Überlieferung, daß am Anfange dieses Jahrhunderts ein piastischer Herzog Jaroslav auf dem Breslauer Bischofstuhl (1198—1201) durch Schenkung des Neißer Landes unter Zustimmung seines Vaters, Boleslaus des Langen, die Macht und den Reichtum des Bistums begründet habe. Es steht fest, daß um 1200 weder die Stadt Neiße noch der Begriff eines Neißer Landes oder auch nur Bezirkes bestand, wohl aber längst der Kern des Bischofslandes, die augenscheinlich zur ältesten Ausstattung des Breslauer Bistums gehörende Kastellanei Ottmachau, ein Besitz, der nicht aus einer einfachen Güterschenkung an die Kirche erwachsen war, sondern gewisse vom Bischof auszuübende Hoheitsrechte einschloß. Das Ottmachauer Land war ursprünglich eine Insel im Waldland, mit kleinen Dörfern besiedelt, deren enge Feldmarken sich um die Burg verteilten. Die Register der Orte mit polnischem Recht gestatten einen ziemlich sicheren Entwurf der Karte der Siedelungen vor Beginn der deutschen Kolonisation; sie zeigt, daß der Ottmachauer Gerichtssprengel nicht nur gegen das Gebirge von riesigen Waldungen umfangen war, sondern auch im Norden und Osten ein Waldgürtel, den erst deutsche Rodungsdörfer[2]) in heute noch bestehende Reste auflösten, ihn von den Grottkauer Ackerflächen und der nördlich gewendeten Neißestrecke trennte. Im Süden jenseits der mittleren Neiße, die Ottmachaus hohe Burglage beherrschte, liegen noch drei Dörfer, für die ursprünglich polnisches Recht erweisbar ist[3]); sie werden nicht die einzigen gewesen sein; noch ein breiter Streifen jenseits der Neiße ist von slavischen Dorfnamen erfüllt, deren südliche Grenze[4])

1) Seine erste Darstellung in der Einleitung zum Liber Fundationis Episcopatus Vratislaviensis (Cod. Dipl. Sil. XIV 1889) hat W. Schulte nun noch tiefer zu begründen und überzeugend zu verschärfen vermocht in einer Reihe kritischer Abhandlungen über Bischof Jaroslav und die Schenkung des Neißer Landes. Oberschlesien IV. 1905, 230—249. 301—326. 398—429. 527—541. 617—631. Für die historische Topographie besonders wichtig daraus als Ergänzung des Liber Fundationis das neu erschlossene Registrum procuracie Otmuchoviensis.

2) Gläsendorf, Seiffersdorf, Petersheide, Schönheide, Friedewalde, Groß-Briesen, Waltdorf, Riemertsheide.

3) Stübendorf, Rathmannsdorf, Naasdorf.

4) Schulte a. a. O. 248 stellt diesen Grenzgürtel polnischer Ortsnamen zusammen: Kamitz, Gostitz, Geseß, Schwammelwitz, Rathmannsdorf (Rathnovicz), Krackwitz, Peterwitz, Schwandorf (Swanowicz), Kalkau, Wiesau (Lossouia villa), Naasdorf (Nadith), Lentsch, Poln. Wette, Dürrkamitz, Lindewiese (Lipova), Greisau, Prockendorf.

allerdings nicht überall die Südgrenze der alten polnischen Siedelungen bezeichnet. Sicher hatte die Kastellanei Ottmachau ihre Siedelungen schon in breiter Front über die Neiße vorgeschoben, ehe — wohl nicht lange vor 1220 — die deutsche Kolonisation einsetzte und im Laufe von vier bis fünf Jahrzehnten eine Fülle neuer großer Feldmarken aus dem bisherigen Grenzwalde sich herausschnitt. Das Ottmachauer Bischofsland der slavischen Zeit war nicht nur gegen die westliche der beiden von einem Gebirgssporn getrennten Buchten vorgedrungen, in die des Gebirges Front im Süden der mittleren Neiße sich gliedert, sondern umfaßte schon eine Reihe kleiner slavischer Feldmarken im Auewald des Neißetales und zu seinen beiden Seiten bis abwärts ans Neißeknie und erstreckte sich vor der östlichen, von der Biele entwässerten Gebirgsbucht bis ostwärts nach Greisau bei Lindewiese.

Die kräftige deutsche Kolonisation führte nun einerseits zu einer bedeutenden südlichen Erweiterung des Anbaues im Bischofsland auf Kosten des Grenzwaldes, anderseits aber auch zu der Begründung deutscher Siedelungen innerhalb und in der Umgebung des Neißeknies. Als Sammelplätze des Überschusses ihrer Erzeugnisse und als Bezugsquellen für die Versorgung mit fremden Waren, aber auch als wahrhafte Stützpunkte dieses neu aufblühenden Kulturlandes erwuchsen im Laufe des 13. Jahrhunderts zwischen den Dörfern des Rodelandes, zum Teil aber auch im Bereich der alten slavischen Siedelungen Städte, deren Entstehungszeiten wie feste Lichtpunkte hervorleuchten aus der unvollkommenen Helle, die den Fortschritt der dörflichen Entwicklung umdämmert. Die erste nach Alter, Rang und Wirkungskraft war Neiße (vor 1223), so schnell zu führender Bedeutung erwachsend, daß ihr Weichbild voll deutscher Dörfer als besonderer »Neißer Bezirk« dem alten von Siedelungen polnischen Rechtes beherrschten »Ottmachauer Sprengel« gegenübertrat und später allmählich für das ganze Bischofsland der Name des »Neißer Landes« üblich wurde. Wenn so die beiden Hälften des mittleren Neißelaufes vor den beiden Buchten der Gebirgsfront je ihren besonderen Vorort empfangen hatten, trat 1254 als Grenzwarte im äußersten Westen des Bischofslandes am rechten Neißeufer die Neugründung von Patschkau hinzu, und als städtische Mittelpunkte der beiden Buchten des Bergrandes wurden im nächsten Jahrzehnt die Städte Weidenau (um 1267) und Ziegenhals (1268) angelegt, letztere in besonders bedeutsamer Lage als Hüterin der hier zusammenkommenden Paßstraßen nahe gegenüber dem mährischen Vorposten Zuckmantel. Diese Entwicklung hatten die Bischöfe zu steigender Macht ihres Landes mehrere Jahr-

zehnte fortgeführt, bei den Städten vielleicht unter gewisser Mitwirkung, bei den Dörfern unter stillschweigender Duldung der herzoglichen Gewalt, bis 1282 Herzog Heinrich IV. das alte zweifellose Recht der Herzöge am Boden des Grenzwaldes betonte und vom Bischof die Herausgabe von 65 Dörfern forderte, die unter allmählicher Erweiterung des Bischofslandes auf Kosten des Grenzwaldes, also auf herzoglichem Grund, begründet worden waren.

Wie die Mittel staatlicher Macht in diesem Streit zunächst die Oberhand behielten, wie aber zu allgemeiner Überraschung 1290 vom Sterbelager des Herzogs das große Privileg ausging, das dem Bistum volle Hoheitsrechte im Bischofslande mit Einschluß des Blutbannes und des Münzrechtes überantwortete, — das gehört der Geschichte an. In der weiteren Entwicklung des Bischofslandes war das wichtigste Ereignis die käufliche Erwerbung des Grottkauer Landes (1344), das bis dahin zum Herzogtum Brieg gehörte.

Die Bedeutung dieses ganzen ansehnlichen Territoriums ward gesteigert durch seine Grenzlage und seine Verbindungen über das Gebirge hinüber nach Mähren und dem zu Böhmen gehörenden Glatzer Ländchen. Die älteste Zeit mag östlich von der Glatzer Straße des Neißetales (semita Bohemiae) nur den Weg gekannt haben, der aus dem Südostwinkel des Neißer Landes über Neustadt, Jägerndorf, Freudental nach Olmütz das Gebirge weit östlich umging[1]). Jünger dürfte die Straße sein, die knapper am Ostfuß des Altvater vorüberführte[2]); sie trat von Zuckmantel vorüber an der Burg Edelstein ins Gebirge ein, erreichte dann über Hermannstadt, Einsiedel »das Tal Gesenke« (das spätere Würbental), um jenseits einer Paßhöhe (820 m) nach Engelsberg und Freudental niederzusteigen, das schon 1213 als mährischer Bergwerksort bestand und vielleicht der Ausgangspunkt für die Eröffnung dieses Weges war. Noch später ist wohl der Spornhauer oder Ramsauer Sattel (759 m) im Westen des Altvatergebirges dem Verkehr zugänglich geworden; seine früheste Erwähnung birgt — soweit ich sehe — die Erwerbung Goldensteins für das Kloster Kamenz (1325)[3]).

Der Zug dieser Straßen und der über den Paß von Krauten-

1) Diese strata publica versus Moraviam in Urkunden zur Geschichte des Bistums Breslau S. 80 (1282).

2) Rob. Fox, Das Gesenke, eine Paßstudie. Festschrift des Geogr. Seminars der Universität Breslau zur Begrüßung des 13. Deutschen Geographentages. 1901, S. 178—189. Die entscheidende Urkunde (1348), die den ursprünglichen Sinn und die deutsche Herkunft des Wortes »Gesenke« außer Zweifel stellt, danken wir Konr. Wuttkes Veröffentlichung der Bergbau-Urkunden. Cod. Dipl. Sil. XX S. 40.

3) Cod. Dipl. Sil. X No. CXXIV. S. 100. 101.

walde (665 m) nach der Grafschaft führenden[1]) ist für die Ortswahl der wichtigsten Siedelungen des Bergsaumes entscheidend. Als Paßausgänge am Außenrande des Gebirges stellen sich neben Silberberg, Wartha, Reichenstein vier zum Teil von nahen Burgen beschützte Städtchen des österreichischen Anteiles am Neißegebiet, paarweise eingefügt in die zwei gegenüber Ottmachau und Neiße zurückweichenden Nischen des Bergrandes, welche ein von den Bergen des Bades Gräfenberg nordwärts vordringender Ast des Gebirges scheidet. Auf die Ottmachauer Strecke des Neißelaufes zielen die Bäche von Jauernik, wo zu Füßen einer alten Burg[2]), heute des fürstbischöflichen Schlosses Johannisberg, das Krautenwalder Tal sich öffnet, und von Friedberg[3]) am Gotthausberge, wo die Straße und nun auch die Bahn gegen das Gemärke (572 m) anzusteigen beginnt, um den Hintergrund des Bieletales und den Spornhauer Sattel zu erreichen. Die Gebirgsbucht dieser beiden Städtchen gehörte vor deren Entstehen ganz zum Weichbild von Weidenau. Schärfer voneinander getrennt sind die Paßstädtchen der östlicheren Gebirgsbucht, Freiwaldau, schon 1267 der Hauptort des Bieletales, und Zuckmantel[4]) vor dem Paßweg der Burg Edelstein (1281), malerisch an den Fuß der Bischofskoppe gelehnt. Nur auf dem Scheitel dieses Gipfels erreicht das preußische Gebiet einmal die Höhe des Gebirgsrandes. Wasser und Weg ziehen von Zuckmantel so schnell dem Bieletale zu, daß an dessen Austritt aus den Bergen, auf nunmehr preußischem Boden, sich ein bedeutender, die beiden höheren Städtlein seiner Wasserläufe in Schatten stellender Platz entwickelt hat: Ziegenhals.

Seine Erhebung zur Stadt (1268) fällt in eine Zeit, da Zuckmantel und Burg Edelstein in Mährens Hand lagen und gerade ihnen gegenüber eine zugleich das Freiwaldauer Tal schirmende Grenzfeste des Bischofslandes notwendig erschien. Die Wichtigkeit der Lage verrät sich in dem wiederholten Schwanken des Grenzzuges, bis 1474 das Zuckmanteler Amt endgültig zum bischöflichen Gebiete geschlagen wird. Die letzte Trennung von Zuckmantel und Ziegenhals (1742) erscheint fast wie eine letzte Schwingung des mittelalterlichen Wechsels weichender und wiederkehrender Wellenbewegung auf einem streitigen Strandsaum. Heute steht im Bilde von Ziegenhals die freundliche

1) Cod. Dipl. Sil. VII, 3. S. 239. SR. No. 2417 (1296).

2) Castrum Jawirnik (1348. 1371). Lehnsurkunden II 211. 228. Der Ort wird als Dorf erwähnt 1291, als Stadt 1373.

3) Stadt und Schloß 1358, Lehnsurk. II 219. Wenig östlicher Burg Kaltenstein, Lehnsurk. II 210 (1345).

4) Erste Erwähnung 1263.

Lage, der den Sommerverkehr belebende Hintergrund der waldigen, zum Wandern ladenden Berge voran. Aber die Hauptgrundlage des wirtschaftlichen Lebens und der bemerkenswerten Volksvermehrung (1905 8670) ist eine vielseitig entwickelte Textilindustrie.

Der Städtereihe des Gebirgsrandes stand durch einen breiten Gürtel langer Dörfer getrennt die Städtereihe des Neißetales gegenüber, des ersten bedeutenden Geländeabschnittes im fruchtbaren Vorland. Der östlich gerichtete Mittellauf wies seit der Mitte des 13. Jahrhunderts drei städtische Siedelungen auf: Patschkau, Ottmachau und Neiße. Der Bodengestalt nach sollte man nur auf zwei gefaßt sein, je eine für die beiden Kammern des Gebirgsvorlandes. Das war auch der ursprüngliche Zustand. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts war die Burg Ottmachau und der unter ihrem Schutze erwachsene Markt der Vorort für das ganze Ottmachauer Ländchen bis an den Bergrand der Grafschaft Glatz. Erst 1254 begründete der Bischof im äußersten Westen seines Gebietes westlich von dem alten Dorfe Patschkau eine neue Stadt dieses Namens am rechten Talhang der Neiße. Hierher liefen gewiß schon damals vor der städtischen Besiedelung ihrer Talausgänge zwei von Landeck zu beiden Seiten des Heidelberges herüberkommende Bergpfade wieder zusammen an der auf Münsterberg und das Ohletal zielenden Neißefurt. Aber nicht nur gegen den zu Böhmen gehörenden Glatzer Kessel war Patschkau Grenzplatz des Bischofslandes, auch gegenüber dem herzoglichen Territorium, dem nicht nur das nördliche Gegenufer der Neiße (bis 1416) angehörte, sondern auch ein Streifen des rechten Ufers, auf dem jenseits des Kamitzbaches, des natürlichen Wallgrabens der Feste Patschkau, dicht vor deren Tor sich um 1300 eine herzogliche Burg »das Haus Patschkau« erhob. Gerade dieser Gegenzug in den Maßnahmen des Herzogs betont die Stellung von Patschkau als Grenzwarte so deutlich, daß man — mit W. Schulte[1]) — für diese absonderliche Stadtgründung ohne Gerichtssprengel[2]), mit ganz einseitig, nur auf dem rechten Neißeufer im Halbkreis entwickelten Weichbild den wirtschaftlichen Gesichtspunkt hinter dem militärischen wird zurücktreten lassen dürfen. Die Zerschneidung der auch tertiären Grund entblößenden Diluvialplatte durch die Bäche Kamitz und Gostiz vor der Westfront der Stadt war für die Kriegskunst des Mittelalters eine nicht zu verachtende Ergänzung der natürlichen Deckung, die im Norden die Neiße und ihr Mühlgraben ge-

1) Die Anfänge der Stadt Patschkau. Oberschles. Heimat II 1906, 14—31.

2) Cod. Dipl. Sil. XIV S. 14 (Registrum Nissense im Lib. fundat. episc. Vratisl.) »Patschkau hat keinen Gerichtssprengel«. Paczcow caret provincia.

währten. Trotz der vorgeschobenen Lage kam das Städtchen Patschkau als Brückenkopf der Neiße und als Mühlenplatz für das Getreide der fruchtbaren Umgebung zu bescheidenem Wohlstand. Zu der Feldmark fügte eine Schenkung des Bischofs 1420 den großen — seit 1742 durch die Landesgrenze abgetrennten — Wald bei Gostitz (1774 ha) hinzu, der den Hausbesitzern »Hausholz« lieferte, bis 1873 der Aufwand für ein neu begründetes Gymnasium die Kämmereikasse so gründlich in Anspruch nahm, daß eine Kommunalbesteuerung nur durch Wegfall jenes Vorrechtes der Hausbesitzer vermeidbar war. Auch heute noch übt Patschkau, ein behäbiges Städtchen von 6150 Einw. (1905), durch die Mäßigkeit seiner Ansprüche an die Steuerkraft eine Anziehung aus für Leute, die frei ihren Wohnsitz wählen.

Gegenüber auf dem nördlichen Talrande, von ihm aus den Übergang beherrschend, lag im Mittelalter die Burg Neuhaus, der Lage nach ein Gegenstück zu Kamenz, wie dieses an einem Zugang zu Münsterberg. Sie tritt zuerst in den Hussitenkriegen hervor, war dann zeitweilig bis 1509 ein gefährliches Raubnest und scheint im Dreißigjährigen Kriege verschwunden zu sein.

Eine dauerndere, wenn auch bescheidene Bedeutung hat sich ein 11 km östlicher gelegener hoher Punkt des linken Talrandes bewahrt, den die nahe herantretende Neiße mit ihren Teichlandschaften gegen Süden noch vollkommener schirmte. Hier erhob sich 50 m über ihrem Spiegel schon im 12. Jahrhundert die alte Landesburg Ottmachau. Wie durchgreifend das 13. Jahrhundert den Ausblick von ihr südwärts veränderte, eine einförmige Waldesöde durch eine belebte Kulturlandschaft ersetzte, sahen wir bereits. Diese Umgestaltung zog der Bedeutung der Burg und des unter ihrem Schutz entwickelten Marktes engere Grenzen. Überflügelt von den neuen Stadtgründungen, erlangte das Städtchen Ottmachau erst 1347 seinerseits deutsches Recht. Es blieb ein freundlicher Ort stiller Ackerbürger, daneben aber ein wichtiger, in manch heißem Strauß umstrittener Brückenkopf. Das 1811 vom Staate eingezogene Kirchengut ward am Schluß der Freiheitskriege ausersehen für eine Dotation. Gneisenau hatte darauf ein Auge geworfen, aber es fiel Wilh. von Humboldt zu. Heute ist Ottmachau (1905 3650 Einw.) der Hauptort des bisher abseits von lebhafterem Verkehr gelegenen Südwestens des langgestreckten Kreises Grottkau. Erst jetzt baut man die Bahn Ottmachau—Prieborn, um dem Rübenland, den Getreideerträgen eines ansehnlichen Landstrichs, der auch wertvolle Granitbrüche (Matzwitz, Starrwitz, Nitterwitz) und Basaltbrüche (Gläsendorf) enthält, die fehlende Verbindung mit ent-

fernten Absatzgebieten zu schaffen. An der relativen Bedeutung Ottmachaus wird dieser Weg nichts ändern. Seine weiter greifende Wichtigkeit gehört der Vergangenheit an, der frühen Zeit vor stärkerer Besiedelung der Neißeniederung, da der Schwerpunkt des Anbaues noch abseits von den Flüssen auf der von der Neiße umflossenen Diluvialplatte lag.

Schon der Fortschritt der Kolonisation vor dem Mongolensturm brachte die überlegene Bedeutung des 12 km östlicheren Neißeknies zur Geltung, das im Verein mit einem von Süden heranziehenden Bergfluß, der Freiwaldauer Biele, jeglichem Verkehr, mag er auf dem rechten oder linken Ufer des mittleren Neißelaufes zwischen West und Ost sich bewegen oder zwischen Breslau und den Pässen der Ostsudeten meridianer Richtung folgen, einen Flußübergang auferlegt. An diesem für den Verkehr wichtigen Knoten des Wassernetzes hat die Stadt Neiße sich erhoben. Ihre Lage und Bedeutung verdient eine sorgfältigere Würdigung.

Ehe die Neiße aus ihrer östlichen endgültig in nördliche Richtung übergeht, begleitet sie in breiter, zum Teil waldiger, ursprünglich von ihren gewundenen Armen wirr durchflochtener Aue den um 40 m höher liegenden nördlichen Talrand, der mit seinem Wechsel von Vorsprüngen und Buchten selbst Zeugnis ablegt von den seinen Umriß modellierenden Eingriffen des oft jäh anschwellenden Flusses. Einen wichtigen, besonders häufigen Veränderungen unterworfenen Abschnitt des Tales bezeichnet die Einmündung der von einer langen Gebirgsfront gespeisten Biele. Ihr nördlich strebender Lauf verstärkt nicht in geradem rechtwinkligen Einfall den Hauptfluß, sondern begleitet ihn — die Vereinigung verzögernd — noch 7 km weit. Auf der zweiten Hälfte dieser Strecke liegt zwischen Biele und Neiße heute die Festung Neiße (187 m). Erst Friedrich der Große hat einen Scheitel des hohen nördlichen Talrandes (230 m) mit dem Fort Preußen gekrönt.

An dem »Niederungsfluß« — das bedeutet der Name Neiße — wirklich in seiner Niederung hatte hier schon ein gleichnamiges slavisches Dorf neben den fischreichen Gewässern sich eingenistet, am rechten Ufer der Biele. Gegenüber am linken steckten vom Bischof herbeigerufene Ansiedler im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts die Gassen einer deutschen Stadt ab. Den Platz empfahl wohl die leichte Verteidigung zwischen zwei kräftigen Flüssen, vielleicht auch die Möglichkeit, die Wasseradern je nach Bedarf zu verzweigen und zu lenken. Möglicherweise haben erst die Begründer der Stadt die Biele in zwei Arme gespalten, den wichtigeren östlichen zum Schutze

um ihren Mauerkranz geführt, den westlichen zur reinigenden Durchspülung durch das Innere der Neuen Stadt, der die ältere slavische Niederlassung nun unter dem Namen der Altstadt gegenüberstand. Nur die Neustadt hat bis zur Gegenwart sich erhalten; die Stelle der Altstadt, ihrer hochragenden Kirchen und ihrer Gassen, nahmen später die Werke auf der Südostseite der Feste ein. Wer die von den Wällen eingeschnürte preußische Festung betrachtete, dem mußte es schwer werden, die friedliche mittelalterliche Stadt, »das schlesische Rom«, das unter dem Krummstab behagliche Tage gesehen, sich klar vorzustellen. Uns wird dies nur noch möglich auf Grund der Pläne aus dem Ende des 16 Jahrhunderts: des 1594 gezeichneten Grundrisses des Baumeisters Schneider von Lindau und der vortrefflichen vogelperspektivischen Zeichnung des Breslauer Malers Georg Hauer (etwa 1596)[1]. Sie zeigen uns die Doppelstadt, den der Neustadt als Zitadelle angefügten, mit Bastionen und Türmen bewehrten Bischofshof, die Menge turmreicher Kirchen, den weiten Umfang, bis zu dem auf den meisten Seiten der Neustadt ein Kranz von Vorstädten sich entfaltete, schwach oder gar nicht befestigt, aber freundlich und reich an Gärten. Aus der hussitischen Verwüstung[2] hat sich dieser Gürtel von Vorstädten — mit Einschluß der Altstadt — rasch wieder erhoben; verhängnisvoll ward ihm erst der Dreißigjährige Krieg.

Die Blütezeit der Stadt Neiße als Bischofsresidenz fällt ins 16. Jahrhundert und den Anfang des 17. — die Zeit, deren Akkorde heute noch in dem Eindruck des Stadtbildes nachklingen. Wenn früher, in der Zeit vorwaltenden Holzbaues, oft gewaltige Feuersbrünste große Teile der Stadt niedergelegt und einen neuen Beitrag zu den Schuttlagen geliefert hatten, die den Boden der Stadt allmählich um 3 m und mehr über die mittelalterliche Oberfläche erhöht und ihn dem Überschwemmungsniveau vollkommen entrückt haben, so tritt seit dem 16. Jahrhundert nach dem letzten großen Brande (1525) eine größere Beständigkeit in der steinernen Stadt mit zunehmender Ziegelbedachung hervor[3]. Und was jene Zeit baute, verbürgt ihren behaglichen Wohlstand, gibt Kunde von der Empfänglichkeit für die neu eindringenden Bauformen der Renaissance, deren Studium in Neiße — nicht minder als in Brieg oder Görlitz — ein wahres Schatzkästlein findet. Niemand kann die herrliche Front des heute die

1) W. Schulte, Beiträge zur Geschichte von Neiße. 21. Ber. der Philomathie zu Neiße 1881.

2) W. Schulte, Die Hussiten vor Neiße. Festschrift des Realgymn. Neiße 1882.

3) W. Schulte, Über Neißer Hausbauten. 22. Ber. der Philomathie in Neiße. 1884, 163—177.

Kämmerei bergenden alten Wagehauses, die nach oben sich verjüngenden Staffeln des Giebels, den freundlichen Schmuck seiner Malereien betrachten, ohne sich umweht zu fühlen von der Lebensfreude einer geistig bewegten, die Segnungen langen Friedens bewußt genießenden Zeit. Und ein Gang durch die Schiffe der Jakobskirche vorüber an den Grabmälern der Bischöfe des 15. und 16. Jahrhunderts macht die Gestalten der Kirchenfürsten lebendig, die Neiße zu einem Sitz ihres Wirkens machten inmitten einer Bürgerschaft, die auf der Straße zwischen Wien und Breslau selbst nicht unberührt blieb von den Wechselbeziehungen dieser Zentren des ostdeutschen Humanismus. Er fand unter den Bischöfen jenes Zeitalters eifrige Pfleger, wie Johannes Roth (1483—1506) und Joh. Turzo (1506 bis 1510). Die Druckerei, die der Bischof Balthasar von Promnitz 1555 dem Rat der Stadt Neiße schenkte, druckte 1561 Schlesiens erste Landkarte von der Hand des Neißer Rektors Martin Helwig.

Auf demselben Wege zwischen Wien und Breslau durch die gewundenen Täler des niederen Gesenkes bewegte sich auch das Handelsleben, das dieser Geistesblüte die feste wirtschaftliche Unterlage bot. Denn nicht nur die Erzeugnisse der fruchtbaren Umgebung, auch der Ertrag ungarischer und österreichischer Weinberge füllte die Speicher und die Handelsgewölbe, die einen wesentlichen Anteil nahmen an der charaktervollen Gestaltung der alten Bürgerhäuser. W. Schulte hat für jene Blütezeit auf Grund der Häuserzahl die Bevölkerung der ummauerten Stadt (Neustadt) auf 7—8000 angeschlagen und ist geneigt mit Einschluß der Vorstädte auf eine gesamte Volkszahl von etwa 15000 hinaufzugehen. Diese Zahlen dürften etwas hoch gegriffen sein; aber auch wenn man sie um ein volles Drittel ermäßigen wollte, würden sie schwerlich von einer anderen schlesischen Stadt zweiten Ranges damals erreicht sein. Breslau hatte auf der Schwelle der Neuzeit 30000 Einwohner.

Den Untergang dieser Blüte eines der kräftigsten Vorposten deutscher Kultur, der erst kurz vorher das letzte polnische Dorf in seinem Rücken (Woitz 1495) der eigenen Nationalität gewonnen hatte und noch heute nicht mehr als 20 km von der Sprachgrenze entfernt liegt, besiegelte der 30jährige Krieg. Schon vor ihm hatte der Gegensatz zwischen dem Bischof und der großenteils zum protestantischen Glauben übergetretenen Bürgerschaft den inneren Frieden gefährdet. Bischof Karl, Erzherzog von Österreich (1604—1624), der Bruder Ferdinands II., war ein scharfer Vertreter der Gegenreformation. Er führte mit allen Mitteln die Bürgerschaft zum katholischen Bekenntnis zurück. Die Jesuiten, die er 1622 berief und reich ausstattete,

sollten Neiße wieder zu einer Hochburg der Kirche machen. Bei den Kämpfen, die auch Neiße unmittelbar berührten, ward im Interesse der Verteidigung des Stadtkerns 1620 bereits die nördliche, gegen die Neiße sich erstreckende Vorstadt, 1643 auch der Rest der Altstadt dem Erdboden gleich gemacht. Und wenn so die behagliche Ausdehnung der Stadt in die Fluren hinaus verloren ging, gewann auch ihr beengtes Innere, das nur noch 700 wehrhafte Bürger umschloß, ein stark verändertes Ansehen durch die Bautätigkeit der Jesuiten, der Franziskaner, der Dominikaner und der Magdalenerinnen. Die Kuppeln des Barockstils schwebten über das Stadtbild empor, und gewundene Säulen umrahmten neue Altäre. Die Orden bemächtigten sich der Schule und engten das Leben der Bürgerschaft ein. Es war immer noch das schlesische Rom, aber eine »Roma dopo il sacco«. Für die in diese Zeit fallenden Greuel der Hexenverbrennung wird man nicht die katholische Kirche verantwortlich machen. Die beiden Konfessionen zahlten demselben Wahn gleichmäßig ihren furchtbaren Tribut. Wohl fehlen auch dieser Zeit Werke regen Bürgersinnes nicht. Dafür zeugt der »Schöne Brunnen«. Aber es war eine Zeit gedämpften, niedergehaltenen Lebens.

Der Trommelschlag der einziehenden preußischen Bataillone führte 1741 eine neue Zeit herauf. Wieder waren die Vorstädte, von den Verteidigern selbst in Brand gesteckt, in Asche gesunken, der Schmuck der Türme vom Bombardement zum Teil niedergeworfen. Statt des schlürfenden Schrittes der Priester und Mönche schlug nun der feste Tritt des Parademarsches ans Ohr. Militärische Anlagen gewannen in der Stadt größeren Raum und brachten im Nordwesten eine Stadterweiterung in der neuen Friedrichstadt gegen die Höhe des neuen Fort Preußen hin. Der nüchterne Kasernenstil trug ein neues, keineswegs angenehmes Element in das architektonische Bild der Stadt hinein in um so breiterer Entwicklung, da er auch ansteckend auf den Bau der Bürgerhäuser wirkte. Die kriegerischen Zeiten ließen jede freundliche Zierde als einen vielleicht schnellem Ruin geweihten Luxus erscheinen. Nach dieser Richtung war es beinahe wie ein Glück zu betrachten, daß die Säkularisation eine Menge alter Klosterbauten profanen, großenteils natürlich militärischen Zwecken verfügbar machte. So verschlang die Festung noch manche Werke des kirchlich-klösterlichen Baueifers früherer Zeiten. Der Charakter der Militärstadt mit Divisionskommando, Kriegsschule, Pulver- und Gewehrfabriken gelangte im 19. Jahrhundert, dessen Anfang noch die schwere Belagerung von 1807 brachte, zu vollster Durchbildung.

Aber alles spricht dafür, daß auch die Festung Neiße ihre große

historische Zeit hinter sich hat. Ihre Stadtumwallung ist gefallen. Schöne breite, regelmäßig angelegte Straßen mit modernen Gebäuden sind an ihre Stelle getreten. Neiße beginnt nun erst freier sich zu entwickeln als Verkehrszentrum einer fruchtbaren Landschaft. In dem auf der Ostseite der Stadt erwachsenen Bahnhof treffen mit der den Gebirgsrand begleitenden Linie Ratibor—Liegnitz die Bahnen von Brieg, Oppeln, Ziegenhals zusammen; nur die gerade Verbindung mit Breslau fehlt noch immer. Eigene gewerbliche Regsamkeit zeigt sich wenig. Sie war lange durch militärische Rücksichten geradezu auf die umliegenden Dörfer verwiesen. Außer den Mühlen ist nur eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen zu nennen. Kein Wald von Schornsteinen verdüstert das historische Bild in dem freundlichen landschaftlichen Rahmen, das Bild, das man am schönsten von der Sellerie am nordwestlichen Höhenrande übersieht; seinen fernen, großen Abschluß bildet das Gebirge.

Im ganzen ist Neiße gerade ein überzeugendes Beispiel dafür, daß die Bedeutung der Städte sich nicht nach ihrer Einwohnerzahl abstuft. Die Volkszahl hat wenig zugenommen. Die jüngste Zählung fand 25 390, wovon nur 21500 auf die Zivilbevölkerung entfallen. Neiße trat ins 19. Jahrhundert als sechste Stadt Schlesiens ein; jetzt ist es auf den zwölften Platz zurückgesunken. Aber ein Gang durch dies alte Kulturzentrum befestigt die Überzeugung, daß wenige Orte Schlesiens sich mit Neiße als Brennpunkt der Bildung und der Gesittung vergleichen können.

Der Lauf der Glatzer Neiße berührt unterhalb der gleichnamigen Stadt keinen bedeutenden Platz mehr. Er ist groß genug, um die breit ausgewaschene Talaue mit ernster Schädigung zu bedrohen, und doch nicht von so ausdauernder Kraft, daß er als Transportweg für die Uferlandschaften Wert gewinnen könnte. Der Verkehr von Neiße hielt sich immer auf der Diluvialplatte des linken Talrandes. In der Nähe des Punktes, an dem dieser aus der bisherigen Nordrichtung nordostwärts umbiegt, liegt etwa 25 km nördlich von Neiße Grottkau, ein in der Entwicklung stehengebliebenes, noch heute innerhalb des Raumes der gefallenen Mauern sein Genüge findendes Städtchen (1905 4540 Einw.), vor dem Zeitalter der Eisenbahnen der natürliche Rastplatz auf dem Wege nach dem noch 21 km entfernten Brieg. Diese Stadt ist der Oderhafen von Neiße, der natürliche Zielpunkt seiner Bergstraßen. Wir irren also von dem Zuge des Verkehrs ab, wenn wir dem weiteren Schicksal des Neißeflusses noch einen Blick gönnen. Er drängt sich nahe an den rechten Talrand, den Saum der Wald- und Heideplatte des Falkenberger Kreises, und würde links von sich nur einen Wechsel

von Dünen, Teichen, Wiesen und Dorfgemarkungen von sehr mäßiger Fruchtbarkeit lassen, wenn nicht einer der bedeutendsten Großgrundbesitzer der Gegend, Hans Ulrich Graf Schaffgotsch, das früher völlig unbedeutende Dörfchen Koppitz sich ausersehen hätte zur Errichtung seines stolzen Schloßbaues.

Die nördliche Richtung führt die Neiße, deren rechtes Hochufer mit der stattlichen Front der Mullwitzer Basalthügel abbricht, nun quer über das nordöstlich abbiegende Tal. An dieser allmählich sich wieder enger zusammenschließenden Talstrecke haben um den Vorzug, Brückenkopf für die Überschreitung der unteren Neiße zu sein, auf einem Raume von 12 km drei Flecken gestritten: Michelau, Löwen und Schurgast. Der Übergang von Michelau lag im Grunde nur für den Verkehr zwischen Brieg und Falkenberg günstig; er konnte nur rein örtliche Bedeutung gewinnen. Den Vorrang gewann früh Löwen (1905 3450 Einw.). Ihm führt die hierher ziehende Falkenberger Steine einen Weg ihres Tales zu; namentlich aber lag hier immer der Übergang einer Straße Brieg—Oppeln, und seine Wichtigkeit ward über die des untersten beim Städtchen Schurgast nur einen schmalen Talraum vorfindenden Brückenplatzes hinausgehoben durch den Brückenbau der Oberschlesischen Eisenbahn, die im Löwener Bahnhof die Erzeugnisse der Umgebung aufnimmt und der Maschinenwerkstatt des Ortes alle Bedürfnisse zuführt. Bei Schurgast berührt die Neiße zum letzten Male ein festes, zum Übergang geeignetes Hochufer (r.), ehe sie in die breite Oderniederung eintritt bei der Schleuse von Nikoline, dem bisherigen Ende der oberschlesischen Oderkanalisation. Ein Doppelwall aus heidnischer Zeit gibt links von der Neißemündung Zeugnis von einer alten Wertschätzung dieses Punktes, die in der späteren Siedelungsgeschichte nicht weiter hervortritt. Die einladendste Ortslage liegt an dieser Oderstrecke wenig weiter abwärts: das Hochufer von Koppen.

Das wirtschaftliche Leben des Neißegebietes empfängt nur in der Nähe des Gebirgsrandes eine Steigerung seiner Mannigfaltigkeit durch das Hervortreten nutzbarer Gesteine. Im Westen der Biele reicht das preußische Staatsgebiet weit genug südwärts, um einzelne seiner Gemeinden mit den Granitmassen des Gebirges in unmittelbare Fühlung zu bringen. Neben dem langgestreckten Groß-Kunzendorf, das die Ostseite des am weitesten nordwärts reichenden Granitrückens begleitet, treten die dem Glimmerschiefer auch innerhalb des Gebirges eingefügten Lager kristallinischer Kalksteine an mehreren Punkten zur Ausbeutung einladend an die Oberfläche. Man bricht

hier einen grobkristallinischen, graublauen Marmor für künstlerische Verwendung zu Tischplatten, Treppenstufen, Säulen, Grabsteinen, Sarkophagen; aber auch mit Baukalk und Düngerkalk versorgen die Kalkbrennereien des Ortes eine weite Umgebung. Wo die festen Gesteine des Gebirges am Außenrande ihres Vorkommens unter die Diluvialdecke einschießen, schalten sich zwischen beide bisweilen miozäne Tonlager ein; bei Bischofswalde und Lentsch erreicht ein in sie eingebettetes Braunkohlenlager eine Mächtigkeit von fünf Lachter. Tagebau fördert hier in einem Jahre bis 50000 Tons einer erdigen, aber zur Brikettbereitung sich eignenden Kohle, die einer Dampfziegelei, aber auch der Nachbarschaft willkommenen Brennstoff liefert.

Der Nachblüte des Reichensteiner Bergbaues stellt sich die Verwertung der mannigfachen Mineralien zur Seite, welche als Ergebnisse verwickelter Umwandlungsprozesse im Frankensteiner Serpentingebirge auftreten und neuerdings Gegenstand eindringender Studien wurden[1]). Sowohl nördlich von Frankenstein an vier Serpentinkuppen, die in meridianer Richtung bis Kosemitz sich aneinander reihen, wie südlich von der Stadt im Buchberge bei Baumgarten findet sich als Zersetzungsprodukt und äußere Hülle des Serpentins das sog. »Rote Gebirge«, ein an der Oberfläche stark kieseliges und dann wegen seiner Härte und Zähigkeit zum Straßenbau verwertbares, in der Tiefe aber mehr toniges Gestein, das von nickelführenden Gängen durchzogen ist. Schon der in solchen Gängen und einzelnen Knollen im Roten Gebirge auftretende Chrysopras, eine Chalzedonart, dankt die tiefgrüne Färbung, welche ihm Friedrichs d. Gr. Vorliebe zuwendete und ihn einige Jahrzehnte lang zum Gegenstand der Ausbeutung machte, einem Zuschlag von Nickeloxyd. Aber in manchen Gängen treten Magnesiasilikate mit so starkem Nickelgehalt (4—18%) auf, daß sie als wahre Nickelerze betrachtet werden müssen. Der Bedarf an Nickel für verschiedene industrielle Verwendung und für die Münzprägung hat die Nachfrage nach diesem Metall so erheblich gesteigert, daß es für Preußen wichtig ist, für seinen Bezug nicht ganz auf ferne Zufuhr (Kanada, Neu-Kaledonien) angewiesen zu sein, sondern es dem eigenen Boden zu entheben. Die 1901 begonnene Gewinnung in der Marthagrube und der Marthahütte bei Gläsendorf nördl. von Frankenstein hat sich bereits auf eine Jahresleistung von 13500 Tons Erz gesteigert, die über 200 Tons Metall liefern. Auch

1) Die reiche Literatur und ihre Ergebnisse vereint nun in kritischer Übersicht Arthur Sachs, Die Bodenschätze Schlesiens. Leipzig 1906. 3. 42. 48—51. 95. 107.

südlich von Frankenstein bei Baumgarten, wo man schon längst die oberflächlich in der Verwitterungshülle des Serpentins liegenden Magnesitnester für Fabrikation kohlensauren Wassers in einfacher Weise ausbeutet, ist eine Förderung von Nickelerzen geplant, während die an dasselbe Serpentingebirge gebundenen Chromeisensteine sich nicht als bauwürdig erwiesen haben.

Aber so hoch man diese Schätze im Schoße des Gebirges auch anschlagen mag, können sie bei ihrer örtlich engen Begrenzung doch nicht sehr ins Gewicht fallen gegenüber dem Ertrag der Bodenoberfläche des Neißegebietes. Die Front der Berge decken kräftige Wälder, ein wertvoller Besitz großer Grundherrschaften und weniger Gemeinden. Das diluviale Vorland aber ist in diesem Wassergebiete überall dankbar für die darauf verwendete Pflege, wenn auch einzelne Gebiete durch besondere Fruchtbarkeit vor den übrigen sich herausheben: am vorteilhaftesten das Rüben- und Weizenland um Frankenstein, nördlich von Ottmachau und nordwestlich von Neiße, auch die Umgebung von Grottkau. So günstig die Natur hier dem Gedeihen einer kräftigen Bauernschaft ist, erlangen doch auch auf ergiebigem Boden große Grundherrschaften eine beträchtliche Ausdehnung. Namentlich gilt dies vom Kreise Frankenstein. Dort folgen, wenn wir von Nordwesten gegen Südosten der Gebirgsfront entlanggehen, aufeinander die sämtlich mit großen Forsten ausgestatteten, aber doch auch einen ausgedehnten Feldbau treibenden Liegenschaften des Rittergutes Lampersdorf (von Thielau, 1322 ha), der Majoratsherrschaft Peterwitz (L. Graf Strachwitz, 3150 ha), der freien Minderstandesherrschaft Münsterberg-Frankenstein (Gräfin Deym von Střitež, 3765 ha, Güterdirektion: Giersdorf bei Wartha), die Herrschaft Kamenz (Prinz Friedrich Heinrich, 7025 ha, davon 3665 ha Forsten, Landgüter z. T. in Parzellen verpachtet), während auf der Nordostseite von Frankenstein die Majoratsherrschaft Schräbsdorf des Grafen Friedr. Strachwitz zusammen mit den Rittergütern Stolz und Dürr-Brockuth (Kreis Nimptsch) einen ungewöhnlich fruchtbaren Fleck von 2091 ha erfüllt. Im Kreise Neiße treten auf dem rechten Ufer der Neiße jenseits der großen Patschkauer Feldmark als besonders geräumige Güter hervor die Herrschaft Peterwitz bei Kalkau (F. Lorenz, 525 ha), ein Sitz berühmter Rinderzucht (Oldenburger), und die Herrschaften Friedrichseck (855 ha) und Bielau (881 ha). Sie sind Eigentum der von Friedenthal-Falkenhausenschen Erben auf Bielau, denen auch am linken Neißeufer zwischen Ottmachau und Neiße zu beiden Seiten der Kreisgrenze eine ansehnliche Herrschaft Friedenthal (1105 ha) gehört. Von ihr nördlich liegt, ebenfalls auf zwei Kreise verteilt, die Herrschaft Bechau

(Manfred Graf Matuschka, 1719 ha), im Osten begrenzt von der Herrschaft Franzdorf (Alex Graf Francken-Sierstorpff, 925 ha). Um Grottkau vereinen sich die Herrschaft Endersdorf (Harry Graf von Francken-Sierstorpff, 1243 ha) und die Fideikommißherrschaft Osseg (Frhr. von dem Knesebeck-Milendonck, 1402 ha), wogegen zu beiden Seiten der Neiße in den Kreisen Grottkau und Falkenberg die allmählich zusammengekauften Besitzungen des Grafen Hans Ulrich von Schaffgotsch und seiner Gemahlin (2590 und 1836 ha) mit dem Schloß Koppitz einander gegenüberliegen.

Wer an die Arealziffern der Magnatengüter Oberschlesiens sich gewöhnt hat, könnte bei oberflächlichem Vergleich diese Aufzählung kleinlich finden. Dies Bedenken schwindet bei der Erinnerung an den hohen Wert, den diese Güter der fruchtbaren Ebene besitzen. Die Flächengröße kann unmöglich allein entscheiden, wenn z. B. die drei Güter des Majoratsherrn von Schräbsdorf für ihre 2091 ha einen Grundsteuerreinertrag von 54400 Mark aufweisen, während die Waldherrschaft Ottowald im Kreise Großstrehlitz von ihren 26517 ha nur 51400 aufbringt. Auch der Unterschied ist nicht zu verkennen, daß die großen Waldflächen einen eigentümlichen Wert durch die selbstgenügsame Beharrlichkeit haben, die viel engeren Räume der bedeutenden Landgüter aber einen gewaltigen Einfluß auf den Fortschritt der Bodennutzung über ihre Grenzen hinaus gewannen. Die großen Grundbesitzer sind es gewesen, deren Einsicht und Kapitalkraft edlere, leistungsfähigere Viehschläge auf unserem Boden heimisch machte. Wie früher Greisau, Bielau, Franzdorf durch Einführung und Züchtung feiner Wollschafe auf einen damals wichtigen Zweig landwirtschaftlicher Produktion hebend wirkten, so genießen durch ihr Oldenburger Milchvieh noch heute die Herrschaft Lehn-Peterwitz bei Kalkau, die Rittergüter Thiergarten-Würben, Lassoth, Ebenau, Gührau, Niklasdorf, Schützendorf u. a. einen ebenso fest begründeten Ruf wie die Herrschaft Franzdorf, das Rittergut Koppitz durch ihre Holländer Zucht, noch andere durch erprobte Kreuzungen. Selbst Vollblutpferdezucht wird auf der Herrschaft Bielau mit Erfolg betrieben, während im allgemeinen die Züchtung schwerer kräftiger Zugpferde in der Bauernschaft und auch auf Rittergütern (Bischofswalde) mit Vorliebe gepflegt wird. In ähnlicher Weise wie in der Veredelung des Viehstandes und der Vervollkommnung der Milchprodukte sind die leistungsfähigen Großbesitzer auch vorangegangen bei der Steigerung der Intensität der landwirtschaftlichen Bodennutzung. Wie die geschichtliche Entwicklung den Großbesitz in diesem Gebiete zu weiter

Geltung gebracht hat, so treibt die moderne intensive Kultur in mancher Hinsicht zum Großbetriebe. Die Aktien-Zuckerfabrik Ottmachau z. B. hat zu ihrem kleinen Gute Johnsdorf (Kr. Grottkau, 166 ha) die ganze Herrschaft Friedrichseck, die Güter Geseß und Alt-Patschkau (Kr. Neiße) und Eichau (Kr. Münsterberg) hinzugepachtet, so daß ihr Landwirtschaftsbetrieb nun mehr als 2000 ha umfaßt. Sie vermag überdies, dank der Verbesserung der Verbindungen, auch Rübenernten schlesischer Feldmarken an sich zu ziehen, die früher jenseits der Landesgrenze in der Barzdorfer Fabrik ihre Verwertung suchen mußten.

Bei der Musterung der Dorfgemarkungen fällt — besonders schön auf W. Schultes Karte — sofort die Größe der Feldmarken des Bergrandes ins Auge, die Weiträumigkeit der Fluren, die auf dem Boden des alten Grenzwaldes den Siedlern angewiesen wurden. Von dem kräftigen Dorfe Schönwalde (s. S. 207), das mit einer Flur von 2263 ha obenan steht, zählt man vom Pausebach und der Neiße südwärts bis an die Falkenberger Steine 16 Landgemeinden mit einer Feldmark von mehr als 1000 ha[1]), meist langgestreckte Taldörfer vom echtesten Typus der deutschen Dorfanlagen des 13. Jahrhunderts. Auch in dem geräumigen Landstrich im Norden der genannten Flüsse sind bis zum Breitenkreis von Münsterberg in dem Bereiche des Neißegebietes noch 19 Dorffluren von dieser Größe vorhanden[2]), im ausgedehnten nördlichen Hauptstock des Kreises Grottkau nur eine einzige[3]). Auch der Grundriß der Dörfer und die Häufigkeit slavischer Namen ändert sich in dieser Richtung. Diese Abstufung der räumlichen Entwicklung der Dörfer kommt natürlich auch in der Volkszahl zur Geltung. Im allgemeinen gesellen sich mit großer Kopfzahl den weiträumigen Dörfern nur Dörfer zu, denen eine enge städtische Nachbarschaft gewerbliches Leben oder mindestens gewerblich tätige Bevölkerungselemente zuführt: so Zadel bei Frankenstein, so die schon in ihrer Entstehung eng mit Neiße zusammenhängenden Vororte Mährengasse und Neuland.

---

1) Schönwalde, Peterwitz, Olbersdorf, Baumgarten, Hemmersdorf, Heinrichswalde, Maifritzdorf, Borkendorf, Giersdorf, Langendorf (1833 ha), Neuwalde, Altewalde, Deutsch-Kamitz, Oppersdorf, Ritterswalde, Volkmannsdorf.

2) Stolz, Alt-Altmannsdorf, Woitz, Gr. Neundorf, Riemertsheide, Lindenau, Friedewalde, Mogwitz, Hennersdorf.

3) Lichtenberg.

2. Die Gebiete von Ohle und Lohe.

Wer sind Bürger? Nur Verzehrer.
Was sind Bauern? Ihr Ernährer.
Jene machen Kot auß Brote,
Diese machen Brot auß Kote.
Wie daß denn der Bürger Orden
Höher als der Bauern worden?
Friedr. v. Logau.

Im Gegensatz zum Neißegebiete, das nur in der Nähe des Gebirges ein bewegtes Relief aufwies, im Vorland vollen Flachlandcharakter trug, sind von weit nordwärts vordringenden Vorbergen durchsetzt die beiden westlich benachbarten Wassergebiete der Ohle (989 qkm) und der Lohe (981 qkm). Ziemlich gleichwertig in ihrer Ausdehnung halten sie zusammen wohl dem der Weistritz (1786 qkm), aber bei weitem nicht dem der Glatzer Neiße (4534) die Wage. Sie werden von diesen beiden im Gebirge wurzelnden, weiter verzweigten Nachbarflüssen völlig umklammert. Dieser hydrographischen Beschränkung entspricht auch das geringere Gewicht ihrer städtischen Mittelpunkte im Vergleich mit denen der Nachbargebiete. Ihre geschichtliche Bedeutung liegt hauptsächlich darin, daß die beiden wieder durch Hügel festen Gesteins getrennten Talgassen zwischen den Strehlener Bergen und dem Zobten im Wettbewerb sich abgelöst haben in der Aufnahme der Straße Breslau—Glatz.

Etwa halbwegs zwischen Münsterberg und Ottmachau liegen nahe beieinander nur etwa 300 m hoch die Quellen der beiden Bäche, mit denen die einfache Wurzelverzweigung der Ohle das Strehlener Bergland umfängt. Der östliche, das Kryhnwasser, berührt mit seinem rechten Ufer nur einmal festes Gestein, den durch einen tiefen Bruch aufgeschlossenen Prieborner Marmor, einen dunkelblauen, grob kristallinischen Kalkstein, der früher, namentlich im 17. und 18. Jahrhundert, als Schmuckstein bei Bauten und Grabmälern nicht nur im Dom zu Breslau, sondern selbst in Schlössern zu Berlin und Potsdam Verwendung fand, jetzt aber nur als Baukalk und Kalk zur Düngung für die benachbarten Kreise gewonnen wird, da große Blöcke und Werkstücke des Gesteins aus dem tiefen Bruche nur mit vollkommeneren Fördereinrichtungen gehoben werden könnten, deren Rentabilität bei der geringen Wetterbeständigkeit dieses Marmors fraglich ist. Prieborn ist eins der sechs Rittergüter, welche die Kgl. Charité in Berlin in diesem Tale und an der ihm zugekehrten Ostfront der Strehlener Berge schon seit Beginn der preußischen Herrschaft besitzt. Es ist ein prächtiger Besitzstand (2106 ha), der von Rübenland und den Rindertriften der Ebene über die Weizenfelder der

Lehne alle Nutzungen des Bodens bis zu dem Hochwald der Hügel vereint. Wie südlich an diese Hospitalgüter die Herrschaft Deutsch-Jägel (898 ha, Frh. von Dalwig) grenzt, so stößt im Norden daran der ganz ins fette Flachland fallende Großbesitz der Gottl. Walterschen Erben auf Eisenberg (1759 ha). Aber zu dem Verkehr der Strehlen-Grottkauer Bahn, die diese Landschaft aufschließt, tragen doch auch die Strehlener Berge bei. Unter der Mannigfaltigkeit ihrer nutzbaren Gesteine wird der Granit in großem Maßstabe nur an der äußersten Nordwestecke durch die Brüche der Stadt Strehlen aufgeschlossen. Aber die am weitesten gegen das Kryhnwasser vorspringenden waldigen Hügel von Krummendorf bieten in ihrer Schichtenlage weiße, dünnblätterige Quarzschiefer, die als besonders feuerfeste Ofensteine sehr geschätzt werden, seit man zufällig ihre Fähigkeit erkannte, im starken Feuer anzuschmelzen und unter Glasur zusammenzuschweißen. Der Aufschwung der oberschlesischen Hüttenindustrie hat die Nachfrage gesteigert, aber das Absatzgebiet ist wegen der Seltenheit des Gesteins, dem nur vereinzelte Vorkommen in Belgien und in Österreich einen Wettbewerb bereiten sollen, ungemein ausgedehnt. Nicht weit nordöstlich von der Berggruppe haben die Kaolinlager von Ruppersdorf (Fideikommiß des Grafen Sauerma, 700 ha) eine bedeutende Ton- und Schamotte-Industrie ins Leben treten lassen.

Den höchsten Scheitel der Strehlener Berge krönten die Tschirne von Prieborn 1435 mit einer Burg. Sie ward schon 1443 von den Breslauern gebrochen, und auch ihre Erneuerung (1446—1475) hat sich nicht lange behauptet. Das kräftige Bauernland der umliegenden Ebene bot nicht die rechte Atmosphäre für das Gedeihen solcher Raubnester. Heute steht hier eine Aussichtswarte zum Überblick der gesegneten Landschaft, — ein entzückendes Ziel für den Wanderer, zumal wenn der Herbst das Laub verfärbt.

Das Zusammenwirken der Strehlener Berge und des westlicheren, auch mit einigen Basaltkuppen gekrönten Gneis- und Granithügellandes engt von Heinrichau bis Strehlen das Ohlautal derartig ein, daß das Quellgebiet den Eindruck eines nach abwärts recht bestimmt abgeschlossenen Beckens macht. Dessen Beherrschung übernimmt Münsterberg, das an der Stelle eines älteren slavischen Ortes Sambice nach dem Mongolenzug entstanden zu sein scheint. Der ersten Erwähnung folgt bald die Erhebung zur Stadt (1266). Seit 1301 der Sitz einer besonderen piastischen Linie, die 1429 mit dem Heldentode des letzten Sprossen im Kampfe wider die Hussiten erlosch, ist es dann lange eine Hauptstütze Georg Podiebrads und seines Geschlechtes gewesen. Es beherrschte nicht nur die Straßen nach Kamenz und Patschkau,

sondern hatte auch leichte Querverbindungen mit Frankenstein und Neiße. Die wirtschaftliche Bedeutung des Ortes hat in der Fruchtbarkeit der Umgebung eine unerschöpfliche Grundlage; Ackerbürger der Stadt selbst sind beteiligt an der Nutzung des guten Weizen- und Rübenbodens. Der Gemüsebau genießt weiten Ruf, und als Fortschritte, die ihren Segen über Schlesiens Grenzen hinaus verbreiteten, dürfen Cimbals Erfolge zu Frömsdorf in der Züchtung edler Kartoffelsorten gelten. Einen besonderen Reiz verleiht dem Kreise seine führende Stellung im schlesischen Obstbau. Die Zahl der Obstbäume, die im Reg.-Bez. Breslau auf 1 qkm 380 beträgt, steigt nur in den Hügelkreisen Trebnitz, Bolkenhain, Schweidnitz, Reichenbach, Frankenstein, Strehlen über 500, im Kreise Nimptsch auf 703, im Münsterberger auf 844. Namentlich in der Zahl der Pflaumenbäume (456 auf 1 qkm) steht der Kreis allen anderen weit voran, und in der Statistik der Apfelbäume (155 auf 1 qkm) kommt ihm nur der Kreis Reichenbach gleich. Unter den Industriebetrieben, die auf diese mannigfachen Ernten sich gründen, ist neben der Zuckerfabrik besonders eine große Fabrik für Obst- und Gemüsepräserven hervorzuheben. Als ein wertvoller Schatz haben sich die in Reindörfel, im südlichen Vorort der Stadt, aufgeschlossenen tertiären Tone erwiesen, seit nicht nur ein großer Ziegeleibetrieb, sondern die Deutsche Tonröhren- und Schamottefabrik, die größte ihrer Art auf dem Kontinent, ihre Verwertung sich zur Aufgabe machte. In der äußeren Erscheinung der Stadt (1905 8475 Einw.) tritt das dem 15. Jahrhundert entstammende St. Georgs-Münster hervor, zu dessen baulicher Erneuerung erhebliche Aufwendungen gemacht werden; nicht so willig geht die Gemeinde an die Wiederherstellung des Patschkauer Torturmes, des einzigen Restes des vormaligen Mauerkranzes. Für ein wichtiges Bedürfnis der Stadt, die Zuleitung guten Hochquellenwassers, ist einer ihrer Söhne, ihr Ehrenbürger Julius Schottländer, opferwillig eingetreten. Das Wasserschloß der Juliushöhe und die an ihr entfalteten Anlagen sind eine besondere Zierde der modernen Stadtentwicklung.

Beim Eintritt in die zweite engere Kammer des Ohletales begegnet man seinem ältesten Kulturzentrum, dem von Heinrich I. 1222 begründeten Cisterzienserkloster Heinrichau, von dessen Anfängen und dessen Wirken eine jener Zeit noch näherstehende Quelle, das Heinrichauer Gründungsbuch, uns ein durch Gustav Adolf Stenzels letztes Werk zum Gemeingut der deutschen Geschichtsforschung gewordenes Bild von treuherziger Farbenfrische entwirft [1]). Vom Mongolen-

1) Eine Probe des Inhalts oben S. 207.

sturm und von hussitischem Mordbrand wiedererstanden, ist die Kirche, ein stattliches Bauwerk, an dem Jahrhunderte umgestaltend und ergänzend tätig waren; die Klostergebäude nur gehören ganz dem baufreudigen Zeitalter der Gegenreformation an. Die Säkularisation brachte die weiten Liegenschaften des Klosters 1812 durch Verkauf in die Hände der Prinzessin der Niederlande; 1863 gingen sie in den Besitz des Großherzogs von Sachsen-Weimar über. So ist Heinrichau nun der Verwaltungsmittelpunkt eines unvergleichlichen Großgrundbesitzes (8434 ha mit 233340 M. Grdst.-R.-E.), in dem herrliche Waldung (2448 ha) z. T. auf dafür beinahe zu kostbarem Boden mit wohlbenetzten Wiesen (717 ha) und ausgezeichneten Ackerflächen (4864 ha) sich zusammenschließt zu einem Gesamteindruck, den die Baumpracht eines geräumigen Parkes (64 ha), die Obst- und Gemüsegärten (63 ha) und die eingelegten Teichspiegel nur noch weiter erhöhen können. Gern würde man diesen Daten die Summe gegenüberstellen, die der Staat in seiner tiefsten Not durch diesen Eingriff in den Besitz der Toten Hand geerntet hat; aber die hat noch kein der Archive Kundiger verraten. Gegenwärtig ist Heinrichau das Ziel eines vollspurigen Kleinbahnbaues, der von Silberberg über Frankenstein und Tepliwoda im Werke ist und manchen Gesteinen und Bodenerträgen eines von der Natur reich ausgestatteten Landstriches erst vollen Wert geben wird.

Ein hoher, von dem weit sichtbaren Dorfe Steinkirch gekrönter Gneisriegel, den die Ohle in einem westlich ausweichenden Bogen umgeht, schließt die Talkammer von Heinrichau im Norden ab. Er liegt schon im Kreise Strehlen, dessen Hauptstadt (1905 9000 Einw.) nur 6 km nördlicher auf festem Granitgrund fußt, dem unter das Diluvium einschießenden, von dem flachen Einschnitt der Ohle schon abgetrennten Nordende der Strehlener Berge. Die älteste Ansiedelung hatte gegenüber auf dem letzten Sporn der Höhen gelegen, auf denen später Friedrich d. Gr. die tschechischen Kolonien Hussinetz, Podiebrad, Mehltheuer anlegte; aber die 1293 von Bolko I. begründete deutsche Stadt fand für die Entwicklung ihres Straßennetzes, dessen Regelmäßigkeit allerdings erst der Brand von 1548 vollendete, das linke Nordufer geeigneter. Vom Nordende der Stadt gingen die Straßen nach Breslau und Ohlau aus, vom Westende der Straßenfächer nach Zobten, Nimptsch, Münsterberg. Heute strahlen vom Bahnhof auf der Westseite der Stadt außer der Hauptlinie Breslau—Glatz die Nebenbahnen nach Grottkau, Wansen, Ottmachau und dem Lohetal aus und sichern die vollste Auswertung der Vorteile der Lage. Die Strehlener Gegend gehört zu den fruchtbarsten der

Provinz; ihre unabsehbaren Rübenfelder senden ihre Ernten zu der großen Zuckerfabrik, die ebenso vorteilhaft dem Bahnhof eng benachbart liegt, wie die gewaltigen Granitbrüche, deren Pachtertrag (70000 M.) der Gemeinde eine wertvolle Hilfe bietet bei der Befriedigung der kommunalen Bedürfnisse. Der Strehlener Granit, der auch in benachbarten Brüchen bei Niklasdorf und Steinkirch in großem Maßstabe ausgebeutet wird, steht an Druckfestigkeit dem Striegauer nicht nach und ist in der vorwaltenden feinkörnigen Ausbildung nicht nur für die Herstellung vorzüglicher Pflastersteine, sondern auch für größere Werkstücke verwertbar, in denen namentlich nach Politur die bläuliche Färbung sehr gefällig wirkt. So ist er nicht nur bei großen Denkmälern der Provinz, beim Blücherstein zu Krieblowitz und bei dem Obelisk auf dem Schlachtfelde von Mollwitz, sondern auch in weiter Ferne für monumentale Bauten zur Verwendung gelangt, z. B. am Reichstagsgebäude und den Pfeilern der Berliner Stadtbahn, an der Börse zu Bremen, an den Weichselbrücken in Warschau und Thorn. Täglich werden 30—40 Eisenbahnwagen verladen, und über 500 Arbeiter finden in den Strehlener Brüchen ihre Beschäftigung.

Bei Strehlen wendet sich der Lauf der Ohle aus der bisher verfolgten nördlichen Richtung nach Nordosten, weicht aber von der 19 km langen Luftlinie nach Ohlau in einem so erheblichen Bogenzuge ab, daß Wansen 5 km südöstlich abliegt von der geraden Wegverbindung beider Kreisstädte. Wansen, das schon 1253 als bischöflicher Ort Stadtrecht empfing, ist erwachsen als Halbwegstation der für die Bischöfe wichtigsten Straße von Breslau nach Neiße, die hier die Ohle überschritt. Die mäßig fruchtbare Gegend hat durch ihren Tabakbau (90 ha) und die freilich mit fremdem (z. T. Pfälzer) Deckblatt arbeitende Tabakfabrikation einen weiten Ruf erlangt, dem beim kühnen Vergleich mit dem Aroma der Habana die Würze des Humors nicht ganz fehlt. Diese Tabakindustrie scheint neuerdings einen gewissen Rückgang erlitten zu haben. Daneben tritt Schuhmacherei in der gewerblichen Regsamkeit des Städtchens hervor (1905 2350 Einw.). Der Tabakbau geleitet uns an der Ohle abwärts bis zu ihrem Eintreffen in der Oderniederung, das früher auch mit der Mündung in den Hauptstrom zusammenfiel. Das dort emporgekommene größte Bevölkerungszentrum des Ohlegebietes, die Stadt Ohlau, wird aber nicht füglich von der Besprechung der mittelschlesischen Oder, auf deren Verkehr sie sich stützt, getrennt werden können (s. S. 368).

Aus seiner Vergangenheit als bischöflicher Besitz hat der »Halt« Wansen eine merkwürdige Erbschaft gewonnen, die Umschließung der Stadt Wansen durch einen aus alten geistlichen Gütern zusammen-

geschweißten Großgrundbesitz, die den Grafen York von Wartenburg als Dotation zugewiesene Fideikommißherrschaft Klein-Öls (3077 ha). Das ist die einzige der auf diesem Wege nach Schlesien verpflanzten Adelsfamilien, die in ihm wirklich feste Wurzel geschlagen hat. Das Schloß von Klein-Öls hat im Schatten seines Parkes oft die Führer des geistigen Lebens der Provinz freundlich willkommen geheißen.

Verfolgt man das der Ohle zurinnende Bächlein von Klein-Öls bis an seine Wurzel, so erinnert das Gut Olbendorf (1057 ha) an seinen rühmlich bekannten und im politischen Leben unterscheidend nach diesem Besitz genannten Herrn, Georg von Vincke, den Gefährten Moltkes im Orient.

Dem ziemlich geräumig entwickelten Ostflügel des Ohlegebietes steht eine sehr beschränkte Westseite gegenüber. Schon in geringer Entfernung stoßen wir auf die Wasserscheide des Lohegebietes. Sie ist zwischen Strehlen und Nimptsch von einem abwechslungsreichen Hügelland gebildet, dessen Fundamente, nördlich streichende Gneise und Schiefergesteine hohen Alters, nicht nur von Granit durchbrochen sind, sondern einzelne Basaltkuppen tragen. Auch die Decke des Diluviums erweckt durch die Mächtigkeit der Lößbildungen besonderes Interesse. Diese Gesteinsmannigfaltigkeit findet sich bisweilen auf einem Besitz vereinigt, so auf der am Nordende dieses Hügellandes belegenen Fideikommißherrschaft Prauß (1704 ha, Reichsgraf von Zierotin).

Mit dem Lohegebiet betreten wir den vom Zobten beherrschten Kern der Mittelschlesischen Ebene. Auf Berg und Fluß und Gau ruht hier in ältester Zeit des ganzen Landes Name (s. I. S. 33). Für Schlesiens Vorgeschichte gibt es außer der am wirksamsten durchwühlten Nachbarschaft der Landeshauptstadt kein ergebnisreicheres Ausgrabungsfeld als dies Tal der Lohe. Die fruchtbare, leicht zu bearbeitende Lößdecke lud hier früh zu seßhaftem Leben ein, und sowie aus ihm die von Natur der Lage nach begünstigten Plätze hervortraten, mußte die Bedeutung der natürlichen Gasse erfaßt werden, die zwischen felsigen Hügeln durch diesen Talzug vom Austritt der Neiße aus dem Gebirge zur Oderfurt bei Breslau führte. Es ist demnach kein bloßer Zufall, wenn der erste Ort Schlesiens, von dem die Erwähnung bei einem deutschen Geschichtschreiber uns nähere Kunde bringt, die alte Feste des Lohetales ist: Nimptsch. Thietmar von Merseburg meldet, daß Heinrich II. diesen Platz im Schlesischen Gau vergebens belagerte, und weiß auch, daß Nimptsch (Nemci), wie der Name bestätigt, eine ältere Gründung deutscher Ansiedler war. Da ihr Name 990 in den Kämpfen zwischen Polen

und Böhmen zuerst genannt wird, liegt die Annahme am nächsten, daß deutsche Krieger zur Verteidigung dieses wichtigen Postens hier von einer der beiden ringenden Slavenmächte seßhaft gemacht worden waren. Diese Deutung unterstützt die für jene Zeiten höchst wehrhafte Ortslage. Nimptsch deckt eine hart über dem linken Loheufer liegende, rings mit nicht sehr hohen, aber schroffen Rändern abfallende Höhenplatte, die bei einer Länge von 400 m (N—S) eine Breite von nur 120 m hat. Sein Wert als fester Platz für die Kriegskunst des Mittelalters kommt zur Erscheinung 1093, wo mitten in dem von einem böhmischen Angriff überfluteten Lande nur Nimptsch sich behauptete, dann in den Hussitenkriegen. Von 1428—1434 war es, in den Händen des Landesfeindes, der empfindlichste »Pfahl im Fleische« unseres Landes; die gründliche Zerstörung seiner Befestigungen schien den Breslauern das dringendste Erfordernis für künftige Verhütung ähnlichen Unheils. Indes ist auch im Dreißigjährigen Kriege Nimptsch 1633 nochmals heftig umstritten worden; mit seiner Erstürmung eröffnete Wallenstein, aus Böhmen hervorbrechend, seinen Feldzug in Schlesien. Erst die Entwicklung der Neuzeit hat der Strehlener Straße mit der Hauptlinie der Bahn Breslau—Glatz—Mittelwalde unweigerlich das Übergewicht verliehen und das Lohetal zu einem stillen Winkel werden lassen, der sich mit einer Nebenbahn begnügen muß; ihre Endpunkte Koberwitz an der Linie Breslau—Zobten und Gnadenfrei zwischen Reichenbach und Frankenstein sind ebensowenig wie der von Heidersdorf aus bewirkte Anschluß an Strehlen geeignet, Nimptsch (1905 2220 Einw.) zu einem höheren Range zu erheben, als zum Verwaltungs- und Verkehrsmittelpunkt einer fruchtbaren, aber recht eng begrenzten Tallandschaft.

So waltet in der Bedeutung des Lohetales sichtlich die Vergangenheit vor. Sie hat in diesem Tale manch anziehende Denkmäler hinterlassen, alte Kirchen mit einer Fülle von Grabsteinen erloschener Geschlechter, namentlich aber eine Reihe merkwürdiger Schloßbauten, so Schloß Guhlau (Kr. Reichenbach) mit seinen stolzen Giebeln und seinem farbenfreudigen Renaissanceportal (1580) in einem anmutigen Nebentale dicht westlich von Nimptsch, die malerische Sumpfburg Vogelgesang unweit nördlich von der Stadt, das gleichzeitig — etwa 1600 — errichtete Schloß Groß-Wilkau, den Schlauphof südöstlich vom Geiersberge, auch das Herrenhaus der Domäne Rotschloß. In diese Hinterlassenschaft des 16. Jahrhunderts und die Spuren der behaglichen Blüte Schlesiens vor dem Dreißigjährigen Kriege muß man sich teilnahmsvoll vertiefen, um ganz die Klage des hier heimischen Dichters zu verstehen über die Verwüstung, die

jene furchtbaren Jahre in diesem freundlichen, zu friedlichem Lebensgenuß einladenden Hügelgelände angerichtet hatten. Unter Friedrich von Logaus Sinngedichten dringt keins tiefer zu Herzen als der wehmütig-freudige Gruß des Wiedersehens »An mein väterlich Gut[1]), so ich drey Jahre nicht gesehen«:

»Glück zu, du ödes Feld! Glück zu, ihr wüsten Auen!
Die ich, wenn ich euch seh', mit Tränen muß betauen!«

In das herrlichste Gewand hüllt sich das Nimptscher Ländchen zur Zeit der Kirschblüte. Wenn im allgemeinen Mittelschlesien in der Obstbaumpflege den beiden anderen Landesteilen voransteht, ist bei den Kirschbäumen der Abstand besonders bedeutend. Von ihnen trifft man auf 1 qkm im Regierungsbezirk Oppeln 34, Liegnitz 46, Breslau 72. Hinter diesem Mittel bleiben in Mittelschlesien links der Oder nur die Gebirgskreise zurück; dagegen übersteigen die Verhältniszahl 100 die Kreise Bolkenhain, Striegau, Schweidnitz, Reichenbach, Frankenstein, Strehlen, am weitesten Münsterberg (147) und Nimptsch (163). Das ist das »Kirschländel« der Schlesier. Es ist ein herzerfreuender Anblick zur Erntezeit, die Fülle des Segens hier in den Verkehr überströmen zu sehen. 640 Waggons mit je 100—120 Ztr. reinen Kirschengewichtes werden in einem Sommer in Nimptsch verladen. Der Kreis zieht von den Obstalleen seiner Chausseen über 40000 M. Pacht, von den Kirschbäumen allein 27500; zwei Kreisbaumschulen sorgen für stete Erneuerung und Veredelung der Obstarten.

Vorüber an behäbigen Dörfern und stattlichen Herrenhöfen zeht die Lohe nordwärts bis jenseits Jordansmühl, dem Pilgerziel der Mineralogen, die hier in den östlichen Vorposten des Zobtengebirges eine seltene Mannigfaltigkeit von Mineralien und Gesteinen (auch Nephrit) entwickelt finden. Wenig nördlich von Jordansmühl folgt die östlich gerichtete Strecke des sorgfältig regulierten Lohelaufes, die ihn bei Markt Bohrau mit der östlicher rinnenden und bis auf die Nordseite Strehlens ostwärts ausgreifenden Kleinen Lohe zusammenführt. Von hier aus aber bleibt die Lohe, das schlesische Rübenland durchziehend, wieder beständig nordwärts gerichtet, bis sie als ein — wie die Erfahrung 1757 erwies — allzu schwacher Schutz die Westseite der Landeshauptstadt umzieht und bei Masselwitz den Hauptstrom erreicht. Dieser vormals etwas verwilderte Unterlauf der Lohe ist schwächer besiedelt und namentlich von den bedeutenderen Orten gemieden, weil die Krümmung des Flusses von

1) Brockuth an der Quelle der Kleinen Lohe.

Jordansmühl ab der Straße nach Breslau die lange Seite des vom Flusse umflossenen rechtwinkligen Dreiecks als besten Weg empfahl. An dieser Straße liegt der Kern der größten Besitzeinheit des schlesischen Rübenlandes, die Güter Koberwitz, Magnitz, Zaumgarten, Domslau, Klettendorf der in letzterem Ort (1905 2300 Einw.) begründeten Ges. m. b. H. vom Rath, Schoeller und Skene. Zu den 4107 ha, die in den Kreisen Breslau, Ohlau, Strehlen Eigentum dieser Gesellschaft sind, treten als Erweiterung der Grundlage ihres großen Zuckererzeugungsbetriebes (Fabriken zu Koberwitz, Klettendorf, Kreika bei Rothsürben) noch hinzu Pachtungen von 1767 ha, namentlich zweier von der Lohe berührten Rittergüter der Herrschaft Wangern (1500 ha) des Herzogl. Sachsen-Meiningenschen Domänenfiskus. Als zweite Großmacht des Rübenlandes darf man südwestlich von Koberwitz auf der Wasserscheide zwischen Lohe und Weistritz die Herrschaft Puschkowa (2203 ha, P. v. Naehrich) betrachten, deren Zuckerfabrik durch eigene Kleinbahnen mit den Anbauflächen der zugehörigen Güter verbunden ist.

Das der Lohe angehörige Land ist dasjenige schlesische Flußgebiet, in welchem städtisches Leben am wenigsten entwickelt ist und erfolgreicher Landbau und die Verwertung seiner Früchte jede andere Art menschlicher Tätigkeit durchaus überwiegen. Derber wird wohl nie gegenüber dem Bürgerstolz der Wert des Landmannes betont worden sein als in den schlagenden Versen des Dichters, dessen Weltanschauung im Boden des Bauernlandes der Lohe wurzelte. Aber wie anders nimmt dies Land sich heute aus, da nicht mehr die Brotfrucht für die Kinder des Landes das höchste Ernteziel der Arbeit ist, sondern ein zur Welthandelsware bestimmter künstlicher Nährstoff, der nicht mehr eine so unmittelbare Gabe der Scholle ist, sondern ein Erzeugnis, für dessen Gewinnung und Vertrieb eine Fülle von Kräften des hochentwickelten Lebens der Neuzeit, Erfindungsgabe, Kapital, staatliche Fürsorge, der Flug des Verkehrs, friedliches Einvernehmen der Weltmächte zu verwickeltem Zusammenwirken aufgerufen werden.

3. Das Weistritzgebiet.

Mein Lieblingsgedanke ist noch immer, daß wir uns nach und nach auf einem Grundbesitz sammeln; am liebsten wünsche ich das Besitztum auf dem lieben deutschen Boden.
Helmuth v. Moltke 1848.

Wie Ohle und Lohe nach der Entwicklung ihres Laufes und ihrer Siedelungen ein Geschwisterpaar darstellen, so zeigen auch Neiße und Weistritz bei aller Ungleichheit der Größe und Verzweigung ihrer

Gebiete verwandte Züge. Jede von ihnen hat die Wurzeln ihrer Kraft in einem Bergkanton von selbständiger Bedeutung (Glatz—Waldenburg) mit eigenen Paßausgängen und einem unzweideutig die Umgebung beherrschenden Gipfel (Schneeberg—Hohe Eule); beide schalten zwischen ihre Bergheimat und den zum Hauptstrom strebenden Unterlauf einen Anteil an dem grabenartigen Längstal des Sudetenrandes ein (Frankenstein—Neiße, Reichenbach—Schweidnitz) und rufen den Hauptort ihres Sondergebietes ins Leben an dem Punkte, wo eine Vereinigung des Entwässerungssammlers des Bergrandes mit kräftigem Zustrom von Wasser und Verkehr aus den Bergen erfolgt und der gekräftigte Fluß den zur Oder strebenden Unterlauf in einer Richtung beginnt, die den Straßenverkehr auf einen volkreichen Stromübergang hinlenkt, aber vom Zuge des Wassers nicht dauernd festgehalten wird. Vielmehr fällt die Mündung abseits von dem ursprünglich zum Ziele genommenen Verkehrszentrum des Oderlaufes, in eine trotz des gleichzeitigen Eintreffens eines rechten Nebenflusses (Stober—Weide) beinahe unbesiedelt gebliebene Strecke des Hauptstromes.

Die dem Weistritzgebiete zugekehrte Gebirgsfront ist minder reich gegliedert und minder hoch. Sie gehört dem Eulengebirge an und den in seiner nordwestlichen Fortsetzung liegenden bescheidenen Höhen am Außenrande des Waldenburger Berglandes. Der weit in die Ferne winkende Aussichtsturm der Hohen Eule ist das beherrschende Ziel des Touristenlebens im ganzen Gebiete, dessen munterster Ruheplatz hart unter der Eule das Paßwirtshaus der Sieben Kurfürsten (750 m) an der Straße von Reichenbach und Peterswaldau nach Wüste-Waltersdorf. Diese Paßhöhe und das Schlesiertal des Weistritzdurchbruches sind wohl die einzigen Lücken in dem weiten Waldrevier zwischen Silberberg und Freiburg. In festem Zusammenhange reihen sich zwischen den beiden großen Forstbesitzen der Herrschaften Langenbielau[1]) und Fürstenstein kleinere Waldanteile aneinander, neben den Forsten von Großgrundbesitzern auch der Bürgerwald von Schweidnitz in zwei getrennten Revieren (Leutmannsdorf und Hohgiersdorf) zu beiden Seiten der Weistritz (1220 ha). Gerade die hohen Forsten des Eulengebirges erschließt ein gutes Wegenetz, entfaltet zwischen den Chausseen, die den festgeschlossenen Kamm in bedeutender Höhe (696 und 800 m) überschreiten. Auf dem Scheitel des Gebirges lockt

1) Von den 6362 ha der Majoratsherrschaft, deren meiste Güter nördlich von Reichenbach in das Hügelland südlich vom Zobten fallen, kommen 2707 ha auf das Rittergut Langenbielau, darunter 2082 ha Wald.

eine schattige, selten durch freie Ausblicke ins Land unterbrochene Wanderung in so ungestörter Waldeinsamkeit, wie man sie selten auf Schlesiens Bergen genießt.

Wo der Wald an den beiderseitigen Steilhängen sich lüftet, zerstreuen sich an den Lehnen die Häuser der obersten Weberdörfchen, aus der Ferne anheimelnd anzusehen, für den Eintretenden noch heute ergreifend durch das Bild einer genügsamen Dürftigkeit, die jede ernste Prüfung leicht in Not verwandelt. Wie viele der fröhlichen Wanderer, die vorüber an den Hütten von Kaschbach (600—700 m) von den Sieben Kurfürsten herabsteigen, haben eine Vorstellung, wie es in diesen Häuslein aussieht? Je weiter man talwärts kommt, desto dichter reihen sich die Häuser an der Straße, bis man eintritt in die festgefügten Häuserzeilen der großen stattlichen Fabrikdörfer, die meilenweit derartig an den Bächen abwärtsziehen ins Gebirgsvorland, daß für die Gemeindeverwaltung eine Teilung in Ober-, Mittel-, Niederdorf sich als nötig erwies. Von den 12 Dorfreihen, die der Gebirgsrand vom Südostflügel des Eulengebirges bis Hohenfriedeberg in das Weistritzgebiet hinabstrahlen läßt, sind die meisten heute noch locker, von freien Feldstrecken unterbrochen; aber wo die Industrie sich entwickelte, da sind die Lücken zwischen den Siedelungen geschlossen, und ein doppelter Häuserstreifen begleitet die Talbäche des Eulengebirges bis in die Nähe der Peile, der Sammelrinne der Bergwasser, die in ihr vereint nach Schweidnitz zur Weistritz ziehen. So ist Langenbielau (440—280 m) von den obersten in die Berge dringenden Vorposten 8 km lang; Steinkunzendorf und Peterswaldau (420 bis 258 m) schließen sich zu einer 9,5 km langen Zeile zusammen. Ihre Ausdehnung wird nur überboten von der langen, quer zu ihrer Richtung nordwestwärts gestreckten Siedelungsreihe des Peiletales, die, von Ober-Peilau auf der Wasserscheide gegen die Lohe (320 m) beginnend, über Gnadenfrei, Ober- und Nieder-Mittel-Peilau, Nieder-Peilau, Stadt Reichenbach, Ernsdorf, Neudorf bis zu dem wieder dreiteiligen Faulbrück (240 m) in mehr als 20 km Länge sich verfolgen läßt. Dies ganze, von Reichenbach als Hauptort beherrschte Gebiet weiträumig hingedehnter Dörfer ist der Hauptsitz der schlesischen Textilindustrie, insbesondere der Spinnerei, Weberei, Färberei und Druckerei von Baumwolle. In den beiden erstgenannten Dorfzeilen und dem Peiletal abwärts bis Ernsdorf wohnten 1900 auf kaum 100 qkm über 50000 Menschen. Langenbielau war viele Jahrzehnte weitaus das größte Dorf des Staates, bevor die Verdichtung der Bevölkerung auf den Kohlenfeldern begann. Auch heute besteht hier die größte Baumwollspinnerei der Provinz (30000 Spindeln) und eine Reihe bedeuten-

der Webereien; die von Christian Dierig allein hat 1834 Stühle im Gange. Nicht nur die Volkszahl (1905 19660), sondern auch die Geschlossenheit und der bauliche Charakter des Ortes voll mächtiger Fabrikanlagen, stattlicher Gebäude wohlhabender Fabrikanten und Kaufleute, schmucker kleinerer Häuser, vor allem seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und sein einheitlicher Wirtschaftscharakter unterstützen den Anspruch auf Erhebung zur Stadtgemeinde. Die kräftige Entwicklung ist um so beachtenswerter, da die Hauptbahnlinie der Landschaft in unbegreiflichem nördlichen Ausbiegen der naturgemäß sich darbietenden Berührung mit dem hiesigen Industriezentrum geradezu auswich, so daß sein Anschluß an den Großverkehr erst den Anfängen der kleinen Eulengebirgsbahn vorbehalten blieb, die durch den Talzug Lampersdorf—Weigelsdorf[1]) zwischen dem Rande des hohen Gebirges und einer Gruppe von Vorhügeln von Silberberg herabkommt, das Oberdorf durchschneidet und dann die Nordwestseite des Ortes begleitet. Eine weitere Stärkung der Kräfte für die Arbeit ist vielleicht von einer Talsperre zu erwarten, die oberhalb des Riesendorfes angelegt werden soll.

Wie in Langenbielau, dem Sitz eines besonders ausgedehnten Majorates, tritt heute auch in Peterswaldau das Schloß des Gutsherrn (Graf Stolberg-Wernigerode, mit Fideikommiß Peiskersdorf 1633 ha) zwischen den Schöpfungen des Gewerbfleißes nicht sonderlich hervor. Aber das dortige Schloß ist nur ein im 18. Jahrhundert vereinfachend umgebauter Rest eines Renaissancebaues, der den 30jährigen Krieg gut überstand und noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts als »das allerprächtigste Feldschloß im ganzen Fürstentum« (Lucae) erschien. Die früher hier ansässigen Herren (v. Gellhorn, Mohrenheim, Graf Promnitz) versuchten wohl die Textilindustrie, die schon im 16. Jahrhundert hier heimisch war, mannigfaltiger zu gestalten durch Einbürgern neuer Zweige, vermochten aber keinen nachhaltigen Einfluß zu üben auf die Entwicklung, die lange überwiegend Leinen, später die Baumwollverarbeitung vorzog. Nach aufwärts geht dieses große Fabrikdorf (7000 Einw.), das in die Ebene sich lang hinausstreckt, in das einer Talfurche des Waldgebirges sich einschmiegende Steinkunzendorf über, das schon seit längerer Zeit wegen seiner günstigen Lage zur Bewanderung des Gebirges Sommergäste anzieht. Der Hauptstrom der Besteiger der Eule hielt sich allerdings immer von Mittel-Peterswaldau abbiegend an das nächst nördlichere Tal von Steinseifersdorf (1130 Einw.), wo an der Ulbrichshöhe, einem altberühmten Rastplatz

1) Majorat des Grafen Scherr-Thoß (1011 ha). Einwohnerzahl des Dorfes 3040.

fröhlicher Wanderer, nun ein großes, schloßartig das Landschaftsbild beherrschendes Sanatorium die gegen rauhe Lüfte geschützte Lage an der Sonnenseite mit der Waldesfrische des gegenüberliegenden Talhanges durch einen über das Tal hinüberschwebenden Laufsteg zu verbinden weiß. So kommt allmählich die Gebirgsnatur doch auch dem Erwerbsleben der Weberdörfer des Eulengebirges mit den Reizen des Sommerklimas in einer Weise zu Hilfe, die vor der modernen städtischen Entwicklung im Vorland niemand vorherzusagen gewagt hätte.

Der ursprüngliche Sitz der allmählich in die großen Dörfer übergegangenen Industrie war die Stadt Reichenbach, die über dem rechten Ufer der Peile, bald hoffentlich über ihrem dem Blick und dem Geruch durch Übermauerung verhüllten Bett, nicht mehr im ursprünglichen ovalen Umriß ihr Straßennetz zusammenhält, sondern mit einer teilweise villenartig bebauten Vorstadt dem Bahnhof entgegenstrebt. Sie mag nicht lange vor 1258, dem Jahre ihrer ersten Erwähnung, begründet sein, muß aber — nach ihrer Stellung in den Geschoßlisten aus der Mitte des 14. Jahrhunderts[1]) — früh sich gekräftigt haben. Unter ihren Zünften gewann damals die Tuchmacherei Bedeutung, später noch höhere die Züchnerei, deren Zunftgenossen vor dem 30jährigen Kriege die Zahl 200 überstiegen. Mit der nahezu völligen Vernichtung der Bevölkerung in seiner Drangsal will die Kunde wenig stimmen, daß Soldaten aus dem Schwedenheere hier als Lehrmeister der Kanevasweberei anregend für die Textilindustrie gewirkt hätten. Jedenfalls war sie es wieder, die der Stadt neu empor half. Ihr Aufblühen in den ersten Jahrzehnten preußischer Herrschaft knüpft sich an den Namen Friedrich Sadebecks (1741—1819), des Führers in der Pflege der Baumwollmanufaktur, des Begründers des Wohlstandes einer Familie, die auch der Wissenschaft und insbesondere der Vertiefung der Heimatkunde hervorragende Kräfte geschenkt hat. Es ist ein nicht zu übersehendes Zeugnis für die Stellung, die Friedrich Sadebeck sich selber und seinem bescheidenen Städtchen (damals 2800 Einw.) errang, daß in seinem Hause 1790 der Reichenbacher Kongreß die Diplomaten Österreichs, Englands, Hollands unter preußischem Vorsitz vereinte. Auch 1813 war während des Waffenstillstandes Reichenbach der Sitz wichtiger Verhandlungen, und 1816—1820 stand es trotz seiner schwachen Volkszahl (3500) auf der Höhe seiner Bedeutung in der Verwaltung des Landes als Hauptstadt eines die Gebirgskreise von Habelschwerdt und Münsterberg

1) Tzschoppe und Stenzel, Urkundenbuch S. 190.

bis nach Jauer und Hirschberg umfassenden Regierungsbezirks. Sein Chefpräsident Frh. v. Lüttwitz schöpfte vielleicht gerade aus der wirtschaftsgeographischen Einheit dieses Raumes die Anregung, kräftig für die Interessen der Weberei einzutreten; vielleicht wären sie von den Leitern des Staates schließlich doch mehr beachtet worden, wenn die Bildung dieses Regierungsbezirks sich als haltbar erwiesen hätte. Gewiß spielte unter den Einwänden, die ihn rasch zu Fall brachten, auch die Schwäche des gewählten Hauptortes eine Rolle. Der Anschluß an die Eisenbahn steigerte dann die Bedeutung Reichenbachs für seine Umgebung, aber es blieb doch eine Kleinstadt, bis die Eingemeindung von Ernsdorf gelang, das freilich immer als ein dem Ursprung nach fremder Anhang an den alten Stadtkern sich ausnehmen wird, auf den die Augen geheftet bleiben, wenn man aus den Bauwerken, so aus der im Blütezeitalter des 16. Jahrhunderts größer und stattlicher ausgebauten Stadtkirche, die Geschichte des Ortes zu lesen versucht. Das erweiterte Reichenbach hat nun (1905) nahezu 16000 Einwohner.

Unter den anderen Gliedern der langen Siedelungsreihe an der Peile verdient das jüngste einen besonderen Blick, die erst 1743 unter Obhut des Gutsherrn v. Seidlitz auf Ober-Peilauer Grund gestiftete Herrnhuterkolonie Gnadenfrei. Bei der Kleinheit des erworbenen Fleckes (17 ha) konnte nicht Feldbau die Kolonisten nähren, sondern mannigfache Betriebsamkeit: Weberei, Arbeit in Marmorwaren, Gartenbau von Pfefferminzkraut zur Bereitung von Pfefferminzöl und Pfefferminzküchel, die von hier in weite Ferne versendet werden. Der Charakter stiller, gesitteter Ordnung ruht auch auf dieser Schöpfung und gewinnt namentlich den Schul- und Pensionsanstalten der Brüdergemeinde Vertrauen und Zuspruch.

Im Gegensatz zu der industriellen Regsamkeit, die längs der Peile und südlich von ihr in den Dörfern des Eulengebirgsrandes herrscht, überwiegt durchaus ländliches Leben in der reizvollen Hügellandschaft, die auf der Nordseite des Tales die Vorhöhen des Zobtengebirges bilden. Die Dorfanlagen ordnen sich teilweise nach den von Reichenbach aus sich verzweigenden alten, an klare Pforten des Hügelgeländes gebundenen Wegzügen nach Nimptsch, nach Jordansmühl (Breslau), nach dem Sattel im Osten der Költschenberge. Vielleicht haben diese durch den Guhlwald (351 m) und den Geiersberg (573 m), die südliche Vorlage des Zobten, getrennten natürlichen Durchgänge des Hügelgeländes auf die Ortswahl der Stadtgründung Reichenbachs einigen Einfluß geübt. Dem wechselvollen Relief entspricht die anmutige Vereinigung von Wald, Wiese und Feldern, und auch die

Paarung von Rittergütern und kräftigen Bauerndörfern erhöht hier die Mannigfaltigkeit der Lebensformen. Unter den Großbesitzen dieser Landschaft ist außer dem den Guhlwald umspannenden Grundstock der Majoratsherrschaft Langenbielau (Graf Seidlitz-Sandreczki) die Herrschaft Mellendorf-Schlaupitz (1135 ha) des Prinzen Schönaich-Carolath die bedeutendste.

Der Gegensatz der beiden Seiten des Peiletales bleibt auch bei dem Übergang in den Kreis Schweidnitz in Kraft. Während in Leutmannsdorf (7 km lang) der Typus der langen Weberdörfer nochmals auflebt und die ebenfalls in die Bergwaldungen hineinreichende Dorfreihe Ludwigsdorf—Esdorf den Schwerpunkt des Großbesitzes (1023 ha) von Dr. J. Websky auf Schwengfeld enthält, liegt zur Rechten der Peile am Südfuß der Költschenberge in der Straßenrichtung Schweidnitz—Strehlen langgestreckt Pfaffendorf, ein rein bäuerliches Gemeinwesen. Wenn wir längs der Peile über Creisau, die Graf Moltkesche Majoratsherrschaft (486 ha), wo der Schlachtendenker in dem Boden ruht, den er einst beschützte, weiter schreiten nach Schwengfeld, stehen wir schon im Knie der Peile, nur 1 km von der Weistritz entfernt, nahe vor den Toren von Schweidnitz. Aber die Vereinigung der beiden Flüsse verzögert sich noch; sie erfolgt erst 5 km nördlicher vor der Granitenge (70 m) von Roth-Kirschdorf jenseits einer 2 km breiten Talaue, die das am linken Ufer der Weistritz sich erhebende Schweidnitz unmittelbar beherrscht.

Schweidnitz liegt in der Gegend, wo die vom Zobtengebirge westwärts vorspringenden Költschenberge (466 m) den Zwischenraum, der die mittelschlesischen Vorberge vom Gebirgsrande trennt, besonders einengen, in der Mitte des Weistritzgebietes, ungefähr doppelt so weit von seiner Mündung unterhalb Breslaus wie von den drei fernsten Punkten des bergigen Quellreviers (im Südosten bei Ober-Langenbielau, im Süden bei Ober-Wüstegiersdorf, im Westen bei Reichenau am Sattelwalde). Allerdings vollzieht die Vereinigung des Schweidnitzer Wassers mit dem Striegauer sich erst in geringer Entfernung von der Mündung der Weistritz zwischen Kanth und Lissa, aber die beherrschende Kraft der Lage von Schweidnitz erstreckt sich doch über das ganze Weistritzgebiet. Schweidnitz liegt etwa mitten zwischen Reichenbach und Striegau, beide seit jeher weit überwiegend, und ist in der Lage, auf alle die Pässe des Sudetenabschnittes zwischen Eulengebirge und Riesengebirge seine Anziehungskraft geltend zu machen. Die Konvergenz der Wege von Glatz, Braunau, Friedland, Landeshut bedingte, wie die lange im Vordergrunde stehende militärische, so auch die dem friedlichen Verkehr dienstbare

Bedeutung von Schweidnitz. Für das Handelsleben war nicht nur die Teilung der Wege nach den Gebirgspässen einerseits, auf Liegnitz, Breslau, Neiße anderseits von Wert, sondern auch die Vereinigung der Vorzüge fruchtbaren, dem Verkehr sich öffnenden Flachlandes und mäßig hoher Berge mit dichtem Wald und nutzbaren Gesteinen.

Die Grundlinien des Stadtbildes mit seinen nach Nordosten und Nordwesten ziehenden Gassen waren vorgezeichnet durch das natürliche Wegenetz der Umgebung. Der Verkehr des Peiletales trat über die Weistritzbrücke ein ins Niedertor und strebte nordwestwärts dem Ausgang des Striegentores zu, während die zwei von langen Dorfreihen begleiteten Wege des Gebirges aus Süd und West längs der Weistritz und des Bögenwassers heranziehend durch das Kroisch(witzer)- und das Bögen(dorfer)tor in die Südwestfront der Stadt eindrangen. Ihnen entsprachen auf der Nordostseite das Peterstor und das Köppentor, die Ausgänge der Straßen, die weiterhin, auf die beiden Ufer des tiefer einschneidenden Weistritztales auseinandertretend, Neumarkt und Breslau zum Ziele nahmen. Der von diesen Verkehrszügen beherrschte Stadtplan des mittelalterlichen Schweidnitz ist uns nur in einer Darstellung aus der Zeit relativ höchster Blüte erhalten, in der Gestalt, die Schweidnitz 1623 vor der Katastrophe des 30jährigen Krieges aufwies[1]).

Die Anfänge der Stadt sind völlig dunkel. Ihre erste urkundliche Erwähnung (1220) betrifft die Begründung des Minoritenklosters. Dieser Orden pflegte sich nicht in Waldeinsamkeit niederzulassen, er vertrat schon eine Reformrichtung klösterlichen Lebens, deren Arbeitsfeld vorzugsweise die Städte waren. Er wird auch hier eine längst vorhandene städtische Niederlassung aufgesucht haben. Es ist ein reiner Zufall, daß erst 1274 durch die Erwähnung eines Vogtes der städtische Charakter des Ortes unzweideutig bestätigt wird. Schon die Schenkung des Bürgerwaldes bei Bögendorf (1250) durch Heinrich III. hat die städtische Verfassung von Schweidnitz zur Voraussetzung.

Zu höherer Bedeutung scheint Schweidnitz sich erst im Zeitalter der Bolkonen erhoben zu haben als Hauptort eines das schlesische Gebirge und sein Vorland vom Queis bis über die Ohle, von der Schneekoppe und der Eule bis zum Zobten beherrschenden Kleinstaates, der vor allem die Pässe des Gebirges beherrschen mußte, wenn er seine Selbständigkeit gegenüber Böhmen wahren wollte. Im Jahre 1320 brach sich an den starken Mauern von Schweidnitz der

1) Jul. Schmidt, Ein Plan der Stadt Schweidnitz für 1623. Progr. des Gymn. 1862. Dem Herausgeber danken wir auch die beste Ortsgeschichte (1846. 1848).

Angriff des Königs Johann. Die treue Stadt pflegte Bolko II., wie er vermochte. In seine Zeit fällt der stolze Bau der Pfarrkirche (1330—1353), deren Turm (100 m) der höchste des Schlesierlandes geblieben ist. Auch dem Handel der Stadt suchten die Herrscher Wege bis in die Ferne zu öffnen. Ein merkwürdiger Vertrag desselben Fürsten mit Kasimir von Polen sicherte den Schweidnitzer Bürgern den Verkehr durch Krakau und Sandomierz bis nach Rußland. Den Handel der Stadt nährte großenteils ihre Gewerbtätigkeit, namentlich die von der mächtigsten ihrer Zünfte betriebene Brauerei. Prag, Ofen, Krakau, Thorn waren Ziele ihrer Bierausfuhr und hatten ihren »Schweidnitzer Keller«. Das Ringen zwischen Zünften und Patriziat gibt der mittelalterlichen Geschichte von Schweidnitz ein Leben, wie es nur in sehr wenigen Städten Schlesiens anzutreffen war. Auch das Wachstum des städtischen Besitzes bezeugt das Aufblühen der Stadt, die an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts über den alten Mauerkranz hinauswuchs und in ihren 1400 Häusern eine für jene Tage ansehnliche Volkszahl beherbergte.

Der 30jährige Krieg hat diese Blüte geknickt. Menschenlos und verarmt ging die Stadt aus ihm hervor. Auch hier waren die Jesuiten eingezogen. Die protestantische Bevölkerung mußte es als eine seltene Gunst betrachten, daß ihr der Bau eines Gotteshauses aus Fachwerk, einer sogenannten »Friedenskirche«, vor dem Tore zugestanden wurde. Sie bleibt mit ihrem kunstvoll den weiten Raum überspannenden Gezimmer, ihren Emporen und Logen, ihrer Farbenwirkung ein Denkmal nicht nur der Kunst, sondern der Landesgeschichte. Neue schwere Zeiten brachte die 1746 von Friedrich dem Großen getroffene Wahl von Schweidnitz zur Hauptfeste für die Überwachung der Ausgänge des Gebirges. Als ein Hauptoperationsziel der beiden Gegner ward es im 7jährigen Kriege wiederholt hart umstritten. Im Jahre 1809 war die Gewährung des Gesuches der Stadt um Überlassung der zwei Jahre vorher von den Franzosen gesprengten Werke schon in naher Aussicht. Aber die Erfahrungen des Sommers 1813, der die Verbündeten hinter die Weistritz zurückweichen sah, schienen der eilig wiederhergestellten Befestigung noch einmal Bedeutung zu verleihen. Die Verzögerung des Falles der Werke bis 1864 schädigte die Zukunft der Stadt nicht nur durch lange Beschränkung ihrer freien räumlichen Entwicklung, sondern auch dadurch, daß die in den vierziger Jahren maßgebenden militärischen Anschauungen darauf hinwirkten, die Hauptbahnlinie Breslau nach dem Waldenburger Gebirge weiter, als das Gelände es gebot, von Schweidnitz abzurücken. Für diesen Nachteil war es doch nur

ein unvollkommener Ersatz, daß die spätere Entwicklung des Verkehrsnetzes hierher die Kreuzung der Bahnlinie des Gebirgsrandes mit den Bahnen zweiter Ordnung verlegte, die über Zobten nach Breslau, durch das Schlesiertal nach Charlottenbrunn geführt wurden. Der Verkehrsknoten Königszelt erscheint doch wie ein von der natürlichen Bedeutung von Schweidnitz abgesplitterter Trabant.

Immerhin kommt die wirtschaftliche Kraft der Stadt allmählich wieder zu vollerer Geltung. Als Sitz einer Handelskammer, der auch die Kreise Waldenburg, Reichenbach, Striegau sich anschlossen, pflegt Schweidnitz die weitverzweigten wirtschaftlichen Interessen einer überaus mannigfach ausgestatteten Landschaft. Die aus der Diluvialdecke emportauchenden Köpfe anstehenden Gesteins bieten in frischem Zustande vortreffliche Werksteine, verwittert einen nicht minder wertvollen Ton. Die fruchtbare Bodenkrume trägt reiche Ernten: Getreide wie Zuckerrüben. Der Holzreichtum der Berge, die Kohlenlager der Waldenburger Mulde rücken andere wichtige Rohstoffe nahe. Auf diese Vorbedingungen gründen sich mannigfache Industriezweige, an denen Schweidnitz selbst einen bedeutenden Anteil hat. In den Dienst der Landwirtschaft stellt es eine chemische Düngerfabrik, Mühlen, Brauereien und namentlich seine Maschinenfabrikation, die allen Seiten landwirtschaftlicher Arbeit, namentlich aber in einem hoch entwickelten Zweige (Främbs und Freudenberg) der Zuckerfabrikation zu Hilfe kommt. Ein besonderer, der Hüttenindustrie der Provinz förderlicher Betrieb erzeugt feuerfeste Magnesit- und Dinassteine. Möbelfabrikation und Orgelbau, eine große mechanische Weberei (J. Rosenthal) und eine Handschuhfabrik vervollständigen das reiche Bild moderner Betriebsamkeit.

Mit seinen 30540 Einw. (darunter 2400 Militärpersonen) ist Schweidnitz, nur hinter Breslau und Liegnitz zurückstehend, heute wieder die dritte Stadt der zentralen Ebene Schlesiens. Von der kriegerischen Vergangenheit, deren Werke sich in freundliche Promenaden verwandelt haben, ist der Gegenwart nur eine starke Garnison geblieben, eine nicht zu unterschätzende Quelle mannigfacheren Lebens.

Bevor wir den Lauf der Weistritz von Schweidnitz weiter verfolgen, haben wir dem Gebirgsrand noch eine Strecke entlang zu schreiten, um die Gebirgsbasis dieses Flußgebietes vollständig zu überschauen. Wie die Weistritz von ihrem Austritt aus schattiger Schlucht bei Ober-Weistritz, dem Sitz eines Graf Pücklerschen Majorats (1100 ha), durch das vormals damit vereinte Burkersdorf, den letzten Kampfplatz des 7jährigen Krieges, und durch Nieder-

Weistritz bis zur Stadt wohl die Hälfte ihres Laufes von Siedelungen gesäumt sieht, zwischen denen baumreiche Uferstrecken sich einschalten, so bilden jenseits des Bürgerwaldes und des Dorfes Hohgiersdorf, über dessen Hochplatte die kürzeste Verbindung von Schweidnitz nach Waldenburg führt, Seifersdorf und Bögendorf eine 7 km lange Häuserreihe. Während sie noch ostwärts auf Schweidnitz ausmündet, gehört der von den Höhen des altberühmten Kalksteinbruches herabziehende Bach, an dem Kunzendorf seine Bauerngüter aufreiht, nordöstlich strebend schon zum Bereiche des parallelen Laufes der Polsnitz, zwischen deren stattlichen Dörfern Polsnitz (1905 4350 Einw.) und Zirlau (1905 2200 Einw.) früh ein städtisches Mittelglied sich einschob: Freiburg (1905 9600 Einw.). Es scheint schon unter Heinrich I. (vor 1228) angelegt zu sein als fester Platz zur Überwachung des kürzesten Weges zur Landeshuter Pforte und erscheint 1279 als schon länger bestehende Stadt, deren Entwicklung auch keineswegs beeinträchtigt wurde durch die Erbauung von Schloß Fürstenberg. Vielmehr gibt gerade die Urkunde über die vollere rechtliche Ausstattung der Stadt (1337) uns ein Bild von manchen Wurzeln ihres Daseins. Die Ausdehnung ihres Gerichtssprengels über Polsnitz nach Adelsbach zwischen Hochwald und Sattelwald, anderseits über Liebichau nach Salzbrunn betont die Trennung zweier Bergstraßen, die zu verschiedenen Pässen emporführten. An die Mannigfaltigkeit nutzbarer Gesteine in nächster Umgebung erinnert in demselben Rechtsbrief die Mühlstein-Niederlage eines Salzbrunner Bruches. Schon das 16. Jahrhundert wußte hier auch die nahen Steinkohlen für die Kalköfen zu schätzen. Immerhin war erst dem 19. Jahrhundert eine lebhaftere industrielle Entwicklung vorbehalten, nach drei Richtungen hin. Land- und Forstwirtschaft finden hier eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen, eine Dampfsäge, Mühlen, Brauerei und eine Stärkefabrik. Deren Begründer, Christian Gottlieb Kramsta, machte hier 1835 auch die Textilindustrie heimisch. Sein mächtig aufgeblühtes Unternehmen, das einen jährlichen Umsatz von 2 bis 3 Millionen Mark erreichte, ist dann in die Aktiengesellschaft für Schlesische Leinenindustrie verwandelt worden, die für Flachsspinnerei 20000 Spindeln in Tätigkeit hat und zahlreiche Webstühle beschäftigt. Endlich aber ist Freiburg, seit seine Uhrenfabriken sich vereinigt und dadurch ihren Arbeitserfolg erheblich gesteigert haben, der Hauptsitz der Uhrenfabrikation im östlichen Deutschland. Sie ist die Schöpfung eines 1847 hier eingewanderten Uhrmachers Ed. Gust. Becker (aus Öls), der auf der Wanderschaft viel gesehen, namentlich in Wien als Gehilfe bei Happacher die Er-

findung der Regulator-Uhren mit erlebt hatte. Die Fabrikation solcher Pendeluhren »nach Wiener Art« begann nun Becker 1850 in Freiburg, kräftig unterstützt vom Staate, namentlich von der Post- und Telegraphenverwaltung; 1875 ging aus seiner Fabrik die 100000ste, sieben Jahre nach seinem Tode (1885) die millionste Uhr hervor. Neben seinem Unternehmen entstanden durch Gehilfen, die zur Selbständigkeit übergingen, andere Uhrengeschäfte in Freiburg, seit 1871 auch besondere Regulatorgehäuse-Fabriken. Ihre Gesamtheit verschmolz 1898 mit der Beckerschen zu einer Aktiengesellschaft »Vereinigte Freiburger Uhrenfabriken«, die in fortschreitender Vervollkommnung der Organisation 1500 Arbeiter beschäftigt und täglich etwa 600 Wand- und Standuhren herstellt. Nicht nur der Vertrieb der Waren, sondern deren Herstellung überschritt die Grenzen des Landes mit zwei Filialen zu Braunau i. B. und zu Warschau. Beinahe ein Drittel der Bevölkerung Freiburgs ist abhängig von diesem blühenden Betriebe. Als Einbruchstation der Bahn ins Gebirge hat Freiburg, auch seit es nicht mehr, wie jahrzehntelang, den Hauptbahnhof des Schlesischen Berglandes darstellt, eine lebhafte Verkehrsentwicklung aufzuweisen.

Eine Meile nordwestlich von Freiburg überschreitet die Straße des Gebirgsrandes das Striegauer Wasser bei Hohenfriedeberg, einem an der Berglehne ansteigenden Städtchen (1905 700 Einw.), das im Volksmunde »Friebrich«, auch wohl »Strohfriebrich« genannt wird, aber unter seinem hochdeutschen Namen in die Weltgeschichte eingeführt wurde durch Friedrichs des Großen glänzendste Feldschlacht. Vom Turm der Siegeshöhe übersieht man das weite Gefilde gegen Striegau hin, in dem sie ausgefochten wurde. Das erst am Anfange des 14. Jahrhunderts auftretende Städtchen liegt am Ausgange des Reichenauer Tales. Die durch dies Tal emporsteigende alte Straße nach Landeshut und die demselben Ziele zustrebende Bolkenhainer Straße waren sicher schon vor der dichteren Besiedelung des Gebirges als Pfade durch den weiten Grenzwald bedeutsam für die Ortswahl der Kastellanei (1155) Striegau.

Nicht die Drei Berge (tři gore) liegen dem Namen[1]) (Ztrigom, Stregon) dieses Ortes zugrunde, der eine besonders wichtige, von der Natur zur Besiedelung unverkennbar empfohlene Stelle vor dem Gebirgsrande einnimmt. In geringer Entfernung von diesem tritt

1) Der Anklang an das Stragona des Ptolemäus ist bei dem sicherer Deutung entrückten Charakter der meisten Angaben seiner alten Karte nicht ausreichend, eine Gleichsetzung zu begründen.

aus der Ebene eine große Insel von Granitbergen hervor, die um so entscheidender auf die Wege der Ebene einwirkt, weil nordöstlich von ihr ein zweites, im Streitberg gipfelndes kleines Bergland derartig aufragt, daß nur ein schmaler Durchgang für den Verkehr offen bleibt. So überwacht Striegau am Fuß von drei Basaltkuppen, die den Südostvorsprung seines Hügellandes krönen, die beiden dies Hindernis östlich und westlich umgehenden Wege vom Weistritz- ins Katzbachgebiet nach Jauer. Mit dieser Teilung des Weges vor dem Bergrande fällt in Striegau die eben angedeutete Teilung der Breslau—Prager Hauptstraße zusammen. Die in der Hohenfriedeberger Schlacht zu militärischer Bedeutung gelangende Lage hat im friedlichen Verkehrsleben aber nie die zu erwartende volle Frucht für die Entwicklung der schon vor dem Mongoleneinfall bestehenden Stadt getragen. Das lag zuerst an der überlegenen Anziehungskraft der Herzogssitze Schweidnitz und Liegnitz[1]), später an der höheren wirtschaftlichen Entwicklung des benachbarten Waldenburger Kohlengebietes, und noch jetzt wird Striegau gewissermaßen künstlich niedergehalten durch das Unterbleiben eines leistungsfähigen Ausbaues der Bahn über Bolkenhain nach Merzdorf, die — wenn gleichzeitig nördlich vom Pitschenberge eine gerade Verbindung mit Kanth geschaffen würde — die schnellste Verbindung Breslaus mit dem Riesengebirge bieten könnte. Sie wäre für Striegau kaum minder wichtig als der bereits erzielte Ersatz der »Kohlenstraße« nach dem Oderhafen Maltsch durch eine das fruchtbare Land aufschließende Eisenbahn.

Striegaus Umgebung gehört zu den gesegnetsten Strichen der Ackerebene Mittelschlesiens. Kein Kreis der Provinz hat einen höheren durchschnittlichen Grundsteuerreinertrag (1 ha 40,7 M.; in einzelnen Feldmarken steigt er bis auf 50 M.). Behäbige Bauerndörfer wechseln mit musterhaft gepflegten großen Rittergütern. Erlesene Viehschläge, intensive, auf ausgedehnten Maschinenbetrieb sich stützende Feldwirtschaft, technische Verwertung der Erträge in landwirtschaftlichen Fabriken kennzeichnen diese hoch entwickelten Landgüter. Auch Striegau selbst hat an den die Feldarbeit fördernden oder von ihr angeregten gewerblichen Betrieben Anteil. Außerdem aber tritt in seinem Erwerbsleben auch der Wert der nutzbaren Gesteine hervor, die das Diluvium durchragen. Striegau ist der Sitz der

1) Diese beiden Städte leisteten in der Mitte des 14. Jahrhunderts, als Breslau eine Grundsteuer (Schoß) von 400 Mark abwarf, je 300 Mark, Striegau 100 Mark. Tzschoppe und Stenzel, Urkundensammlung S. 190.

größten Granitindustrie der Provinz; sie beschäftigt für ihren Versand von jährlich mehr als 300000 Tons in Stadt und Umgebung 4200 Arbeiter. Die ausgezeichnete Absonderung des mittel- und feinkörnigen Granits nach drei senkrecht aufeinander stehenden Richtungen — Lager, Reißabgang, Kopfabgang — erleichtert die Verarbeitung. Und zwar bedingt die verschiedene Entwicklung dieser Absonderung das besondere Arbeitsziel jedes Bruches. Bei Stadt Striegau und Gräben begünstigt das Vorwalten der bankigen Ablösung die Gewinnung von Platten; in den Brüchen des Streitberges wird die Ausarbeitung feiner, polierter Werkstücke am vollkommensten betrieben, bei Kalthaus, Niklasdorf, Gr. Rosen das Schlagen von Pflastersteinen. Die zahlreichen Aufschlüsse des Gesteins haben auch der Wissenschaft ein besonders eindringendes Studium dieses Lakkolithen, seiner Kontakterscheinungen mit dem Tonschiefer, seiner Schlieren, Gänge und der grobkörnigen pegmatitischen Ausscheidungen ermöglicht, in deren Drusen eine Fülle von Mineralien zu kristallographischer und chemischer Untersuchung einladet[1]). Neben dem Granit tritt an Bedeutung der Basalt der Striegauer Berge sehr zurück. Seine Brüche können neben dem überlegenen Wettbewerb des Granits längst keine Pflastersteine mehr liefern, nur Schotter für die Landstraßen. In kleinen Hohlräumen des porösen Basalts des Breiten Berges finden sich 2—5 mm starke, erbsengelbe Einschlüsse von Bolus, der im 16. Jahrhundert unter dem Namen der Striegauer Siegelerde als vielseitig verwertetes und jedenfalls sehr unschuldiges Heilmittel in hohem Rufe stand und, mit dem Stempel der Stadt versehen, Gegenstand eines lebhaften Handels war. Neben der nachdrücklichen Verwertung der Schätze des Bodens ist Striegau auch immer rührig gewesen in mannigfacher gewerblicher Tätigkeit. Nur der Porzellanfabrik und der Striegauer Aktiengesellschaft für Bürstenindustrie, die im Jahre über eine halbe Million Dutzend Bürsten zu Markt bringt, sei hier gedacht. Die Volkszahl stieg 1905 auf 13430.

Die Striegauer Berge sind das nordwestliche Endglied des Gürtels von Gebirgsinseln, der die Mittelschlesische Ebene durchzieht, und dessen südöstlichen Flügel wir in den Strehlener Bergen kennen lernten. Das bei weitem mächtigste mittlere Glied des Zobtengebirges ist von den Striegauer Bergen durch ein niedriges Hügelland getrennt, das bei nicht übergroßer Mannigfaltigkeit seiner Gesteine doch mit ihnen dem wirtschaftlichen Leben wertvolle Anregung, großen technischen Betrieben ausdauernde Grundlagen geboten hat. Die Haupt-

1) Arthur Schwantke, Die Drusenmineralien des Striegauer Granits. Leipzig 1896.

industrieplätze dieser Gegend sind Saarau (1905 3220 Einw.) und Königszelt (1905 3340 Einw.). Der in flachwelliges Land hinausgerückte Bahnknoten Königszelt (s. I 108) schwebt gewissermaßen an eisernen Ketten zwischen Striegau, Freiburg, Schweidnitz und Breslau. Der Vorteil allseitiger Verbindung hat um diesen Schienenkranz eine Reihe Fabriken (Porzellan, Schamotte, Melassespiritus) vereint. Aber ihre Gesamtheit muß doch zurücktreten hinter der Bedeutung des nordöstlich benachbarten Industriezentrums Saarau. Das war ein ländlicher Weiler von 170 Einwohnern, als die Bodenarbeiten des Freiburger Bahnbaues hier 1843 nach Durchschneiden einer dünnen Diluvialhülle unter einer Decke blauen Braunkohlentons ein mächtiges Lager von Rohkaolin aufschlossen, ein durch Quarzkörner und Glimmerblättchen noch verunreinigtes Zersetzungsprodukt des in der Tiefe lagernden Granits. Carl Kulmiz (1809—1874) erkannte die praktische Bedeutung dieses Profils. Er sicherte sich einerseits die Verwertung der Braunkohlenlager, deren 1847 beginnende Ausbeutung allerdings zunächst wenig abwarf, anderseits eröffnete er 1850 in der Ida- und Marienhütte bei Saarau die Schamottefabrikation, die zu großem Ausmaß sich entwickelte und eine Menge weit gesuchter Waren, feuerfeste Steine und Platten, Wölbsteine für die Kappen von Glasöfen, Gasretorten usw. herstellte, auch auf den Bau runder Schornsteinsäulen sich einrichtete, — kurz nach verschiedenen Richtungen hin die Bahn brach für einen nun auch an anderen Orten der Gegend aufblühenden Industriebetrieb. Als eine Abzweigung des Saarauer Unternehmens, das für die Gewinnung seines Rohstoffes schon auf Konradswaldauer Grund übergreifen und die dortigen Gruben durch Gleise an das Hüttenwerk anschließen mußte, erwuchsen auch an der nächsten Bahnstation Ingramsdorf große Tonwerke mit Dampf- und elektrischem Betrieb, auch elektrischem Bahnanschluß, für feinere Ziegel, Drainröhren, Dachziegel, Form- und Ziersteine. Seit 1902 traten nach Verbesserung der Verwertungsmethoden auch die in den 60er Jahren eingestellten Saarauer Braunkohlenwerke wieder in Tätigkeit. Gründlichere Bohruntersuchung der durch neue Mutungen erweiterten Felder führte 30 m unter der Oberfläche zum Aufschluß eines Flözes von 12 m Mächtigkeit. Die Förderung der Schächte in Saarau und Kallendorf beschäftigt eine große Brikettfabrik. Da auch an den Granitbrüchen der Gegend seit 1854 C. Kulmiz durch Anlagen bei Oberstreit und Gr. Rosen (Kr. Striegau), sowie bei Kalthaus (Kr. Jauer) einen führenden Anteil gewann und durch Vervollkommnung der Arbeitsmethoden einerseits eine hohe Verfeinerung der Erzeugnisse, anderseits eine sparsame Verwertung selbst des

kleinen Abfalles bis auf den Grus herab erzielte, tritt dieser Mann in die vorderste Reihe derer, die um die Entwicklung und Verwertung der Naturgaben des Landes sich hoch verdient gemacht haben. Wenn aber in dem Engrosgeschäft der Firma C. Kulmiz (G. m. b. H.) heute außer Saarauer Braunkohle und Waldenburger Steinkohle (s. oben S. 248), außer Granit, Schamottesteinen und anderen Erzeugnissen der Umgegend auch Chilisalpeter, Thomasmehl, Superphosphate in Bereitschaft liegen, so erinnert dies daran, daß mit einer seiner Schöpfungen, mit der 1858 begründeten chemischen Fabrik, C. Kulmiz über die Grundlage des heimischen Bodens unternehmend hinausging. Seit 1860 spielten künstliche Düngstoffe, namentlich Superphosphate, in der Reihe der Produkte dieser Fabrik eine bedeutende Rolle. Sie werden, seit die Saarauer Fabrik 1872 den Kern für die große Aktiengesellschaft »Silesia, Verein chemischer Fabriken« bildete, auch in deren Werken zu Woischwitz bei Breslau und zu Merzdorf (Kr. Bolkenhain) hergestellt. Unter der Fülle anderer Chemikalien, die Saarau gewinnt, ist Schwefelsäure besonders erwähnenswert. Die kupferhaltigen Schwefelkiese von Rio Tinto in Spanien, aus denen sie gewonnen wird, liefern außerdem auch Kupfer und brauchbares, von schädlichen Beimischungen befreites Eisenerz. Außer den gewaltigen Lasten dieser spanischen Schwefelkiese werden auch andere Rohstoffe aus weiter Ferne, Phosphate aus Florida, Chromerz aus Kleinasien, Braunstein aus Japan hierher geführt, um in den Dienst schlesischer Industrie zu treten. So erhebt sich heute, wo vor 60 Jahren der Pflug ging, ein Wald von Schornsteinen aus einer gewaltigen industriellen Anlage, die eine volkreiche Ortschaft ins Leben gerufen hat. Der Familie aber, deren Begründer der Schöpfer dieser vielseitig tätigen Industrie war, ist aus seiner Tätigkeit ein bedeutender Besitz erwachsen. Eugen v. Kulmiz vereint in den Rittergütern Gorkau, Raaben, Sasterhausen 770 ha, Rudolf v. Kulmiz auf Gutwohne bei Öls besitzt, abgesehen von seinen Liegenschaften jenseits der Oder (731 ha), bei Saarau die großen Güter Konradswaldau und Ingramsdorf nebst Tarnau (zusammen 1315 ha), nicht viel weniger als das Majorat Laasan (1430 ha) des Grafen Pfeil-Burghauß, das bedeutendste Stück altadeligen Grundbesitzes in dieser Gegend.

So anmutig dieses Hügelland ist, erhöht sich doch der Eindruck seines Reliefs erst durch den scharfen Einschnitt des Weistritztales unterhalb Schweidnitz. Wer von der nicht sonderlich reizvollen Freiburger Bahnlinie südöstlich abbiegt, wird überrascht durch die herrliche Lage der in Parken geborgenen Herrensitze, die an die

Steilränder des Weistritztales sich schmiegen. Namentlich Schönfeld, das Schloß des Herrn v. Korn, und Domanze, der Besitz des Grafen Brandenburg (mit Hohen-Poseritz, 679 ha) sind Perlen landschaftlicher Schönheit, durch sinnige Pflege zu doppelter Wirksamkeit erhoben. Einen Zug von Größe aber trägt in diese Bilder hinein der Hintergrund des Zobtengebirges, der beherrschenden Gestalt mitten in dem sanftwelligen Lande, durch das die Gewässer ihren Weg zum Hauptstrom finden. Nur seine Südostseite berührt das Lohegebiet, alle anderen werden umklammert von Zuflüssen der Weistritz. Der Zobten, der Wetterprophet der Schlesischen Ebene, war in heidnischer Zeit der Sitz eines angesehenen Götterdienstes (I S. 32). Das gab ihm auch für die Zeit der Einführung des Christentums von vornherein eine besondere Bedeutung. Zu den ersten Klostergründungen in Schlesien gehörte sicher die der Augustiner am Zobten. Allerdings wird man die sagenhafte Überlieferung[1]), die Peter Wlast mit der Gründung eines Bergklosters in Verbindung bringt, ablehnen dürfen, schon wegen der Größe des dem Kloster überwiesenen Gebietes (75 qkm). Über solche Räume verfügte nur der Landesherr, und seine Schöpfung ist zweifellos das mächtige Kloster gewesen. Kurz vor 1146 ist der weite, durch Umschreitung festgestellte Bereich am West- und Nordhange des Berges, auch ein Stück der Ostabdachung in den Besitz der Augustiner gekommen. Als Grenzsteine ihrer Gemarkung — nicht als Denkmäler der Heidenzeit, die sicher nicht unverletzt geblieben wären — hat man teilweise die merkwürdigen Steinaltertümer am Zobten zu betrachten, so die »Jungfrau mit dem Fisch«, in der man einen heiligen Petrus (lapis Petrey in einer Urkunde) wiedererkennen muß. Die Ansiedelung der Augustiner lag nicht auf dem Gipfel des Berges, sondern an seinem Nordfuße bei Gorkau, dessen altes Propsteigebäude nun als Schlößchen des Grundherrn Eugen v. Kulmiz wirkungsvoll ausgebaut ist. Seit dem 13. Jahrhundert wird eine Burg auf dem Gipfel erwähnt, die im 15. eine Zeitlang in der Hand der Hussiten war, dann im Interesse des Landfriedens niedergelegt wurde. Die wichtigste Ansiedelung im Umkreise des Berges war der schon 1148 erwähnte Markt an seinem Fuße, der — noch ehe er 1399 Stadtrecht empfing — nach dem Wochentage seines regelmäßigen Verkehrs (sobota = Sonnabend) den Namen empfing, der dann auf den Berg Slenz selbst übertragen wurde. Heute ist das Städtchen Zobten bei mäßig ent-

1) W. Schulte, Zu den Steinaltertümern am Zobten. Schlesiens Vorzeit. N. F. I 1903, 133—143.

wickelter Industrie von dem Touristenverkehr belebt, den namentlich die Hauptstadt nach dem Berge sendet. Das alte Gebiet, »der Halt Zobten«, blieb in der Hand der Augustiner bis zur Säkularisation; noch heute erinnert an die vormalige Klosterherrschaft das völlige Vorwiegen des katholischen Bekenntnisses unter seinen Bewohnern. Das Erbe des Klosters trat der Staat an, der die herrlichen Forsten (2830 ha) der regenreichen Gebirgsinsel in sorgfältige Pflege nahm. Die Granitbrüche vor dem Nordfuß des Zobten bei Ströbel stehen an Bedeutung hinter denen von Strehlen und Striegau immer noch zurück, wiewohl die Arbeiterzahl auf 2000 stieg. Die überlegene Fruchtbarkeit der Dörfer vor der Ostseite des Zobtengebirges beruht zum Teil auf dem »Weißen Boden«, Lößablagerungen, die vortrefflichen Weizen tragen, aber auch dem Rübenbau willkommen sind.

Beim Umblick vom Scheitel des Zobten fällt zunächst der seine Südseite umfangende Bogenzug der steilen Waldhöhen ins Auge, die vom Költschenberg über den von altem Gemäuer gekrönten Geiersberg bis an den Weinberg geht und die Südabteilung des ganzes Gebirges, den Wegezug Schweidnitz—Strehlen, von der zwischen Geiersberg und Zobten über den Tampadeler Sattel hinwegführenden alten Verbindung Schweidnitz—Jordansmühl und dem hier in den Tälern von Tampadel und Silsterwitz beginnenden nördlichen Ablauf der Gewässer sondert. An diesen aber erscheint bemerkenswert der den Zobten von Südwest über West, Nord bis Nordost wie ein Wallgraben umziehende Lauf des Schwarzwassers, der in einer Folge ihm entlang gestreckter Dörfer im Landschaftsbilde sich ausspricht. Erst beim Städtchen Zobten beginnt der Bach nicht ohne starke Windungen den Lauf nordwärts gegen Kanth. Der diesem Sammelpunkt der Gewässer zustrebende gerade Wegzug kommt unweit Zobten in der Längenerstreckung des großen Dorfes Rogau-Rosenau, dessen Kirchlein die Erinnerung an die Todesweihe der Lützower jedem vaterländischen Herzen doppelt heilig macht, zu scharfem Ausdruck.

Die nur zögernd ihrer Vereinigung zustrebenden Wasser von Schweidnitz und Striegau treten, ehe sie unter dem Breitenkreis Breslaus sich vermählen, einander an zwei Stellen schon bis auf etwa 1500 m Abstand nahe, bei Mettkau und bei Kanth. Beide Punkte scheinen schon im ältesten Straßennetz Beachtung gefunden zu haben für den Übergang der Wege von dem altslavischen Markte Kostenblut — mitten auf der Neumarkter Diluvialplatte — nach Zobten und Breslau. Denn gerade die Dörfer am nördlichen (Kostenbluter)

Ufer der beiden Flußannäherungen, Viehau und Polsnitz[1]), werden ebenso früh wie Kostenblut in derselben Urkunde des Breslauer Vincenzklosters (1149) bereits erwähnt, und der Grundriß einiger Dorfanlagen der Gegend scheint die Annahme jener beiden alten Wege zu empfehlen. Der Versuch, zwischen den Landengen von Mettkau und Kanth eine Stadt Fürstenau zu begründen und emporzubringen, scheiterte am Ende des 13. Jahrhunderts. Dagegen entwickelte sich unter dem Schutze der herzoglichen Burg, »des Kanth«, Anfang des 14. Jahrhunderts ein Städtchen, das deutlich als Ersatz für das hoffnungslose Fürstenau erscheint[2]); es liegt in der buschreichen Aue am linken Ufer der Weistritz gegenüber dem alten Dorfe Schosnitz des rechten Hochufers und zielt mit seiner etwas nordwestwärts gestreckten Anlage auf Polsnitz jenseits des Striegauer Wassers. Die Beherrschung der Brücken gab dem Ort im friedlichen Verkehr als Zollstätte, in Kriegszeiten als Straßensperre Bedeutung. Im gewerblichen Leben haben nur Gerberei und Töpferei sich stärker entwickelt (1905 2910 Einw.).

Vom Ende des Mittelalters bis zur Säkularisation war der Halt Kanth im Besitz des Breslauer Domkapitels. Wir treten hier mit der Weistritz in den Bereich der Umgebung Breslaus, die im Laufe der geschichtlichen Entwicklung erstaunlich stark von kirchlichen und klösterlichen Besitzungen durchsetzt worden war. Wie ins nördliche Vorland des Zobten die Güter des Sandstifts sich erstreckten, so lag der bischöfliche Halt Kanth zwischen alten Liegenschaften des Vincenzklosters der Prämonstratenser, die um Kostenblut einen bis ans Striegauer Wasser reichenden Landstrich besaßen, und anderseits südöstlich von Kanth Krieblowitz, das nach dem Freiheitskriege Blücher als Ruhesitz und bald als letzte Ruhestatt zuteil wurde. Von den 230 Ortschaften, die Zimmermann 1795 im Kreise Breslau aufführt, hatten — auch wenn man von 7 Hospitalgütern absieht — 88 geistliche Herren. Diese Umschließung der Stadt durch einen auf manchen Seiten ihr recht knapp anliegenden Gürtel von Besitzungen der Toten Hand sollte einmal in einem Kartenbilde dargestellt und in ihrer Bedeutung für das Leben des alten Breslau gewürdigt werden. Die schwere Not des Staates sprengte 1810 diesen Ring. Wie haben sich seither die Besitzverhältnisse umgestaltet! Auch von den damaligen Adelsgeschlechtern haben nur wenige sich behauptet, die meisten anderen weichen müssen, manchmal auch neu empor-

1) Anscheinend der alte Name des Striegauer Wassers.
2) W. Schulte, Fürstenau und Kanth. Schles. Volkszeitung 1905 Nr. 1603.

gekommenen Familien der Industrie und des Handels. Das schlesische Güteradreßbuch der Gegenwart nimmt sich gerade in der Umgebung Breslaus aus wie eine Illustration zu Freytags »Soll und Haben«. Das liegt allerdings nicht ausschließlich an der erobernden Kraft des großstädtischen Kapitals, sondern ganz vorwiegend an der Umgestaltung der Landwirtschaft in diesem Gebiete. Und sie wieder ist stark abhängig von der Natur des Bodens.

Der Unterlauf der Weistritz fällt in den Bereich des Schwarzen Bodens, einer den Diluviallehm überlagernden, nur zwei bis drei Fuß mächtigen Schicht steinfreier humusreicher Erde, die als eng verwandt der südrussischen Schwarzerde (Tschernosem) erkannt ward [1]) und wohl gleich dieser entstanden ist als ein Gebilde, in welchem viele Generationen hindurch der verfallende Pflanzenwuchs eines offenen Graslandes den Humuszuschlag lieferte zu der Anhäufung des feinen, zwischen den Grashalmen sich niederschlagenden Staubes, den die Winde herantrugen. Von der Erosionsfurche des Odertales und der mit ihm vereinten Weideniederung zerschnitten, reicht das Gebiet des Schwarzen Bodens vom Rande des Zobtengebirges und der Strehlener Berge nordwärts bis an den Südfuß der Trebnitzer Hügel. Wenn dort jenseits der Weide nur ein langer, schmaler Inselgürtel Schwarzen Bodens von Kapsdorf über Hünern nach Striese sich verfolgen läßt, nimmt dies dunkle, im feuchten Zustand wirklich schwarze Erdreich südlich von Breslau an der unteren Weistritz, Lohe und Ohle einen ausgedehnten, zusammenhängenden, noch der schärferen Begrenzung bedürftigen Raum ein, der in der Geschichte der Bodenpflege Schlesiens allzeit eine bedeutende Rolle gespielt hat. Mag er als eine offene Grasinsel in weiter Waldumgebung die Zuwanderer zum Bleiben eingeladen haben oder wegen der Leichtigkeit seiner Bestellung, selbst bei unvollkommenem Ackergerät, früh voller Entwaldung verfallen sein — jedenfalls lag hier der älteste Kern fester Siedelungen in Schlesien. Hier reiften später die Ernten, die Schlesiens Hauptstadt nährten. Im 19. Jahrhundert aber beim Übergange zu intensivster Ausnutzung der Bodenkraft ist dieser schwarze Boden, durch planvolle Drainage des undurchlässigen Untergrundes vor übermäßiger Durchfeuchtung bewahrt, die Hauptgrundlage des Zucker-

1) A. Orth, Geognost. Durchforschung des Schles. Schwemmlandes. Berlin 1872. X—XIII. 49—51. Dazu ergänzend Pietrusky, in der Festschrift für die XXVII. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte (Ein Kulturbild der Provinz Schlesien) 1869, 286.

rübenbaues geworden. Wenn schon dieser Kulturzweig seinem ganzen Charakter nach zur Entwicklung von Großbetrieben hindrängte, war ihnen auch die Steinfreiheit des Bodens günstig; sie sicherte dem Dampfpflug gefahrlose Arbeit, wie sie im Geschiebelehm ihm nicht ohne weiteres beschieden ist. Wir sahen bereits im Lohegebiet, welch große Besitz- und Wirtschaftseinheiten aus diesen Verhältnissen hervorgingen. Auch zwischen Lohe und Weistritz bieten sich dafür Beispiele. Schmolz (Karl v. Wallenberg) ist der Verwaltungsmittelpunkt eines auch auf das linke Weistritzufer übergreifenden Großbesitzes (1143 ha), dessen Wirtschaftsbetrieb pachtweise auf weitere 818 ha sich ausdehnt. In der ganzen fruchtbaren Landschaft um Groß-Mochbern (1905 2180 Einw.) bis an den Rand des sandigen Odertales sind Schornsteine der Zuckerfabriken die Landmarken der Orientierung, die Ziele der privaten Schienengleise, auf denen die Rübenernte den Werkstätten zuströmt. Dies Rübenland durchzieht der Unterlauf der Weistritz von Kanth aus in nordöstlicher Richtung, um nach 10 km, nur 5 km oberhalb Deutsch-Lissa, mit dem Striegauer Wasser zusammenzutreffen; 19 km nur trennen diese Vereinigung der beiden Quellflüsse von der Mündung in den Hauptstrom. Die Benennung der Flüsse hat im Mittelalter gewechselt. Ursprünglich wurden die Unterläufe des Schweidnitzer und des Striegauer Wassers bis zu ihrer Vereinigung von den Namen ihrer Nebenflüsse Peile und Polsnitz beherrscht, und der aus diesen vier Quelladern erwachsene Fluß hieß Lesna oder Lesnitz. Diese beiden Namensformen sind auch für den wichtigsten Ort seines Ufers beglaubigt, für das heutige Deutsch-Lissa. Hier hatten Schlesiens Herzöge bis 1289 einen Hof (curia), der ihnen für den Verkehr zwischen Breslau und Liegnitz so unentbehrlich war, daß Heinrich I. ein Gelübde seines hier verstorbenen Vaters Boleslaus des Langen, der dessen letzten Aufenthaltsort dem Leubuser Kloster zusicherte, nicht durch Auslieferung dieses Hofes, sondern durch eine anderweitige Entschädigung des Klosters erfüllte. An diesen herzoglichen Hof, dem die Naturalabgaben der Umgebung zugeführt wurden, und an die Zollstätte dieses Weistritzüberganges schloß sich eine 1261 zuerst erwähnte städtische Siedelung an, die aber bei der Nähe Breslaus nicht recht aufkam, sondern zu dörflichem Dasein zurücksank. Erst die jüngste Zeit weckt hier regeres Leben. Entscheidend dafür ist nicht sowohl die Wasserkraft der Weistritz wie vielmehr die Anmut ihrer baumreichen Ufer, die Wert gewinnt durch die Nähe Breslaus. Bei der erheblichen Entfernung der Hügel des rechten Oderufers ist kaum ein Ort der Nach-

barschaft so bestimmt wie Deutsch-Lissa dazu berufen, zum Villenvorort der Großstadt sich zu entwickeln. Auf die ersten Schritte dieses Vorganges ist das rasche Wachstum der Bevölkerung (1885 : 1350, 1900 : 3360, 1905 4100) zurückzuführen.

Entsprechend ihrem Ursprung in den Bergen empfängt die Weistritz nicht nur im Frühjahr zur Zeit der Schneeschmelze, sondern auch im Sommer nach kräftigen Niederschlägen im Bergland bedeutende Hochwassermengen, für deren schadlose Abführung die schmalen, in dürrer Zeit unterhalb von Mühlenwehren völlig trocken liegenden Betten der Wasserläufe ganz unzureichend sind; dann tritt der Fluß, dessen Tal unterhalb der letzten Berührung mit festem Gestein bei Domanze sich bedeutend verbreitert, weit über die Ufer und bildet an manchen Stellen einen bis 2,5 km breiten Wasserspiegel. Die Überschwemmungsfläche der Weistritz unterhalb Domanze mißt 3639 ha. Sie wird als Wiesenland oder für Holzwuchs benutzt; aber gerade dessen üppiges Gedeihen, die Dichte des Unterholzes wirkt hemmend auf den Abzug der Hochfluten, der auch in den zahlreichen Wehren, einzelnen engen Brückendurchlässen und in der Planlosigkeit der Deichanlagen, die manche Uferstriche ohne Rücksicht auf die Entwicklung eines leistungsfähigen Hochwasserbettes zu schützen versuchen, Hindernisse findet. So macht der Unterlauf der Weistritz vom Standpunkt der Strompflege aus keinen erfreulichen Eindruck. Das hängt zum Teil mit ihrer bedeutenden Arbeitsleistung zusammen. An der Weistritz selbst zählt man 41, am Striegauer und Freiburger Wasser 47 (30 und 17), im ganzen Flußgebiet 205 Stauanlagen im Dienste der Mühlen und mannigfacher Fabrikation. Die industrielle Regsamkeit, welche an allen Quelladern der Weistritz sich entwickelt hat, überläßt nur die obersten Wurzeln des Wassernetzes noch dem Leben der Forellen. Bald werden die Bäche durch Abfälle und saure Abwässer der Fabriken völlig verändert, und manche Anlagen, namentlich die großen chemischen Fabriken von Saarau, bereichern die Flüsse mit chemischen Stoffen, die ihr Wasser selbst für Berieselungszwecke eine weite Strecke unverwertbar machen. Auch mit den Zuckerfabriken an kleineren Wasserläufen haben deren Anlieger manchen Interessenwiderstreit. So hat das Wassernetz der Weistritz ein anderes Gesicht gewonnen. Die alten Slaven, die einst dem munteren Kinde der Berge seinen an so manchem schönen Hochlandstrom haftenden Namen beilegten, würden es heute nicht wiedererkennen, vielleicht gar eine andere Benennung passender finden.

4. Die Neumarkter Platte.

Vom Ulmenwald, dem dunklen schwermutvollen,
Der Schierlingsduft und ew'ge Kühlung haucht,
Dehnt flammengelb, in Sommersluft getaucht,
Das Kornfeld sich, glutzitternd, weltverschollen.

Das Leben lacht, auf fremden Feldern schimmert
Halmschwer das Korn; Gott geb' ihm gut Gedeihen!
Bald bringen sie den Erntesegen ein,
Durch goldnen Staub schon fern die Sichel flimmert.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Bei Laasan und Saarau liegt am Striegauer Wasser die Südspitze einer dreiseitigen Landfläche, die gegen Südosten durch diesen nördlichen Quellarm der Weistritz, im Südwesten bis Muhrau aufwärts durch diesen selben Fluß, dann von Streit bis Profen durch das Tal der Weidelache, weiterhin durch die Wütende Neiße von Jauer bis zur Mündung, im Norden aber durch die Talgründe der Oder und der unteren Katzbach begrenzt wird. Es ist ein 1100 qkm messender Raum von einheitlichem Charakter ohne große Berge, große Flüsse, große Wälder, auch beinahe ohne Städte. Während um den Außenrand die Städte Striegau, Jauer, Liegnitz, Parchwitz, Dyhernfurth, Breslau, Kanth verteilt liegen, birgt das Innere nur eine Stadt, Neumarkt; wiewohl sie nahe der nördlichen Basis des Dreiecks liegt, dessen Südspitze unweit von Striegau fällt, dürfen wir diesen Raum vielleicht einfach die Neumarkter Platte nennen. Sie hat nur längs der Südwestseite Hügel, die das Niveau von 200 m übersteigen, außer dem hart am Rande stehenden Streitberg (349 m), am weitesten die Damsdorfer Berge (285 m), der Scheitelpunkt einer vom Granit des Streitberges durchbrochenen sanften Aufwölbung alter Schiefer, die dem Diluvium entsteigt. Die von dieser Gegend nach Nordwesten und Norden auseinandergehenden Bäche (Weidelache und Leisebach) zeigen für die Westhälfte der Platte die Richtung der Abdachung an, minder deutlich für die Osthälfte der unstetere Zug des Neumarkter Wassers. Lehmiger Diluvialboden deckt mit sanftwelliger Oberfläche die Platte ziemlich vollständig, wenn auch die speziellere geologische Aufnahme künftig wohl an etwas zahlreicheren Punkten das Hervortreten der tertiären Unterlage verzeichnen wird. Südlich von Liegnitz liefern ein paar Basaltkuppen Gestein zum Wegebau, und eine kleine Insel alten Grundgebirges bei Wandris gab mit dem geringen Goldgehalt in Quarzgängen ihrer alten kristallinischen Schiefer und Gneise und in den aus ihrer Zerstörung hervorgegangenen Sanden im Mittelalter

Anlaß zu bergmännischen Versuchen. Deren einzige Hinterlassenschaft ist der Name einer 1345 voreilig gegründeten Bergstadt: Nikolstadt.

Bemerkenswerte Zierden der Diluviallandschaft sind die östlich von Liegnitz in Hohlformen der Oberfläche der nordischen Grundmoräne erhaltenen Seen bei Koischwitz (43 ha), Kunitz (97 ha), Jeschkendorf (27,5 ha) und Heinersdorf. Der Kunitzer See bietet mit seiner berühmten Möwenkolonie das vereinzelte Beispiel einer Bereicherung des Naturbildes Schlesiens im 19. Jahrhundert. Erst seit dessen zwanziger Jahren ist die nur 120 a große Insel des Sees die Brutstätte eines alljährlich im März einfallenden, Mitte August wieder südwärts ziehendes Heeres von Lachmöwen, das kundige Beobachter auf 60000 Köpfe schätzen. Ihr munteres Treiben, das vier Wochen lang betriebene Einsammeln ihrer Eier (manchen Tag bis 5000) hat Langenhan[1]) lebendig geschildert, desgleichen den winterlichen Fischfang mit Schleppnetzen unter der Eisdecke.

Die ganze Platte ist einladend zum Feldbau, wenn auch die Fruchtbarkeit von Südwest gegen Nordost entschieden abnimmt. Demgemäß ist sie früh entwaldet worden. Holzwuchs nimmt auf ihr im Durchschnitt nicht volle 6 % der Fläche (im Jauerschen Anteil nur 3, im Striegauer 8 %) ein, das Ackerland 83 % (im Jauerschen Anteil 88). Das ganze Land ist eine Grundlage erfolgreichen Ackerbaues, den ein kräftiger Bauernstand im Wetteifer mit blühenden Rittergütern betreibt. Unter den hier ansässigen Adelsfamilien stehen die Freiherren von Richthofen obenan, die auf der Platte selbst, zumeist nahe dem Westrande, über 7200 ha, im ganzen Bereiche der vier an der Platte beteiligten Kreise mit 13 getrennten Besitzen 8500 ha ihr eigen nennen, darunter den wertvollsten Großbesitz dieser ganzen Landschaft, die Gruppe von Rittergütern des Freih. Karl von Richthofen-Damsdorf auf Kohlhöhe (2542 ha), die Gutsgruppe des Schloßherrn von Brechelshof und seiner Gemahlin (500 und 558 ha) und die Gäbersdorf-Diesdorfer Rittergutsgruppe des Freiherrn Siegfried von Richthofen (772 ha). Den zweiten Platz unter den Herren dieser Landschaft nehmen die von Kramsta ein mit etwa 5500 ha in vier großen Besitzeinheiten: der Herrschaft Muhrau (1761 ha), deren Besitzerin (Marie von K.) unmittelbar jenseits des Striegauer Wassers noch die Güter Tschechen und Puschkau (799 ha) gehören, dem Majorat Frankenthal (Hans Georg von K.) von 1326 ha, der Gutsgruppe der von Kramstaschen Erben auf Frankenthal (1595 ha) und dem Besitz

1) Das Tier- und Pflanzenleben der Moränenhöhenzüge Schlesiens. Schweidnitz 1896, 21—34.

Egmonts von Kramsta auf Klein-Bresa (1437 ha). Über den Nordrand der Platte reicht zur Hälfte schon ins Odertal hinab die Herrschaft Ober-Stephansdorf (Dr. H. von Lösch, 2237 ha). Die größten anderen Besitzer sind Fürst Putbus mit dem freien Burglehn Deutsch-Lissa (1647 ha), Carl Graf Carmer auf Zieserwitz mit dem Majorat Borne (1574 ha), Fabrikbesitzer Scheibler (Lodz) mit den Rittergütern Blumerode und Dambritsch (1323 ha), die Reichsgräfin Wolkenstein-Trostburg mit den schönen Gütern in Jauers Nachbarschaft Lobris, Profen, Kalthaus (1032 ha), Walter von Wietersheim, Herr des Majorats Neuhof am Striegauer Wasser (948 ha), Graf Limburg-Stirum auf Groß-Peterwitz bei Kanth (875 ha) und Majoratsherr H. W. von Sprenger, von dessen großen Besitzungen der Hauptsitz des Majorats Malitsch mit 847 ha südöstlich von Liegnitz auf dieser Platte liegt.

Unter den Landgemeinden der Platte haben nur sechs[1]) Feldmarken von mehr als 1000 ha, aber von ihnen gehören nur zwei, der alte Markt Kostenblut (1000 Einw.) und das kräftige Dorf Järischau (1300 Einw.) bei Striegau zu den volkreicheren Orten. Deren Entstehung scheint in höherem Grade durch die Nähe von Städten[2]), bisweilen auch durch große Rittergüter[3]) begünstigt zu sein.

Recht merkwürdig ist die augenscheinlich auf eine Entwertung alter und Belebung neuer Verkehrsmittelpunkte hinarbeitende Veränderung des Wegenetzes der Landschaft im Laufe der Jahrhunderte. Vor Beginn der deutschen Kolonisation bestand im 12. Jahrhundert augenscheinlich als Schöpfung der Zeit, die aus Scheu vor den Schwierigkeiten verwilderter Flußtäler den Wasserscheiden für die Wegführung den Vorzug gab, mitten auf der Platte der Markt Kostenblut. Wie ein Relikt einer fernen Vergangenheit hat sich der Grundriß des Fleckens erhalten, der unregelmäßig begrenzte Hauptplatz, von dem die Wege nach Striegau, Zobten, Domslau und Breslau, Neumarkt, Liegnitz ausstrahlten. Heute liegt der Ort (Urkunden: Costomlot, Costmlot, Costomlat), dessen Namensvettern über das ganze slavische Sprachgebiet zerstreut sind, abseits der Verkehrslinien. Und eines gleichen Schicksals vermag auch der andere alte Hauptort der Landschaft sich kaum zu erwehren. Neumarkt ist keine Schöpfung der deutschen Kolonisation aus wilder Wurzel, sondern die Nachfolgerin eines slavi-

1) Im Kreise Striegau Järischau (1247), im Kreise Liegnitz Gr. Läswitz (1166), Nikolstadt (996), Wangten (1064), im Kreise Neumarkt Kostenblut (1080), Krintsch (1373), Peicherwitz (1057).

2) Gr. Beckern bei Liegnitz 1265.

3) Laasan 1980, Gr. Peterwitz (Zuckerfabrik) 1140, Gutschdorf (Zuckerfabrik) 1500, Kuhnern 1300 Einw.

schen Ortes Schroda (Mittwoch), dessen Name — das Gegenstück zum Sonnabendmarkte Zobten — unmittelbar an das Leben eines alten slavischen Wochenmarktes erinnert. Auch der Plan des Ortes fügt sich nicht dem Schema der Kolonistenstädte Ostdeutschlands; er liegt langgestreckt an dem verbreiterten Hauptweg zwischen Liegnitz und Breslau als Halbwegsstation[1]) zwischen beiden. Aber sehr früh empfing Neumarkt unter diesem Namen deutsches Recht und wird seit 1214 oft als vorbildlich für andere deutsche Gründungen genannt, seit 1223 ganz ausdrücklich als rechtliches Muster für Begründung oder Rechtsausstattung deutscher Städte (Ujest, Neiße, Brieg, Öls, Konstadt, Zduny, Grottkau, Mstow an der Warthe, Festenberg, Oppeln). Auch als Sitz eines Kastellans und Ort einer herzoglichen Burg wird Neumarkt seit der Mitte des 13. Jahrhunderts erwähnt. Seine Geschichte ist im Grunde die seiner Straße. Um so empfindlicher traf den Ort die Beschränkung ihres Wertes durch die 3 km nördlich von der Stadt vorüberführende, der Anziehungskraft des Oderhafens Maltsch gehorchende Hauptlinie der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn. Da auch die weitere Entwicklung des Bahnnetzes zur Aufschließung des fruchtbaren Westens der Platte von Striegau und Jauer aus wieder Maltsch zum Ziel neuer Linien nahm, ist Neumarkt derartig in Nachteil gebracht, daß der Rückgang seiner Volkszahl (1885: 5928, 1900: 5467, 1905: 5118) nicht überraschen kann. Unter den Industriezweigen ist die Tabakfabrikation hervorzuheben.

Im Gegensatz zu diesem Niedergang der alten Brennpunkte des Lebens inmitten dieses Ländchens sahen wir am Rande der Platte neuerdings Deutsch-Lissa, den Übergangspunkt der Hauptbahnlinie über die Weistritz, rasch emporkommen.

So liefert auch die Gegenwart hier und in manchem freundlichen Herrensitz, z. B. in dem neuen Schloßbau zu Klein-Bresa, ihren Beitrag zu der baulichen Ausstattung dieser Landschaft. Von den älteren Perioden ist in manch alten Kirchenbauten das Mittelalter, die behagliche Renaissance des 16. Jahrhunderts in einzelnen Schloßbauten (Wohnwitz, Gr. Pohlwitz) vertreten. Die Gegenreformation aber hat in dem fruchtbarsten Teile der Landschaft ein anspruchsvolles Klostergebäude geschaffen, Kloster Wahlstatt, seit 1838 Kadettenanstalt. Wenn auch der Name des Ortes an den Heldentod des schlesischen Herzogs erinnert, den sein Verhängnis

1) Verabredung einer Zusammenkunft der Bürgermeister von Breslau und Liegnitz in Neumarkt. Liegnitzer Urkundenbuch, herausg. von Schirrmacher S. 435.

zum Vorkämpfer Europas wider die Mongolenhorden berief, ist doch dies Kloster keineswegs eine der für Schlesiens Kultur bahnbrechenden Ordensschöpfungen des Mittelalters gewesen; vielmehr erwarben die Benediktiner von Braunau erst nach dem Aussterben der Piasten 1703 dies Gut und errichteten hier auf einer die Umgebung beherrschenden Bodenanschwellung eine weit in der Runde sichtbare Klosterkirche, die für ihren bildlichen Schmuck sich wohl der Erinnerungen der Örtlichkeit bemächtigte, aber sie fremdartig einwebte in den kalten Prunk und die gewundenen Schnörkel zügellosen Barockstils. Und heute schaut in dem Refektorium der Benediktiner das Bild des Fürsten Blücher von Wahlstatt nieder auf die militärische Jugend, die von künftigen Taten träumt. Fürwahr ein historisches Potpourri von verwirrender Mannigfaltigkeit. Und doch klingt aus jeder seiner Noten eine Erinnerung an eine große geographische Tatsache, an die Bedeutung der Lage von Liegnitz, zu der ein weiterer Schritt auf dem Boden der Heimat uns überführt.

5. Das Tal der Wütenden Neiße und der Unteren Katzbach.

Lignicia alter oculus Silesiae.
Schlesiens zweites Auge ist Liegnitz.

Von den drei Gebirgsbächen, welche, kraft der starken Niederschläge ihres Ursprungsreviers, als die für den raschen Wechsel der Wasserstände entscheidenden Wurzeln des Katzbachgebietes gelten müssen, ist die Wütende Neiße nach der Ausdehnung der Einzugsfläche (435 qkm) der bedeutendste, selbst der oberen Katzbach (324 qkm) und mehr noch der Schnellen Deichsa (277 qkm) überlegen. Nach der Neiße benannten auch die tapferen Landwehrmänner, unter deren Kolben die französischen Karrees zusammensanken, in einem derben Merkvers die Regenschlacht des Freiheitskrieges mit größerem Recht, als das in einer Mischung von Diplomatie und Bescheidenheit die Katzbach in den Vordergrund rückende Blüchersche Hauptquartier. Und wie bei solchen Wetterkatastrophen an Schnelligkeit und Fülle des Anschwellens die Wütende Neiße die Katzbach leicht überbietet, so kommt auch an Ergiebigkeit des Bodens, an Volkszahl der Dorfschaften und der führenden Städte des Hochtals wie des Vorlandes der Wütenden Neiße der Vortritt vor der Katzbach zu. Wie Schönau hinter Bolkenhain, bleibt Goldberg hinter Jauer zurück. Das erleichtert die durch die Verkehrsstellung der Bolkenhainer Pforte, wie durch die einheitliche Ausdehnung der fruchtbarsten Ackerflächen Mittelschlesiens gebotene Entscheidung, kulturgeographisch die Wütende

Neiße und die untere Katzbach im Zusammenhang mit Mittelschlesien zu behandeln.

Beim Austritt aus den Bergen durchzieht die Wütende Neiße, von langen Dörfern begleitet, zwei vor dem Bergrand sich entfaltende, aber mit einem kleineren Teile ihrer Liegenschaften ins Gebirge selbst eingreifende Großbesitze, erst die Majoratsherrschaft Hausdorf des Grafen von Schweinitz und Krain, Frh. von Kauder (1783 ha), dann die Graf Hochbergsche Majoratsherrschaft Rohnstock (2163 ha), von der allerdings ein erheblicher Anteil (Merzdorf, Wernersdorf, 738 ha) im Innern des Berglandes am oberen Bober liegt. Das große Dorf Rohnstock (1500 Einw.) umschließt, innerhalb eines Parkes, ein altes, in seinem heutigen Bau aber erst dem 18. Jahrhundert entstammendes Schloß; die ältesten Generationen des hier herrschenden Geschlechts vertreten nur noch die Grabsteine der Kirche.

Die von der Neiße nordwärts durchzogene breite Pforte zwischen dem Gebirgsrand und den Striegauer Bergen trifft bei Jauer, wo der Fluß nach Nordwesten sich wendet, mit den dies Granithügelland durchziehenden Striegauer Straßen zusammen. Zwei Bahnlinien von Rohnstock und Striegau, die gegen Maltsch und Liegnitz ihre Fortsetzung finden, kennzeichnen im heutigen Kartenbilde den Verkehrsknoten der Stadt Jauer (1905 13300 Einw.), die wenig oberhalb eines älteren, schon der Slavenzeit entstammenden Dorfes (Alt-Jauer, 1240 Einw.) am rechten Uferrand des Flusses sich erhoben hat. Die älteste Erwähnung fällt ins Jahr 1242. Vor dem 30jährigen Kriege war Jauer der Hauptsitz des schlesischen Leinenhandels. Von seinen Verheerungen schwer getroffen, blieb die Stadt dann ein halbes Jahrhundert der Vorort der Protestanten Niederschlesiens. Ehe Karl XII. die Errichtung der Gnadenkirchen zu Hirschberg und Landeshut erwirkte, war das ganze Bergland auf die Friedenskirche (1654) zu Jauer angewiesen, deren geräumiger Fachwerkbau 6000 Gläubige zu fassen vermochte. Wiewohl zu den vier Straßen, die aus den vier Toren der Stadt nach Bolkenhain, Striegau, Liegnitz, Goldberg auseinandergingen, noch eine den Breslauer Verkehrszug durch das Bergland nach Schönau und Löwenberg fortführende Straße hinzutrat — dieselbe, auf welcher 1813 die Division Puthod während der Entscheidungsschlacht die Umgehung der Verbündeten anstrebte —, ist Jauer immer nur ein untergeordneter Verkehrsknotenpunkt vor dem Bergrande gewesen. Seine bescheidene Blüte hat auch heute ihre feste Grundlage mehr in der Fruchtbarkeit der Umgebung, die der großen Zuckerfabrik Alt-Jauer einen Teil ihrer Rübenernte sendet, als in besonders regen Beziehungen mit der Ferne. Das auffallende Zurücktreten des

jüdischen Bevölkerungszuschlages ist für die geringe Entwicklung des Handels bezeichnend. Von den gewerblichen Betrieben haben Wagenbau (24 Betriebe) und Fabrikation von Patentwagenachsen und -federn besonderen Ruf; auch Spinnerei, Maschinen-, Tuch-, Leder-, Holzwaren- und Zigarrenfabrikation verdient Erwähnung. Der Jauerschen Würste würde sich auch ohne sie mancher erinnern.

Von den waldigen Höhen, die am westlichen Horizont zu erfrischenden Wanderungen einladen, ziehen gegen die Stadt stattliche langgestreckte Dörfer herab, so Poischwitz (1900 Einw.), das bis vor kurzem irrig als Verhandlungsort des Waffenstillstandes von 1813 galt, der tatsächlich viel östlicher in Pläswitz, Kr. Striegau, geschlossen worden ist, und nördlicher Peterwitz (1350 Einw.). Wenig nordwestlich von diesem Orte treten als Vorposten der Basaltdurchbrüche, die das Katzbachgebirge durchsetzen und seinen Formenreichtum erhöhen, der Weinberg (273 m) und der Breite Berg (264 m) derartig aus dem Vorland hervor, daß die Neiße den letzteren in östlich ausgreifendem Bogen umziehen muß, ehe sie den steilen rechten Talrand berührt, über dem auf welliger Platte das Siegesfeld der Schlesischen Armee sich ausbreitet. Während westlich vom Breiten Berge die langen Dörfer Seichau und Prausnitz den Zug der Straße Jauer—Goldberg bezeichnen, vollziehen in dorfleerer Aue, zuletzt parallel nördlich gerichtet, zwischen kleinen Basaltkuppen die Wütende Neiße und die Katzbach ihre Vereinigung, um 10 km weiter nordöstlich bei Liegnitz zwischen lebhaft besiedelten Ufern auch den Wasserzuschuß des Westflügels des ganzen Flußgebietes, den Flachlandfluß des Schwarzwassers samt der ihm zugeströmten Schnellen Deichsa, zu empfangen.

Die Ortslage von Liegnitz, auf einer Zunge des Diluviums zwischen den beiden zusammenstrebenden Flüssen, der Katzbach mit rasch wechselndem Spiegelstand und wilden Hochfluten und dem Schwarzwasser, das namentlich im Frühjahr seine Bruchniederung sehr anhaltend überschwemmte und dann den Grundwasserstand des Uferlandes empfindlich hob, war nicht durchaus vorteilhaft; sie gefährdete den Gesundheitszustand der Bewohner; aber sie bot im Mittelalter, der Zeit unvollkommener Fernwaffen, eine natürliche Deckung nach zwei Seiten, eine Erleichterung der Aufgaben der Verteidigung. Für sie fiel auch die Gliederung des umliegenden Geländes durch die Wasserläufe und den Kranz der Seen des Weichbildes ins Gewicht. Die meisten auf Liegnitz zielenden Wege hatten in geringer Entfernung Flüsse oder Landengen zu durchschreiten, Örtlichkeiten, die eine feindliche Annäherung erschwerten oder beschränkten.

Ähnlich wirkte im Norden und Nordwesten auch der breite Gürtel der niederschlesischen Heide. Sie erscheint dem in die Anfänge schlesischer Geschichte empordringenden Blick nur wie ein Rest des Waldrahmens, der den altbesiedelten Kern des Landes, den fruchtbaren »Schlesiergau« (Slenzane, Pagus Silensis) allseitig, auch gegen Westen und Norden abschloß[1]). Wenn auch für den alten Grenzhag, die Preseka (I 34), nur im Süden und Osten vom Eulengebirge und den Ostsudeten längs Neiße und Stober bis an die polnische Grenze klare, ausführliche Zeugnisse vorliegen, hat W. Schulte doch sicher den rechten Weg eingeschlagen, wenn er auch die Gebirgswaldungen des Waldenburger und des Katzbachberglandes, den »Hag« (indago) Reichenau, den »Hayn«, der Bolkos Namen verewigt, und das vormalige Waldland unseres schlesischen Haynau (d. i. Hagenau) an der Schnellen Deichsa als einst fest geschlossene Glieder des alten Grenzhags anspricht[2]). Wie unmittelbar dieser Wald der Berge längs des Schwarzwassers und der unteren Katzbach mit dem Oderwald zusammenhing, das erkennen wir an der späten Entwicklung der Walddörfer an jenen beiden Wasserläufen[3]). Liegnitz war also in slavischer Zeit der äußerste nordwestliche Posten des schon zusammenhängend besiedelten Schlesiergaues. Hier begannen die weiten Waldungen, die man zu durchschreiten hatte, um über die Siedelungsinsel des Gröditzberges die Lichtungen der Lausitz oder nordwestwärts den Gau der niederen Oder (Diadesisi) um Glogau zu erreichen.

Liegnitz erscheint schon bei seiner ersten Erwähnung (1149) als Vorort seiner Umgebung, allerdings erst im 13. Jahrhundert unter Heinrich I. als Kastellanei, Münzort und Marktplatz. Sicher war es schon vor dem Mongoleneinfall einer der bedeutendsten Plätze des Landes. Hier sammelte Heinrich II., als die wilde Reiterflut sich über sein Herzogtum ergoß, seine Streitkräfte. Hier harrte er, von den Feinden belagert, der erwarteten Hilfe, ehe er — unter Umständen, die sich unserer Kenntnis entziehen — sich zum Kampfe auf offener Wahlstatt entschloß. Jedenfalls ist auch nach dem Fall des Herzogs Liegnitz nicht von den Mongolen überwältigt worden; es muß eine verteidigungsfähige Feste gewesen sein. Die Zersplitterung Schlesiens seit der Mitte des 13. Jahrhunderts machte Liegnitz zum Sitze eines selbständigen Fürsten. Die Geschichte der Stadt, die um

1) Stenzel, Heinrichauer Gründungsbuch 57. Ista prescripta preseca in diebus antiquis et etiam tunc temporis, cum hec agerentur (unter Heinrich I.), circuibat totam terram Zlesie.

2) Oberschlesien IV 1905, 255.

3) Bienowitz (1279), Heinzendorf (1287).

diese Zeit (1255) im Besitze deutschen Rechtes erscheint und 1293 mit Breslaus vollen Rechten ausgestattet wurde, bewegt sich nun zwei Jahrhunderte in der Richtung beständiger Mehrung des Besitzes und steigender Festigung der Selbständigkeit gegenüber den allzeit geldbedürftigen Fürsten. Liegnitz schien 1450 dem letzten Ziele dieses Strebens, der Stellung einer nur der böhmischen Krone untergebenen selbständigen Stadt, ganz nahe, aber die Erbitterung gegen die nun als Herren einziehenden Tschechen verhalf durch eine Gegenrevolution der Bürgerschaft wider die Geschlechter den Piasten wieder auf den Liegnitzer Fürstenstuhl, und der Bürgermeister Ambrosius Bitschen büßte unter dem Richtschwert 1454 seine hochfliegenden Pläne. Als über dem letzten Piasten, dem 1675 in der Blüte hoffnungsvoller Jugend hingerafften Georg Wilhelm, die Kuppel der Liegnitzer Fürstengruft sich wölbte, ward Liegnitz eine Provinzialstadt, der freilich manches Werk seiner früheren Herrscher, so die starke Befestigung aus der Zeit des Türkenschreckens, der erst 1835 in Asche sinkende Renaissancebau des Schlosses, die Ritterakademie, eine nachträglich (1708) aus den Mitteln einer piastischen Stiftung begründete Schöpfung, einigen Glanz verliehen. Ein Glück war es für die Stadt, daß sie nach dem Übergang in preußische Hand nicht in die Reihe der festen Plätze aufgenommen, also trotz wichtiger kriegerischer Vorgänge in nächster Nachbarschaft nicht selbst Ziel der Operationen wurde. Immerhin hatte Liegnitz im 18. Jahrhundert nur eine bescheidene Bedeutung; es war mit 5100 Zivileinwohnern 1787, mit 6800 Einwohnern an der Schwelle des 19. Jahrhunderts die siebente Stadt Schlesiens, stand hinter Glogau, Brieg, Schweidnitz, Neiße, selbst etwas hinter Grünberg zurück. Die Wendung in dem Schicksal der Stadt zu höherem, alle diese Orte weit überflügelndem Aufblühen brachte die Napoleonische Zeit. In Glogau, der bisherigen Hauptstadt Niederschlesiens, saßen die Franzosen. So erschien es zweckmäßig, die Regierungsbehörden nach Liegnitz zu verlegen (1808). Und nun entfalteten die von hier ausstrahlenden Wege, die früher so manche kriegerische Entscheidung in diese Gegend verlegt hatten (I 414 m. Karte), ihre Wirksamkeit zu friedlicher Verwertung der von Natur vorteilhaften Lage der Stadt.

Der untere Katzbachlauf bezeichnet die Linie engster Annäherung zwischen Oder und Gebirgsrand. Auf diesen nordwestlichen Winkel der mittelschlesischen Ackerebene schießen von der Mitte des Landes, wie aus seiner westlichen Nachbarschaft, die Straßen, nunmehr die Schienenwege zusammen. Die Hauptverkehrsader, die »Hohe Landstraße« zwischen Breslau und Leipzig, ist von der Südseite

her durch den Gebirgsrand zwischen Bunzlau und Haynau, auf der Nordseite durch den Oderlauf Breslau—Maltsch und westlicher durch das sumpfige Schwarzwassertal derartig festgelegt, daß ihr Katzbachübergang auf Liegnitz fällt; hierher zielt auch die Gebirgstangente Neiße—Schweidnitz—Jauer, die jenseits Liegnitz in der Straße nach Glogau ähnlich ihre Fortsetzung findet, wie die Katzbachtalbahn in der Linie Steinau—Rawitsch; dieses ganze Netz von Verkehrslinien, das Gebirge und Tiefland, Fruchtgefilde und Föhrenheiden, Kohlenfelder und Fabrikorte, Gegenden überschüssiger Arbeitskraft und Gebiete lebhaften Bedarfes in Wechselbeziehung setzt, bringt Leben und Bewegung in der Kreuzung der Wege hervor und begünstigt hier jede Seite der wirtschaftlichen Tätigkeit. Liegnitz erfreut sich einer fruchtbaren Umgebung, eines besonders erfolgreich gepflegten ergiebigen Gartenlandes; seine »Kräutereien« versorgen mit ihren Gemüsebeeten, ihren Gurkenfeldern die Märkte mehr als einer Großstadt, und zu der bedeutenden Feldmark der Stadt (1684 ha, davon 818 bebaut, 371 Wiese) treten als hilfreiche Grundlage für die Erfüllung der kommunalen Bedürfnisse die schon im Mittelalter erworbenen großen Forsten jenseits des Schwarzwassers bis hinüber in den Nachbarkreis Lüben (Vorderheide 725, Hinterheide 1256 ha) hinzu. Der Bürgerschaft aber ist die alte gewerbliche Rührigkeit mit der Vervollkommnung der Verkehrsmittel weiter gewachsen. Seit dem Mittelalter ist hier Tuchmacherei heimisch; sie hat Formen und Ziele ihres Betriebes, aber nicht ihren Ruf verändert. Unter der Mannigfaltigkeit anderer Arbeitszweige stehen Möbelfabrikation, Pianofortebau, Maschinenfabrikation, Handschuhnäherei im Vordergrunde. Dies Aufblühen der Industrie und die Vereinigung von Schulanstalten und Behörden des Regierungsbezirks hat die Volkszahl von Liegnitz rasch gemehrt, und mit dem Wachstum der Stadt hat sich auch der früher ungünstige Ruf der Gesundheitsverhältnisse gebessert. Die jüngste Zählung fand hier nahezu 60000 Einwohner, und unter den wohlhabenden Dörfern des Weichbildes übersteigen mehrere die Kopfzahl von 1000 (Gr. Beckern, Liegnitzer Vorwerke). Das Stadtbild hat, da der alte Mauerkranz längst fiel und Brände die Pracht des Piastenschlosses bis auf einen schönen Torbogen verzehrten, auch die alte Frauenkirche aus einer Feuersbrunst nur die nackten Mauern rettete, nicht viel auffallende Züge aus älterer Zeit bewahrt, sich aber so mit Gärten und Baumgängen umschlungen, daß es freundlich den Fremdling anmutet.

Recht auffallend ändert sich die Ertragsfähigkeit des Katzbachtales, wenn wir nach dem gesegneten Gartenland von Liegnitz die

unterste Talstrecke bis zur Mündung durchwandern. Während der Grundsteuerreinertrag des Kulturlandes ober und bei Liegnitz selten unter 40 M. für den Hektar zurückgeht, bisweilen auf 50 M. steigt, schwanken die gleichen Werte der Feldmarken des unteren Tales um 20 und sinken gelegentlich unter 15. Die Straßen wie die Siedelungen meiden im allgemeinen die Talaue der unteren Katzbach. Die einzige Ausnahme macht der Übergang der südlichen, ganz auf dem linken Oderufer bleibenden Straße Breslau—Glogau bei Parchwitz, einem Ackerstädtchen (mit Schloßgemeinde 2150 Einw.), das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Anschluß an ein älteres Schloß erwuchs und heute mit langsam sinkender Volkszahl ein weltverlorenes, stilles Dasein führt. Das dreiflügelige Schloß, außerhalb der Stadtmauer gelegen, ist ein Renaissancebau des 16. Jahrhunderts, dem in der Größe der Anlage wenige schlesische Werke dieses baufreudigen Zeitalters vergleichbar sind.

Ehe der nächste Schritt hinab in Mittelschlesiens Odertal führt, ladet die Diluvialebene seines linken Ufers noch zu einem allgemeinen Blick ein auf den in ihrer Landwirtschaft zu eingreifender Bedeutung entwickelten Anbau der Zuckerrübe und die unter den landwirtschaftlichen Gewerben besonders hervortretende Zuckergewinnung. Der durch die Einführung der tropischen Genußmittel, Kaffee und Tee, hoch gesteigerte Zuckerbedarf Europas ward im 18. Jahrhundert von westindischem Rohrzucker bestritten, an dessen Verarbeitung die europäischen Länder sich mit eigenen Raffinerien beteiligten. Auch Schlesien hatte solche Zuckersiedereien in Hirschberg und in Breslau. Aus den Erfahrungen dieses Industriebetriebes erwuchs der Gedanke, Ersatz für den Süßstoff der Ferne in Verwertung heimischer Gewächse zu suchen. Im Jahre 1747 überreichte der Professor der Chemie Andreas Siegesmund Marggraf der Berliner Akademie seine bahnbrechende Arbeit »Chemische Versuche zur Gewinnung wirklichen Zuckers aus verschiedenen in unserer Gegend wachsenden Pflanzen«. Sie lieferte den Nachweis, daß aus dem Safte des Rübenmangold (Beta cicla) ein mit dem indischen Rohrzucker genau übereinstimmender Stoff sich ausscheiden lasse. Den bereits diese Versuche begleitenden Hinweis auf die praktische Verwendbarkeit der wissenschaftlichen Entdeckung verwirklichte erst sein Schüler und Amtsnachfolger Franz Karl Achard (1753—1821), der Begründer der

europäischen Rübenzuckerindustrie[1]). Er begann seit 1786 durch scharfsinnige Beobachtungen und unermüdliche Versuche bei Berlin die Bedingungen für den Anbau einer zuckerreichen Rübe zu ergründen und planvoll Rüben zu züchten. Das Ergebnis seiner Bemühungen war die Auswahl der Mutterpflanze aller guten, später natürlich noch weiter veredelten Rübensorten Europas. Wenn diese Spielart den Namen der »weißen schlesischen Rübe« empfing, war dafür die Wahl Schlesiens als Sitz des ersten Anbaues im großen und der ersten Fabriken von Rübenzucker entscheidend. Denn als 1799 Achard seine Versuche für Entwicklung eines praktischen Verfahrens der Ausscheidung des Zuckers aus den Rüben so weit geführt hatte, daß er als erste Probe dem König zehn Pfund Rohzucker überreichen konnte, und die Hirschberger Raffinerie mit einem schönen Zuckerhut den Beweis erbracht hatte, daß solcher Rübenrohzucker sich auch vollkommen wie Kolonialzucker raffinieren lasse, ward Achard durch die Unterstützung des Königs instand gesetzt, ein Gut zu Rübenbau und Zuckerfabrikation zu erwerben. Er wählte — nicht sonderlich glücklich — Kunern, Kr. Wohlau, und errichtete hier 1802 die erste Zuckerfabrik. In begeistertem Eifer rang er mit immer neuen Versuchen der Vervollkommnung des Verfahrens sich durch die schweren ersten Jahre hindurch und, wiewohl er tief verschuldet sein Unternehmen begonnen hatte und ihm bei allen glänzenden Gaben des Beobachters und Experimentators »der wahre esprit de fabrique«, der Sinn für geschicktes Haushalten bis ins Kleine hinab versagt war, hätte er doch schließlich sich behauptet und von der für sein Streben ganz neue, ungewöhnlich günstige Bedingungen schaffenden Weltlage der napoleonischen Kontinentalsperre Nutzen zu ziehen vermocht, wenn nicht gerade im entscheidenden Zeitpunkt, im Frühjahr 1807, eine Feuersbrunst seine Fabrik mit allen durch kostspielige Erfahrungen entwickelten Einrichtungen vernichtet hätte. Selbst völlig mittellos auf einem durch die Anforderungen des unglücklichen Krieges ganz erschöpften Gute, ohne Aussicht auf neue Hilfe des in ärgste Not versunkenen Staates, stand er am Grabe seiner Hoffnungen. Er war 1809 auf dem Punkte, nach Rußland auszuwandern. Vielleicht hätte nach Säkularisation der Kirchengüter der Staat ihm eine neue Grundlage des Daseins schaffen können. Was endlich 1811 geschah, die matte Unterstützung einer von Achard zu errichtenden Lehrfabrik in Kunern,

1) A. Rümpler, Die Rübenzuckerindustrie in Schlesien vor 100 Jahren. Eine Jubiläumsgabe. Berlin 1901. — Archivalische Studien über die Anfänge der Rübenzuckerindustrie in Schlesien. S.-A. aus der Zeitschr. »Die deutsche Zuckerindustrie«. Berlin 1903.

einer für In- und Ausländer offenstehenden Bildungsstätte für Rübenzuckergewinnung, kam zu spät, um ihm zu helfen. Diese Lehrfabrik hat auch nach dem Zusammenbruch der Kontinentalsperre noch bis 1819 in schwachem Betriebe sich erhalten. Bald nach ihr erlosch in stiller Vergessenheit das Leben Achards, das in idealer, selbstloser Hingabe dem patriotischen Kampfe für die Begründung eines neuen mächtigen Zweiges heimischer Industrie gegolten hatte. Nicht einmal ein Hoffnungsstrahl des nahen Sieges seines Gedankens verklärte versöhnend seine letzten Tage. Man war gerade am Werke, die letzten Nachwirkungen seiner Arbeit in Schlesien einzusargen.

Im Feuereifer für die große Sache, in deren Dienst er sein Leben gestellt, hatte Achard in Wort und Schrift, zuletzt 1810 mit einem größeren, seine Erfahrungen zusammenfassenden Werke, für allgemeinere Einführung der Rübenzuckerfabrikation gewirkt. Er hatte dafür 1805 den Major Frhr. v. Koppy begeistert und selbst als kundiger Berater eifrig mit Hand angelegt bei der Begründung einer Zuckerfabrik auf dessen Gute Krayn bei Strehlen. Diese Fabrik gelangte während der Kontinentalsperre, die den Zuckerpreis ins Fabelhafte emportrieb, zu wirklicher Blüte. Im Sommer 1811 brannte auch sie ab; 1814 starb ihr Begründer. Vergebens bat sein Sohn, der im Feldzuge bei Paris die von Napoleon emporgebrachten und über seinen Sturz hinaus sich behauptenden Zuckerfabriken kennen gelernt hatte, um staatliche Unterstützung für die Wiederbelebung der Krayner Fabrik. Sie bestand, hauptsächlich auf Gewinnung von Rum gestützt, noch bis 1822; da machte ihr das Unterbinden ihrer Lebensadern durch das Maischraumsteuergesetz den Garaus, und der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes bekundete in diesem Jahre sein Verständnis für die Bestrebungen der Rübenzuckerfabrik v. Koppys durch Verleihung einer ehernen Denkmünze, »obwohl man diese Fabrikation nicht mehr für zeitgemäß halte«.

Nur in einem Geschlechte lebten Achards Anregungen fort, bei den Grafen v. Magnis, von denen einer 1811 Schüler Achards gewesen war. Wohl waren die ersten Fabrikationsversuche in Eckersdorf schnell wieder erloschen; 1829 kam man von neuem auf sie zurück, zunächst ohne Erfolg. Auf der Naturforscherversammlung zu Breslau wurden 1833 heimische Zuckerproben als Neuheit herumgereicht. Erst im Herbst 1835 begann Graf Magnis auf seiner Fabrik in Eckersdorf, der ersten, die sich dauernd behauptete, die erste Kampagne. Sogleich folgte 1836 Friedrich Kopisch mit der größeren Fabrik in Weizenrodau bei Schweidnitz. Damit hatte die in Schlesien zuerst begründete, dann auf französischem Boden zu vollerer Kraft gereifte



ZUCKERRÜBENBAU UND ZUCKERFABRIKATION IN SCHLESIEN

Maßstab 1:1.500.000 0 10 20 30 40 Km.

Von 1000 ha Fläche entfallen auf Zuckerrübenbau:

100 und mehr ha		25-49 ha	5 - 9 ha
50 - 99 "		10 - 24 "	unter 5 "

Die Zuckerfabriken nach ihrer Leistungsfähigkeit unterschieden.

Binnen 24 Stunden können verarbeitet werden:

über 25000 Ztr. Rüben	über 5000 Ztr. Rüben
" 15000 " "	unter 5000 " "
" 10000 " "	- Kreisstadt.

F. Hirt, Breslau

Entw. von J. Partsch

Geogr. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig

Fabrikation von Rübenzucker festen Fuß gefaßt in der für ihre Entwicklung besonders geeigneten Schlesischen Ebene. Wie sie der Hauptsitz der Rübenzuckergewinnung im östlichen Deutschland geworden ist, das mag eine Kartenskizze am eindringlichsten zeigen[1]). Wohl beherrscht die Zuckerrübe keinen Teil Schlesiens so unbedingt wie die Magdeburger Börde, in der manche Kreise ihr 23% der Ackerfläche einräumen. Immerhin steigt dieser Prozentsatz in den Kreisen Breslau und Nimptsch auf 13,5 und 12,1 — Zahlen, die ihre rechte Bedeutung erst durch die Erinnerung empfangen, daß innerhalb eines fünfjährigen Umlaufs des Fruchtwechsels demselben Boden in der Regel nur einmal Rüben abgefordert werden. Um die beiden genannten Kreise, von deren gesamter Fläche mehr als 10% von Zuckerrüben bedeckt sind, scharen sich mit nächst bedeutendem Anbau die Kreise Striegau (8,6), Strehlen (6,0), Schweidnitz (5,5), Neumarkt und Jauer (4,9), Liegnitz (4,2). Wenn schon der Anteil im Kreise Jauer durch dessen Übergreifen ins waldige Hügelland herabgedrückt wird, werden auch die Kreise Ohlau (3,5) und Brieg (2,6) wesentlich dadurch auf einen niederen Rang herabgesetzt, weil ein großer Teil, bei Brieg die Hälfte, der Fläche auf die Oderwaldungen und das ärmere rechte Oderufer entfällt. Diese 10 Kreise (mit Zurechnung der 3 Stadtgebiete) umfaßten 1900 31135 ha, d. h. etwa 52% der ganzen Zuckerrübenfläche Schlesiens, die in kräftiger Entwicklung durch den fruchtbaren Streifen des linken Oderufers bis Ratibor, in den Vorhügeln der Landesmitte bis an den Gebirgsrand, längs der Hügel des Landrückens von Öls bis Guhrau und Glogau sich ausdehnt. Demgemäß kommen auch in Mittelschlesiens Ackerebene am vollsten die Einwirkungen dieser Anbauart auf Steigerung der Intensität der Bodenkultur (sorgsam erwogene Fruchtfolge, tieferes Pflügen, ausgiebigere Düngung) und auf die Ernährung eines kräftigen Viehstandes bei beschränkten Wiesen- und Weideflächen zur Geltung, auch der Einfluß auf das Zusammenschließen des Besitzes oder mindestens der Bewirtschaftung zu ausgedehnten Großbetrieben. Dem aufmerksamen Beobachter wird selbst bei flüchtiger Bahnfahrt zwischen den langen, regelmäßigen Furchenzügen des Schwarzen Bodens schon das Bild der Kulturlandschaft mit den rauchlosen Schloten der großen Zuckerfabriken, die der Herbstarbeit harren, manches erzählen von der Größe und dem Wesen der Kräfte, die dies Arbeitsleben im Gange erhalten, — solange der Weltmarkt seine Erzeugnisse willig aufnimmt.

1) Die Grundlage bot Alb. Rathke, Bibliothek für Zuckerinteressenten. I. Verzeichnis der Rübenzuckerfabriken und Zuckerraffinerien im Deutschen Reiche. XXI. Kampagne. 1904/05. Magdeburg 1905.

Das mittelschlesische Odertal.

Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.
Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet.

Goethe.

Die Talstrecke der Oder zwischen den Mündungen von Neiße und Katzbach zerfällt in zwei recht verschiedene Abschnitte, deren Grenze auf die einander gegenüberliegenden Mündungen von Weide und Weistritz trifft. Den oberen kennzeichnet eine beständige Zwiespältigkeit der Abflußrinne. Überall steht dem Hauptstrom, der sich an den einen Talrand zu halten pflegt, am anderen eine von kleineren Wasserläufen durchzogene Furche gegenüber, tief genug, um bei Hochfluten Wasser aus dem Hauptstrom aufzunehmen und die Mitte der Talsohle in einen Schwarm von Inseln aufzulösen, die nur durch einen Kranz von Deichen der Überflutung sich erwehren. Gegenüber dem Hochufer von Brieg und Linden übernehmen von der Gegend der Stobermündung an Moselache und Smortawe an dem großen Dorfe Peisterwitz (1905 2440 Einw.) vorüber die Rolle eines zweiten Hochflutgrabens bis nach Jeltsch. Und dem von hier ab bis gegen Breslau dem nördlichen Talrand sich anschmiegenden Laufe der Oder zieht in einem vom Hauptstrom selbst vorbereiteten Bett am Südrand der Stromaue die Ohle parallel. Bei Breslau liegt ihre schon bei Ohlau erwartete Mündung. Aber schon hat auf dem rechten Oderufer ein neuer Begleiter des Stromes sich eingestellt, die bei Schwoitsch durch einen Niederungspaß mit ihr Hochfluten tauschende Weide. Viel ein-

facher und schärfer begrenzt ist der Stromlauf von Auras bis Leubus, wiewohl auch hier sein Zug nicht überall, wie bei Dyhernfurth, dem rechten Talrand folgt, sondern bei Maltsch das linke Hochufer berührt, das bisher von der Niederung der Nimkauer Moore begleitet war.

Die verwickelte Gestaltung des Hochflutbettes in den Kreisen Brieg und Ohlau erschwert noch heute die Pflege des Stromes. Bald wechselt rasch seine Breite, bald seine Richtung, oder es tritt eine Verzweigung ein; in all diesen Fällen liegt die Gefahr hartnäckiger Eisversetzungen, des Ausweichens des gestauten Stromes aus seinem Bett besonders nahe. Der Kalte Winkel oberhalb der Stobermündung, wo der Strom aus einer Enge heraustritt und in plötzlicher Erweiterung der Stromaue bei Pramsen Geschwindigkeit und Stoßkraft des Hochwassers sich mindern, ist in dieser Beziehung ebenso berüchtigt wie die Stromwindungen bei Margareth. Unverkennbar wirken auch die Wehre von Brieg, Ohlau, Breslau hemmend auf den Abfluß, fördernd für frühe Bildung und langes Ausharren einer Eisdecke. Aber im ganzen geben die Schwierigkeiten, die in dem baulich entwickelten Strome bestehen, doch kaum einen schwachen Anhalt für die Vorstellung von der Unbändigkeit des verwilderten Stromlaufs der Vorzeit, von dem hier und da ein abgesondertes Altwasser als träumerischer Seespiegel im Rahmen des Eichenwaldes der Oderaue sich erhalten hat. Kein Wunder, daß die älteste Ansiedelung die Stromniederung im allgemeinen mied, höchstens ein Fischerdörfchen oder eine Sumpfburg sich zwischen den unsteten Wasserarmen einnistete. Die lockenden Plätze für gesichertes Wohnen und vorwärtsstrebende Arbeit waren die hochwasserfreien Hochufer der Oder. Das spricht der Name einer bedeutenden Stadt an dieser Talstrecke unmittelbar aus.

Brieg, die »Stadt zum Briege« (brzeg, vysoki brzeg) ist in seiner Gründungsurkunde die »civitas in alta ripa«, die Stadt auf dem Hochufer, also ein schlesisches Hannover (honovere). Die tertiären Tone, die zu beiden Seiten der unteren Neiße vielfach zutage kommen und bei Lossen den Kern von Hügeln bilden, in denen die Landestriangulation einen Stützpunkt des Dreiecknetzes I. Ordnung fand, treten bei Brieg unmittelbar an den Strom heran und geben den Untergrund für eine zur Ansiedelung einladende, vor Überschwemmung völlig sichere Höhenplatte. Diesen natürlichen Brückenkopf empfahl die Fruchtbarkeit der Diluviallehme der Umgebung, der Eichenwald der Stromaue, der Schwarzwald des rechten Gegenufers, ein herrlicher Jagdgrund, der Strom selbst, reich an Fischen, allzeit

kräftig und dienstbereit für Mühlenbetrieb und Wasserverkehr, auch nicht zu unterschätzen als Deckung gegen Norden und Osten. Kurz vor 1250 als deutsche Stadt begründet, ward Brieg 1311 Residenz einer eigenen Herzogslinie, Vorort eines Gebietes von etwa 2700 qkm, das ostwärts bis Kreuzburg und Pitschen, südlich bis Strehlen und Nimptsch, westlich bis Ohlau sich ausdehnte. Milde, kunstsinnige Herrscher brachten es empor und machten es zu einem bevorzugten Sitz der schlesischen Renaissance. Namentlich die lange Regierung Georgs II. (1547—1586) hob den Kulturzustand des ganzen Herzogtums und verlieh seiner Hauptstadt einen unvergleichlichen Schmuck in dem Prachtbau des Schlosses, den ein Mailänder Meister aufführte. Es ist beklagenswert, daß dies Bauwerk, das 1642 glücklich die Belagerung der wehrhaften Stadt durch Torstenson überdauert hatte, bei der preußischen Beschießung 1741 fast ganz in Asche gelegt wurde. Wie ein Glück müssen wir nun den Zufall preisen, daß dieser Katastrophe wenigstens das Hauptportal entging, über dessen Torbogen die würdevolle Gestalt des Bauherrn und seiner Gemahlin fremdartig in ein nüchternes, modernes Stadtbild dreinschaut. In den ersten Jahrzehnten preußischer Herrschaft blieb Brieg noch eine Vorzugsstellung vor den meisten Städten des Landes vergönnt. Es ward der Sitz der Verwaltung seiner oberen Hälfte. Erst der Schluß der Napoleonischen Kriege brachte eine neue Organisation, in der Brieg nur noch die Rolle einer Kreisstadt zufiel.

So blieb der Stadt im 19. Jahrhundert keine andere Triebkraft neuen Aufblühens als die Entwicklung ihrer Verkehrslage und industriellen Regsamkeit. In ersterer Beziehung war nur ein einseitiger Erfolg erreichbar durch die — man könnte sagen in Erneuerung eines alten Straßenzwanges (1310) — hierher gelenkte erste Verbindung Neißes mit dem Bahnnetz der Provinz. Dagegen blieb der Stadt, wiewohl der größere Teil ihres ansehnlichen Grundbesitzes (1103 ha), der Brieger Stadtwald, auf dem Gegenufer liegt, die wirksame Verbindung mit der Städtereihe des rechten Oderufers versagt. Zwischen ihr und Brieg klafft bis jetzt eine der breitesten Lücken des schlesischen Bahnnetzes. Als Namslau Anschluß südwärts suchte, fand es ihn trotz größerer Entfernung leichter in Oppeln; bei Brieg hätte die Überbrückung des Stromes durch den Schienenweg besondere Opfer gefordert. Hier zeigt sich die lähmende Kraft einer einseitigen Uferlage, naturgemäß verschärft durch die Armut der Stromaue und des rechten Gegenufers. Im Gegensatz zu den fruchtbaren Gefilden der linken Oderseite voll kräftiger Dörfer blieb das Stromtal schwach bevölkert, so daß Friedrich der Große gerade hier



Portal des Piastenschlosses in Brieg.

freien Raum für seine Kolonisationsbestrebungen vorfand. Auch den 8 Dörfchen, die er auf dem Landstreifen zwischen der Oder und der Moselache ins Leben rief[1]), ist kein sonderliches Gedeihen beschieden gewesen. Korbflechterei ist hier die bodenständige Industrie. Brieg hat naturgemäß die Wurzeln seines Arbeitslebens immer mit Vorliebe in das ergiebige Ackerland des Südens hineingetrieben. Dorther kommt der Rohstoff für die zwei großen Zuckerfabriken der Stadt, dort liegt das nächste Absatzgebiet für ihren Maschinenbau, ihre Mühlstein- und Kunststeinfabrikation. Wie eine Krönung des Gartenbaues auf einladendem Boden nimmt sich die berühmte große Kunstgärtnerei von Haupt aus, die allerdings in ihren fein ersonnenen, kunstvoll ausgeführten Gewächshäusern gerade in der Erhebung über die Naturbedingungen der Örtlichkeit das Äußerste leistet. Andere in Brieg blühende Zweige der Industrie sind die Fabrikation von Leder, Dachpappen, Posamenten, Zigarren. Einen besonderen Beweis der Freude an nicht unmittelbar gewinnsicherer, aber doch wichtiger und verdienstlicher Tätigkeit bietet die gerade in Brieg bedeutende Entwicklung der Brieftaubenzucht. So ist Brieg in mannigfacher Tätigkeit zu einer ansehnlichen Mittelstadt von 27500 Einw. herangewachsen, die nun als eigener Stadtkreis den größeren Plätzen der Provinz sich anreiht.

Wenn wir Brieg als Mündungsstadt des Verkehrs aus dem im Gebirge wurzelnden Neißegebiete betrachten können, spiegelt sich die bescheidenere Bedeutung des nur von den Vorhügeln gespeisten Ohlegebietes in seiner Mündungsstadt Ohlau (9230 Einw.). Nur 500 m trennen heute die Ohle von dem Hauptstrom an dem Punkte, wo sie dessen Tal betritt und scharf umbiegend in einem gewiß nicht erst von ihr gegrabenen Bett der Richtung des Haupttales sich anpaßt, um erst 20 km weiter bei Breslau ihre Selbständigkeit aufzugeben. In jener Enge zwischen beiden Flüssen, an deren Trennung oder Verbindung ernste Interessen sich knüpften, war eine für die Kriegskunst des Mittelalters auch recht widerstandsfähige Stadtlage vorgezeichnet. Schon vor der Zersplitterung Schlesiens scheint sie verwertet worden zu sein. Wenn ursprünglich Ohlau engere Beziehungen mit Breslau verbanden, erscheint es später als ein Trabant von Brieg, als Grenzplatz und Zollstätte des Land- und Wasserverkehrs. Für den Stromübergang gewann es selbständige Bedeutung erst durch den Brückenbau von 1544, und die Wichtigkeit dieses

1) Neu-Limburg, Louisenfeld, Louisenthal, Neu-Moselache, Piastenthal, Klein-Piastenthal, Charlottenrode, Neu-Leubusch.

Übergangspunktes steigerte sich in kriegerischen Zeiten, wenn Breslau und Brieg in fester Hand waren und zwischen ihnen eine gegnerische Macht über den Strom setzen wollte. Für die friedliche neuere Entwicklung war die Fruchtbarkeit des südlichen Hinterlandes wichtig. An den Tabakbau des Kreises knüpfte sich die Entwicklung der Tabakfabrikation, die unter tropischem Deckblatt auch dem heimischen Gewächs Geltung zu verschaffen weiß. Der Landwirtschaft dienen sowohl eine Fabrik künstlicher Düngemittel wie Mühlen, Brauereien, Maschinenwerkstätten. Die Erhöhung der Mannigfaltigkeit der gewerblichen Tätigkeit durch Zufuhr neuer Rohstoffe auf Wasser- und Schienenwegen veranschaulicht das Zinkwalzwerk in Tiergarten und die bedeutende Bleiweißfabrik.

Dem heutigen Leben, das mit schnurgerade gestreckten Bahngleisen den Fernverkehr über Brieg und Ohlau auf der Diluvialplatte des linken Ufers nach Breslau führt, steht in starkem Gegensatz zur Seite die Ruhe des Eichenwaldes, der das andere Ufer des Stromes säumt. Die beiden Kgl. Oberförstereien Ohlau und Peisterwitz messen 6984 ha, und die westlich an sie stoßende Majoratsherrschaft Jeltsch, der Kern der großen Graf Saurmaschen Besitzungen, zählt unter ihrer Gesamtfläche von 2181 ha auch 1384 ha Holzungen. Diese Waldungen der Oderaue gehören zu den schönsten der Provinz (I, S. 274). Und doch fehlt diesem weiten Waldgebiet, das den Beschauer wie ein geschontes Stück alter Landesnatur anmutet, auch nicht ein eigentümliches historisches Interesse. Wenn einmal die Hochfluten den Deich überspülen, um den Eichenwald mit ihrem Schlick frisch zu düngen, dann flüchten die Rehe auf den einzigen hochwasserfreien Punkt, auf den Ritscheberg, einen hochgeschütteten Ringwall im Oderwald gegenüber dem Dorfe Linden (zwischen Brieg und Ohlau). In dieser alten Burg der Slavenzeit erkannte Stenzel den Sitz der in Schlesiens ältester Geschichte wiederholt genannten Kastellanei Reczen oder Rechen und trug dadurch schlichte, lebendige Anschauung in Vorgänge dämmeriger Vorzeit. War ihre Rolle ausgespielt, als die Städte des mittleren Oderlaufes als deutsche Gemeinwesen kräftig aufblühten, so hat zwischen diesen in lichter geschichtlicher Zeit bald in der Hand des Bischofs, bald in der des Landesherrn oder einer Adelsfamilie oft den Schauplatz denkwürdiger Ereignisse oder das Ziel von Heeresbewegungen gebildet die Wasserburg Jeltsch. Je länger die Oder von der Neißemündung ab dem rechten Talrand sich ferngehalten hatte, desto wichtiger war für den Verkehr über den Strom die Tatsache, daß er von Ohlau aus, wenn auch nicht in so geradem Strich wie heute, sondern in 9 eng aneinander ge-

rückten Windungen, quer durch die buschige Aue nordwärts hinüberzog, um mit einer Schleife zwischen zwei größeren das Südende der auf der festen Diluvialkante stehenden Dorfflur von Jeltsch so zu umfangen[1]), daß es vor dem Zeitalter der Feuerwaffen eine überaus feste Lage für eine Burg darbot. Der von ihr beherrschte Übergang führte hinüber auf die Dünenhügel der Kieferberge, den höchsten Punkt inmitten des Stromtales, der die Wahl des weiteren Überganges über die Ohle erleichterte. Seit 1245 wird Jeltsch wiederholt genannt. Dem häufigen Wechsel des Besitzers machte erst 1508 der Übergang in die Hand eines reichen Breslauer Handelsherrn Konrad Sauermann ein Ende, des Begründers der Familie, die, später geadelt und in den Grafenstand erhoben, noch heute unter dem Namen der Grafen von Saurma von und zu der Jeltsch im Besitze dieser Majoratsherrschaft ist. Sie hat auf ihr auch in den schweren Zeiten des 30jährigen Krieges ausgehalten, in dem Jeltsch als Stützpunkt des Überganges über die Oder, ebenso wie Ohlau, lebhaft umstritten war. Der gegenwärtige Majoratsherr vereint mit Einschluß einiger benachbarten Güter einen ziemlich geschlossenen Besitz von nahezu 3300 ha in seiner Hand[2]). Nördlich benachbart liegt in dem stillen Winkel zwischen Oder und Weide der ebenso bedeutende Besitz einer anderen Linie desselben Hauses, die Fideikommißherrschaft Laskowitz (2245 ha) und das Allodialgut Mühlatschütz, Kr. Öls (1103 ha). Lange war diese Gegend zwischen den beiden gegen Breslau hin zusammenstrebenden Flüssen völlig vom Verkehr gemieden, so daß in diesem Winkel polnische Sprache noch 1815 bis Schwoitsch vor Breslaus Tore vordrang. Die Chaussee Breslau—Namslau hat dann dies Gebiet mehr aufgeschlossen. Jetzt aber legt man eine Bahn hindurch, freilich keine Schnellverkehrstraße, sondern eine dem Personenverkehr nur nebenbei dienstbare Güterschleppbahn (91 km), die den überlasteten Gleisen der Oberschlesischen Eisenbahn den Transport der Massengüter zwischen Groschowitz jenseits Oppeln und dem Breslauer Vorort Brockau abnehmen soll. Während diese Linie von Meleschwitz am Ostende des Landkreises Breslau sich der Oder zuwendet, um sie unterhalb Tschirne mit einem großen Brückenbau zu überschreiten, soll eine Linie Meleschwitz—Schottwitz (21,5 km) den Anschluß an die Rechte Oderuferbahn gewinnen, der Hauptstadt aus 20 Ziegeleien der tonreichen Gegend Millionen von Ziegeln, den großen Zuckerfabriken des Weichbildes ganze Rübenzüge zuführen und den Kohlen-

1) »Das slosz Jeltsch yn der Oder gelegen«. Urkunde von 1452. Zeitschr. des Ver. f. Gesch. u. Altert. Schl. XXV 1891, 200.

2) Mit einem Gut Suckau bei Glogau im ganzen 3514 ha.

und Kalkladungen Oberschlesiens, die für die rechte Oderseite bestimmt sind, wiederholte Stromübergänge ersparen. Ohne Frage wird diese Linie einen bisher vom Verkehr ganz stiefmütterlich behandelten Ausschnitt der Umgebung Breslaus erst zu rechtem Leben erwecken, die Landwirtschaft heben, der Mühlenindustrie aufhelfen, die reichen Tonlager des Ziegelstreicherlandes für wertvollere keramische Erzeugnisse verwertbar machen.

Aber überlegenes Verkehrsgetriebe wird doch immer auf dem linken Oderufer sich regen. Hier wird die neue Güterbahn weiter die Bedeutung von Brockau steigern. Das war ein kleines, altes, schon in Breslauer Parochien eingepfarrtes Dörfchen, halbwegs zwischen Kattern und Breslau, auf dem Rande der Diluvialplatte, nahe der Oder-Ohleniederung. Lange führten die Dampfwagen den modernen Verkehr nur vorüber an der in idyllischer Stille verharrenden Dorfstraße. Erst das Bedürfnis der Entlastung der Breslauer Bahnhöfe und der dadurch geweckte Entschluß einer Umgehungsbahn, die von der Gegend der Kreuzung der Posener, der Märkischen und der Freiburger Bahn vor Breslaus Westseite weit ausholend die westlichen und südlichen Vororte Breslaus umgehen und in Brockau die Stränge der Oberschlesischen Bahn erreichen sollte, berief 1896 Brockau zu höherer Bedeutung. Die Volkszahl verzehnfachte sich binnen 10 Jahren (1905 5500 Einw.). Die Menge von Arbeitern, kleineren und mittleren Beamten der Eisenbahn schuf hier ein neues Bevölkerungszentrum, das schon in seiner äußeren Erscheinung, in der Dissonanz des alten Kräuterdörfchens, der längs der Bahnstrecke erwachsenen Kolonie von gleichförmigen, villenartig einzeln stehenden Arbeiter- und Beamtenhäusern und den von der privaten Bauspekulation geschaffenen Zeilen vierstöckiger städtischer Mietskasernen seine absonderliche Unfertigkeit zur Schau trug. Diese schnell wachsende und keineswegs kapitalkräftige Volksansammlung war nun mit einem Male vor die Aufgabe gestellt, in kürzester Zeit eine Fülle kommunaler Bedürfnisse zu befriedigen, für Wasserversorgung mit großen, die Grundwasserschätze erschließenden Bohrungen und Leitungen, für Kanalisation, Pflasterung, Beleuchtung, Schulenanlage, Kirchenbauten Vorsorge zu treffen, die Verkehrsbeziehungen zur Großstadt zu vervollkommnen, — das alles unter unvermeidlichen Interessenkämpfen zwischen Alteinheimischen und Neuzugezogenen, zwischen Gemeinde und Privaten, namentlich Unternehmergesellschaften, zwischen Fiskus und Steuerzahlern, zwischen Stadt, Vorort und Land. So ist die Geschichte dieses jungen Ortes inhalt- und lehrreicher als die manches uralten Städtchens, und bewundernde Teilnahme gebührt der Arbeit der tatkräftigen Männer, die

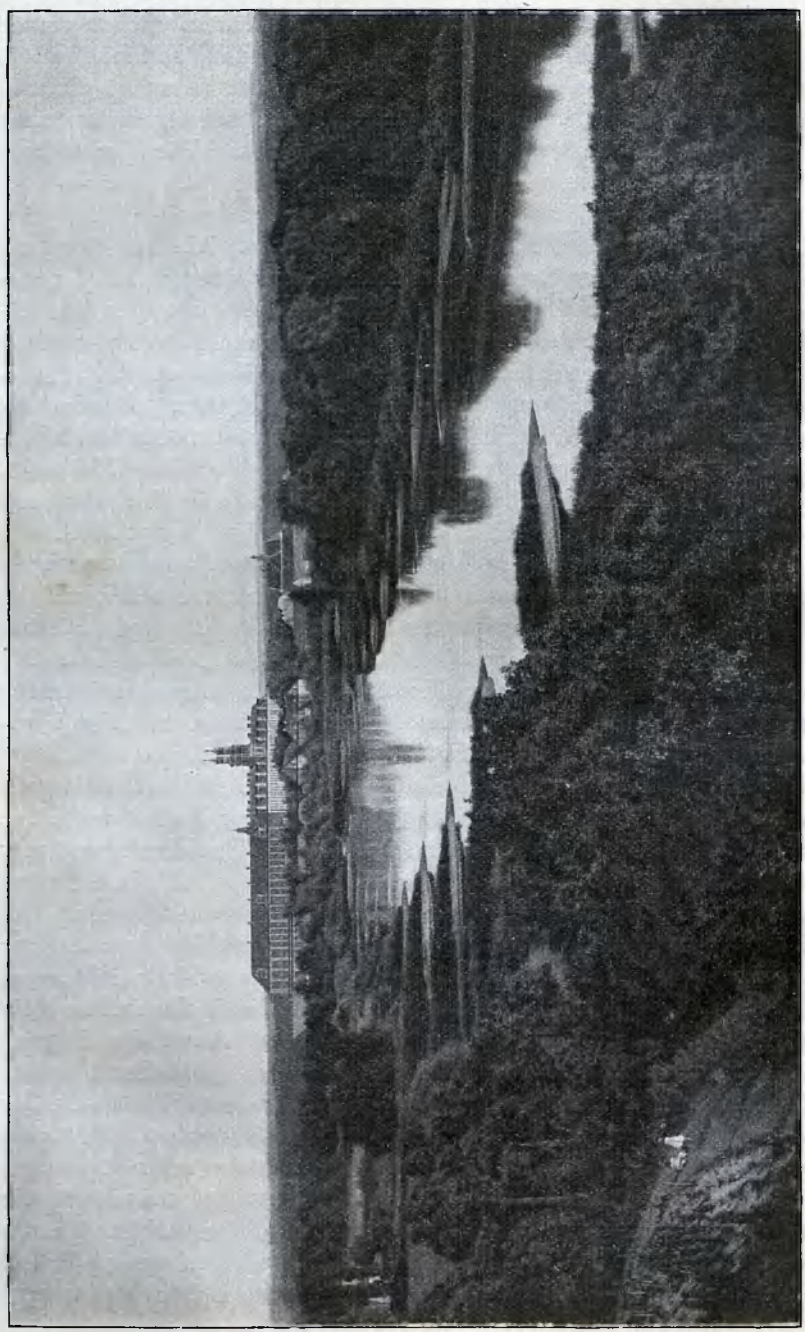
durch die Schwierigkeit einer stürmischen Jugend ein so eigenartiges, zwischen dörflichem und städtischem Dasein schwankendes Gemeinwesen hindurchzusteuern berufen sind. Der Staat wird sich der Verpflichtung nicht entziehen, mit seinen Mitteln helfend einzugreifen in die Entwicklung einer Ansiedelung, die seine Verkehrsanstalten ins Leben riefen.

Wenn an der Oderstrecke oberhalb Breslau reges Leben und städtische Siedelung sich ganz auf dem Diluvialrande des linken Oderufers hält, gestalten sich die Verhältnisse unterhalb der Hauptstadt ganz anders. Auch dort fiel den Slaven ein Hochufer, ein brzeg, als natürlicher Stützpunkt des Überganges in die Augen. Aber dies Brieg (in Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts brzig, brcziegk, przick, noch im 17. Jahrhundert Persig), 30 km unterhalb Breslau, lag rechts vom Stromlauf; es ward erst 1663 auf Antrag seines Besitzers Frh. v. Dyhrn zur Stadt erhoben und nach ihm Dyhernfurth benannt. Der Ort hatte schon früher Aufmerksamkeit erregt. Von 1345 bis 1761 lag hier der Judenkirchhof für Breslau. Die eigentümliche Bedeutung des jüdischen Elements hob sich weiter durch die von dem nächsten Grundherrn hier errichtete jüdische Druckerei (1688—1834). Aber auch das auserlesene Handelsvolk vermochte auf der Kante der ärmlichen sandigen Diluvialplatte des Wohlauer Herzogtums kein reges Handelsgetriebe hervorzuzaubern, so daß am Anfang des 19. Jahrhunderts ernstlich erwogen wurde, ob das Städtlein seinen Rang behalten oder lieber bei dörflichem Dasein sich bescheiden solle. Richtiger als der Stadtbegründer hatte der Minister von Hoym, der langjährige Leiter der Geschicke Schlesiens (1769—1807), den wahren Wert der Örtlichkeit erfaßt. Er baute auf dem von seiner Gemahlin erworbenen Besitz ein neues Schloß im Rokokostil und umgab es mit einem ausgedehnten Park (42 ha), der das Städtchen halb umfangend, seine Anlagen französischer Gartenkunst vortrefflich mit dem Bauwerk in Einklang bringt und die rechte Stimmung schafft zum behaglichen Genuß der wechselvollen Landschaft. Frei öffnet sich vor der Front des Schlosses, das vom Hochufer beherrschend niederschaut, der Blick auf den belebten Strom, die von ernstem Nadelwald gesäumte jenseitige Niederung und blau aus der Ferne herüberschimmernde Berge. Das Schloß ist jetzt der Mittelpunkt einer auch auf das Gegenufer etwas übergreifenden Majoratsherrschaft (2619 ha) einer Gräfin Saurma-Jeltsch geb. Gräfin d'Abzac-Hoym. Daneben nimmt das Städtlein mit seiner sinkenden Volkszahl (1905 1290) sich nur wie eine Beigabe aus. Auch die dies Hochufer erfassende Eisenbahn hat hierher keinen lebhafteren Betrieb gebracht, nur den anmutigen Ort in den Bereich der Ausflüge der Großstädter, namentlich der studierenden Jugend gerückt.

Abseits von der Bahnlinie, die von Breslau möglichst gerade dem Dyhernfurther Stromübergang zueilt, bleibt nun, 10 km oberhalb Dyhernfurth, das etwa gleich große Städtchen Auras (1905 1345 Einw.), dessen vom Strome beschirmtes Schloß der Nachfolger der alten Kastellanei Auras (Uwraz) des 13. Jahrhunderts ist. Wie eine weithin kenntliche Landmarke der hiesigen Fähre ragt nördlich von Auras der Warteberg bei Riemberg empor.

So bescheiden dies Städtepaar sich ausnimmt, fällt ihm doch die Führerschaft unter den Orten dieser Strecke des Odertales zu. Gegenüber am Talrand des Kreises Neumarkt liegt eine von trägen Wasserfäden durchzogene Bruchniederung, ein Gürtel von Mooren mit etwas dürftigem Wald, dazwischen Dünenhügel, der Kern der Kgl. Oberförsterei Nimkau (etwa 1500 ha), — die kräftigen Dörfer erst oben auf der Diluvialplatte. Das Neumarkter Wasser führt den dunkeln Moorerguß dieser Niederung westwärts ab gegen ein Stück des Oderlaufes, das den nördlichen Talrand verließ, um bei Maltsch die Berührung mit dem südlichen zu gewinnen. Dies große blühende Dorf (1905 2400 Einw.) an dem Stromknie vor dem Eintritt der nun nordwärts wendenden Oder zwischen die Hügel des Schlesischen Landrückens bezeichnet die größte Annäherung des Stromes an den Rand des Gebirges. Hierher richteten sich naturgemäß die Blicke des Waldenburger Bergbaues bei dem Gedanken an einen weitgreifenden Absatz in einer straßenarmen Zeit. Hierher zielte die schon unter Friedrich d. Gr. in Angriff genommene, auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch sorglich gepflegte Kohlenstraße, die erst in den jüngsten Jahrzehnten von der Bahnlinie Striegau—Maltsch abgelöst wurde, auf der mit der Kohle auch der Granit der Striegauer Brüche und ein Teil der Ernte einer fruchtbaren Landschaft dem Oderhafen zufließen. Auch Jauer ist an diese Bahnverbindung angeschlossen. Der Zuzug von Rohstoffen und die Berührung des mittelschlesischen Bahnnetzes mit dem Strome wecken auch industrielle Tätigkeit. Die größte Zuckerfabrik Schlesiens, Fabriken von Stärke, Nudeln und Makkaroni, eine Sägemühle, die nicht nur der Oderwald, sondern auch heranschwimmendes fremdes Holz ernährt, ein Elektrizitätswerk vereinen hier ein Leben, wie es zwischen Breslau und Steinau nirgends am Strome auftritt. Auch der Verkehr von Ufer zu Ufer ist an der Oderfähre von Maltsch so lebhaft, daß man seit lange erwägt, ob hier nicht eine Brücke notwendig wäre.

Die Oderbiegung, deren Scheitel in Maltsch liegt, umschließt ein besonders prächtiges Stück alter Oderwaldung, vollkräftige Rieseneichen, dichtes Unterholz, dazwischen ab und zu eine üppige Wiese. Es ist eine Lust, im Frühling durch dies frische Leben hindurchzu-



Kloster Leubus.

schreiten oder auf dem Nachen den Strom hinabzugleiten, dessen Spiegel das Bild der hohen Eichenwipfel verdoppelt. In solcher Umgebung auf einem Eichenstumpf, der die versunkenen Jahrhunderte mit durchlebte, wäre der rechte Platz, die Monumenta Lubensia aufzuschlagen: die knorrigen kräftigen Verse zu lesen, in denen ein Cisterziensermönch den Eintritt seines Ordens in den Oderwald, den elenden Zustand des umliegenden Slavenlandes, die Größe der Arbeit des Klosters besungen hat, das als ein Pionier der Kultur in Waldeinsamkeit sich eine Stätte weitgreifenden Wirkens bereitete. Wer diese Bilder ferner Vorzeit heraufbeschworen, empfindet überwältigt den Wechsel der Zeiten, wenn er aus dem Walde tretend auf dem rechten Ufer den Prachtbau des Klosters den Strom überragen sieht, ein mächtiges Denkmal der letzten Blütezeit klösterlicher Macht und Kunstübung vor dem Ende der habsburgischen Herrschaft. Die heiteren Schwärme allegorischer Figuren, die unruhigen Umrisse und die Farbenschwelgerei des Barock in den Deckengemälden des Fürstensaales sind Kinder eines recht anderen Geistes als die ungelenken mönchischen Hexameter von schnurrigem Bau, die in der Klosterkirche die Reliefplatten der alten Herzogsgräber umziehen. Die üppige Pracht der Klosterräume, die dem an sparsamen Haushalt gewöhnten Preußenkönige die erstaunte Frage entlockte, ob die Apostel auch solche Säle gehabt hätten, mahnt an den ausgedehnten Besitz von Kloster Leubus, der nicht auf den festen Kern um das mittelschlesische Oderknie beschränkt war, sondern von Kasimir i. O/S. verstreut lag bis an das Nordende des Kreises Guhrau und namentlich zwischen Jauer und Schönau bedeutende Reste mittelalterlicher Erwerbungen festhielt bis zur Aufhebung des Klosters. Sie machte die weiträumigen Gebäude frei für eine wichtige gemeinnützige Verwendung, für die Aufnahme der Provinzial-Irrenanstalt. Von dem ausgedehnten Erbe des Klosters hat der Staat die herrlichen Oderwaldungen in eigener Pflege behalten, die, von der Oberförsterei Schöneiche verwaltet, in den Kreisen Wohlau und Steinau 4471 ha umfassen. Zwischen ihnen liegt 2 km stromabwärts vom Kloster an dem von Weinpflanzungen bedeckten Höhenrand das Städtchen Leubus. Es ist viel kleiner als das Dorf am Kloster; aber auch seine Kirche bewahrt noch einen Abglanz alter Klosterpracht.

Die freie Machtentfaltung von Kloster Leubus, die Erhaltung der weiten Eichenwaldungen auf fruchtbarem, sehr wohl auch intensiverer Kultur zugänglichem Aueboden hier ähnlich wie zwischen Brieg und Ohlau, das sind Erscheinungen, die als naturgemäße Gegensätze zu der nahen Hauptstadt Schlesiens hinzugehören, wie Schatten zum Licht, wie die Schale zum Kern.

Breslau.

1. Lage und Bedeutung[1]).

Auch an den Ufern der Oder ragt eine stolze Stadt,
Die deutsche Macht und Ehre gar treulich gehütet hat:
Doch zieht der Strom der Wandrer an Breslau nur vorbei,
Als ob die deutsche Feste nicht wert des Grußes sei.

Wohl hat kein Herrscherwille den Stempel ihr aufgedrückt
Und sie mit Prachtgebäuden verschwenderisch geschmückt:
Vom Fleiße ihrer Bürger ist sie ein stolzes Mal,
Von fürstlicher Gnadensonne traf selten sie ein Strahl.

Theodor Schmidt 1894.

Die Aufgabe der Länderkunde, die Abhängigkeit der Verteilung und der Bedeutung menschlicher Schöpfungen von der Natur der Örtlichkeit zu ergründen, an der sie sich erhoben haben, ist kaum je in bestimmterer Fassung gestellt als bei der Würdigung der Lage einer großen Stadt. Gewiß ist keine ein reines Erzeugnis des Bodens, auf dem sie erwuchs; nicht in ihm liegt die schöpferische Kraft, sondern in den Forderungen eines schon zur Arbeitsteilung und zum Austausch der Arbeitsergebnisse fortgeschrittenen Kulturlebens. Aber die Erfüllung dieser Forderungen bewegt sich nicht in völlig willkürlichen Bahnen, sondern gehorcht bald einer hemmenden, bald einer einladenden Einwirkung der Landesnatur und wird von ihr auf besonders geeignete Stellen hingeleitet, die bisweilen trotz aller Stürme der Zeiten eine unverwüstliche Nährkraft für das Gedeihen städtischen Lebens bewähren. Für die Hauptstädte unseres Erdteils hat ein anziehendes Werk die Wurzeln ihrer Blüte mit bewundernswertem, bisweilen vielleicht allzu feinfühligem Scharfsinn aufzudecken versucht[2]). Darf man dies auch bei einer Stadt zweiten Ranges in so offener gleichförmiger Landschaft wagen, wie sie Schlesiens Vorort umschließt? Wir wollen sehen.

1) Verkürzte Umarbeitung eines Kapitels der Festgabe für den XIII. Deutschen Geographentag: Breslau, Lage, Natur und Entwicklung. Breslau 1901. In Komm. bei Ferdinand Hirt.

2) J. G. Kohl, Die Lage der Hauptstädte Europas. 1873.

Wie alt Breslau ist, weiß niemand. Seine erste geschichtliche Erwähnung im Jahre 1000, die Begründung des Bistums Breslau bei Kaiser Ottos III. Pilgerfahrt zum Grabe Adalberts in Gnesen, weist ihm schon den ersten Platz unter den alten slavischen Siedelungen des Landes an. Daß aber an seine Oderinseln schon viel früher ein belebter Stromübergang sich knüpfte, machen merkwürdige Funde wahrscheinlich, der Schatz von Sacrau aus der Zeit der Völkerwanderung nicht minder als die Münzfunde im Grunde der Stadt. Römische Münzen sind sowohl bei Scheitnig wie in besonders ansehnlicher Zahl am Südende der Stadt, im ehemaligen Dorfe Neudorf-Commende, ausgegraben worden, und in der Schweidnitzer Vorstadt ward eine der wenigen griechischen Münzen entdeckt, welche ostdeutscher Boden bisher geliefert hat: eine Silbermünze der Insel Thasos[1]). Die Karte der schlesischen Altertumskunde läßt erkennen, wie Breslau mitten inne lag in dem früh besiedelten Landstrich zwischen Neiße und Katzbach, zwischen dem Rande der Berge und den Trebnitzer Hügeln.

Das hohe Alter der menschlichen Wohnstätten in diesem Kernland unserer Provinz, in dem Pagus Silensis der beginnenden geschichtlichen Überlieferung, erklärt sich aus den Bodenverhältnissen. Als offene Grasinsel inmitten weiter Waldreviere lud der mittelschlesische Schwarze Boden besonders früh Zuwanderer zu seßhaftem Dasein ein. Hier bot sich eine fruchtbare Ebene, deren Erdreich auch für unvollkommenes Ackergerät unschwer zu bewältigen war. Erwuchs dieser großen, von weiter Waldeinöde allseitig umschlossenen Oase ein Mittelpunkt ihres inneren Verkehrs, so konnte er kaum anderswo liegen, als an dem großen Strome, der sie durchzog. Die Oder durchfließt, seit sie den festen Rahmen der Oppler Kreide verlassen, in breit ausgewaschener Aue das Flachland des schlesischen Diluviums. Meist trennt eine Entfernung von 7—9 km die von Lehm oder Sand gebildeten, sanft ansteigenden Ränder des Tales, dessen Eichenwälder der Strom — ehe ein Kulturvolk ihn in Pflege nahm — in vielen Windungen und Verzweigungen mit veränderlichen Wasserströmen durchflocht. Je verworrener dies Netzwerk von Stromarmen war, desto bestimmter war der das Tal quer überschreitende Verkehr auf die wenigen Punkte angewiesen, an denen die Oder unmittelbar den vor Überflutung sicheren Talrand berührte. Die Hochufer von Brieg und Dyhernfurth erscheinen in dieser Beziehung besonders begünstigt. Wenn vor beiden Punkten schon früh die Anziehungskraft der Breslauer Oderinseln überwog, so können dafür nicht absolute

1) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift I, 5. 1866, 29.

örtliche Vorzüge entscheidend gewesen sein, sondern nur die relative Lage des Ortes, seine Stellung in dem Wassernetz des mittelschlesischen Odergebietes und seine Beziehung zu dem von der Natur einigermaßen vorgezeichneten Zuge der wichtigsten Handelswege.

Breslau liegt an einer bemerkenswerten Strecke des Oderlaufes innerhalb des Bereiches, den vier ihm zustrebende Nebenflüsse Weide, Ohle, Lohe und Weistritz umschließen. Die Ohle tritt schon bei Ohlau ein in die Aue des Oderstromes und nähert sich ihm auf 500 m. Ihr hier beginnender noch 30 km langer Unterlauf folgt einem alten, verlassenen Oderbett und vermehrte durch die sumpfige Beschaffenheit seiner Ufer und gelegentlich durch die seeartige Ausbreitung seines bis an den Hauptstrom heranreichenden Hochwassers die Schwierigkeit der Überschreitung dieser Talstrecke. Aber nicht nur dadurch war die Ohle für Breslaus Entwicklung wichtig. Sie war ein guter, leichter als der Hauptstrom zu beherrschender Mühlgraben und übernahm, seit Heinrich V. sie 1291 in künstlich ausgehobenem Bett um die Stadtmauer zu einer weiter stromabwärts gelegenen Mündung geführt, auch den Schutz der Bürgerstadt gegen Süden und Westen.

Wie die Ohle, trat im Mittelalter auch die Weide schon oberhalb Breslau der damals nördlicher über Schwoitsch und Kawallen fließenden Oder außerordentlich nahe (bis auf 1 km Entfernung) und gewann mit ihr Verbindung durch einen Graben, in dem die Strömung je nach den Wasserständen bald nordwärts, bald nach Süden zog. Nur einzelne beschränkte Inseln hochwasserfreien Diluviallandes trennen weiterhin die wiederholt frei in Verbindung kommenden Niederungen beider Flüsse, deren Vereinigung sich noch 18 km weit verzögert. Der Weide gegenüber mündet die Weistritz, nahezu 5 km weiter oberhalb (bei Masselwitz) die Lohe.

Der Zuschuß, den die Oder auf einer nur 16 km langen Strecke durch diese vier Nebenflüsse erfährt, ist nicht unbeträchtlich; er ist der Abfluß eines Gebietes von 5600 qkm, der die Stromfülle so weit erhöht, daß gegenwärtig bis Breslau die Oder ohne Stauwerke für Kähne von 8000 Zentner Tragfähigkeit fahrbar ist. Das Wachstum des Stromes erreicht also gerade hier den unteren Grenzwert, an welchen die Gegenwart das Normalmaß für die vollkommenste Schiffbarkeit norddeutscher Ströme geknüpft hat. Aber das ist natürlich erst ein Ergebnis moderner Strombaukunst. Für die ältere Zeit fiel die Steigerung der Wassermenge des Stromes hauptsächlich ins Gewicht durch die Erhöhung der Schwierigkeit seiner Überschreitung.

Sie drängte den Verkehr auch von dieser unteren Stromstrecke nach den Breslauer Brücken.

Für die ruhige Entwicklung des an ihnen aufkommenden Handelsplatzes war aber ferner von Wert die allseitige Umschließung seines Gebietes durch Wasserläufe. Weide, Weistritz und Lohe waren nicht nur die von der Natur vorgezeichneten Zollschranken, sondern auch die Verteidigungslinien Breslaus, und ganz besonders erhöhte im Mittelalter der Oderstrom mit der vor der Ostseite der Stadt von einem Talrand zum anderen ziehenden, quer gegen den Talzug gerichteten Strecke und mit seiner vielfachen Teilung im Stadtgebiete selbst deren Verteidigungsfähigkeit. Kaum eine Stadt Deutschlands war von einem dichteren Geflecht von Wasserläufen umhegt. Die Niederländer, welche der Handel hierher führte, mußte das alte Breslau anmuten wie ein Traumbild ihrer fernen Heimat.

Dem Zusammenstreben der Gewässer Mittelschlesiens entsprach naturgemäß ein Zusammenstreben der auf trockenem Lande zwischen den Flußtälern heranziehenden Straßenzüge in der Richtung auf Breslau. Aber für die meisten hier zusammentreffenden Handelswege lag der entscheidende natürliche Grund, der sie hierher lenkte, in weiterer Ferne. Der wichtige Verbindungsweg des unteren Weichselgebietes mit Schlesien ward durch den Militscher Strompaß der sonst weithin versumpften Bartschniederung gerade auf diesen Teil des Oderflusses gewiesen. Von den Pässen des Gebirges waren der von Jablunka und die Mährische Pforte selbstverständlich dazu geeignet, den Stromufern der Oder ihren Verkehrszug folgen zu lassen; sie begünstigten jeden ihrer Uferplätze ohne Unterschied. Die Pässe des Oppalandes wiesen seinen Straßen bestimmtere Ziele. Richtete sich von Olmütz aus die Grätz-Troppauer Straße auf Ratibor, so zielte die höhere Hauptstraße des Gesenkes hart am Ostrande des Altvatergebirges auf Neiße und Brieg, ließ aber von Neiße auch ohne Hindernis über die Halbwegstation Wansen sich auf Breslau leiten. Besonders bestimmt aber trafen hier den Oderlauf die böhmischen Straßen.

Der Verkehr Böhmens ward, wenn er die Grafschaft und den Wartha-Paß vorzog, zwischen den Torpfeilern der Strehlener Berge und des Zobten längs Ohle und Lohe derartig in die Schlesische Ebene eingeführt, daß er bei Breslau die Oder erreichen mußte; und eben dahin zielten durch die im Gebirge selbst ihnen aufgenötigte Richtung die von Braunau durch das Weistritztal nach Schweidnitz heraustretende Gebirgsstraße, wie die westlichere, welche von der Landeshuter Pforte zum Striegauer Wasser niederstieg. Vor allem

wichtig aber war es, daß die dem Hügellande der Lausitz und Niederschlesiens entlang ziehende »Hohe Landstraße«, die Tangente an dem nördlich vorspringenden Bogenzug des Gebirgsrandes, von Görlitz über Bunzlau, Liegnitz, Neumarkt gerade bei Breslau die Oder erreichte. Unzweifelhaft lag in dieser von der Landesnatur vorgezeichneten Kreuzung mehrerer Handelswege bei Breslau eine günstige Vorbedingung für die Erhebung dieses Platzes zum bedeutendsten Verkehrsmittelpunkte des Landes. Diesem Ziele ward das Streben der in Breslau zusammenströmenden deutschen Ansiedler rasch nähergeführt durch die Unterstützung des Landesherrn. Heinrich IV. verlieh 1274 der Stadt das Niederlagsrecht. Der Verkehr ward durch den Willen des Landesherrn an die nach Breslau zielenden Straßen gebunden und zum Verweilen in diesem Platze genötigt. Auf der Ausübung und Verteidigung dieses Rechtes ruhte 240 Jahre lang der schnell sich steigernde Vorrang des Breslauer Handels. Aber dieses die Landstraßen Breslaus belebende Privileg trug anderseits viel dazu bei, einen natürlichen Vorzug der Stadt zu entwerten: seine Lage an einer leistungsfähigen Wasserstraße. Der freie Verkehr auf der Oder schien jener Zeit nicht recht vereinbar mit den Handelsvorrechten der Stadt. So hat Breslau selbst im Mittelalter die Anstrengungen der böhmischen Könige, die Oder für den Verkehr frei zu machen, nicht unterstützt, sondern durch passiven Widerstand sie lähmen helfen. Breslau, ein Mitglied des Hansabundes, suchte die Fühlung mit der Ostsee nicht auf dem Wege der Oderschiffahrt, sondern auf den Landhandelsstraßen nach Thorn und Danzig. Vergleicht man das mittelalterliche Handelsleben von Leipzig und Breslau, so wird die Ähnlichkeit der beiden Verkehrsmittelpunkte der sächsischen und der schlesischen Tieflandsbucht durchaus nicht beeinträchtigt durch den Unterschied, daß nur einem von beiden der natürliche Vorzug eines schiffbaren Stromes vergönnt ist. Das Handelsleben beider bewegte sich damals so, als hätten sie beide auf dem Trockenen gesessen, abseits der großen Wasserwege. Erst als die mittelalterlichen Privilegien beim Anbruch der Neuzeit entwertet werden, erkennt Breslau den vollen Wert des Stromes und tritt in den Kampf für dessen Verkehr ein.

Die Bedeutung der Handelswege, auf deren Kreuzung Breslaus Aufblühen beruhte, hing ab von dem Warenaustausch, in dessen Dienst sie traten. Er konnte nur dann lebhaft und ergebnisreich werden, wenn Breslaus Lage ihm die Vermittelung zwischen verschiedenen Wirtschaftsgebieten übertrug. Das war in doppelter Richtung wirklich der Fall: zwischen Süd und Nord, zwischen Ost und West.

Breslau liegt selbst in dem Tieflande des deutschen Ostseegebietes, das von diesem Meer die Ernte seiner Fischereigründe und die Erzeugnisse seiner Uferländer empfängt. Zugleich aber liegt Breslau vor dem Rande des mitteleuropäischen Berg- und Hügellandes, welches aus den Quellen seines Reichtums an nutzbaren Gesteinen, des Sonnenglanzes seiner Weingelände und des Gewerbfleißes seiner Bevölkerung zu allen Zeiten Ströme wertvoller Waren niedersendete in das einförmigere Vorland. Der Handel mit Salzfischen war im Mittelalter, als die Heringsfischerei ihren Schwerpunkt noch in der Ostsee hatte, in ihrem Umkreise besonders lebhaft, zumal die Fastenordnung der Kirche den Fischen eine viel wichtigere Stellung unter den Volksnahrungsmitteln anwies, als sie heute besitzen. Breslau übernahm die Verteilung dieser Fischwaren über sein südliches Hinterland. Aus diesem aber wurden ungarisches Kupfer und Gold, galizisches Salz, oberschlesisches Blei, Silber und Zinkerz, steirisches Eisen, die mannigfachen Metalle des schlesischen und sächsischen Gebirgsrandes auf den Breslauer Markt gebracht. Ja im Mittelalter erstreckte sich dieser von Breslau vermittelte Warenaustausch zwischen Nord und Süd durch die ganze Breite des Festlandes hindurch von Danzig bis Venedig. Breslau ward ein wichtiger Vorposten des von Venedig aus sich verzweigenden Handels mit den Gewürzen des Orients, den feurigen Weinen des Mittelmeergebietes, den Werken der dort blühenden Kunstfertigkeit. Die erstaunlich entwickelte, fruchtbare Verkehrsbeziehung mit Venedig trug wohl am meisten dazu bei, dem Handelsgetriebe Breslaus im Mittelalter einen großen weltmännischen Zuschnitt zu geben und die Formen des Handelslebens dem Muster der vorangeschrittenen Entwicklung der italienischen Großhandelsplätze anzupassen. So kehrte damals auch das Innere des Erdteiles bis weit über die Wasserscheide der Meere hinaus dem im Mittelpunkte des Welthandels stehenden Mittelmeergebiete sein Angesicht zu. Breslau versendete damals indische und arabische Erzeugnisse nach Norden.

Aber so hoch man auch den Wert aller der Mittagslinie folgenden Verkehrsbeziehungen Breslaus anschlagen mag, weitaus wichtiger ist für sein Emporkommen doch seine Lage auf der Grenze zwischen dem Westen und Osten des Erdteiles gewesen. Der wirtschaftliche Unterschied beider war im Mittelalter viel schärfer als heute, und deshalb war auch das Bedürfnis nach dem Austausch dessen, was im Osten die rohe Naturkraft, im Westen der Menschen Witz und Kunst erzeugte, viel größer und dringender. Das hat vortrefflich bereits die erste Schilderung Breslaus aus der Feder des Humanisten Barthel Stein (1512) hervorgehoben. Sie bezeichnet die Wurzeln der Be-

deutung Breslaus so treffend, daß ihre Worte heute noch der Erinnerung wert erscheinen. »Hierher brachte man aus dem fernsten Norden und Osten Europas, was Wertvolles und Nützliches das ganze sarmatische Tiefland erzeugt; hierher führten Ruthenen, Walachen, Litauer, Preußen, Masuren, Polen die Waren zusammen, welche die Natur, nicht eigene Betriebsamkeit ihnen bereitet, und anderseits strömte hierher aus ganz Deutschland, was die Kunstfertigkeit schuf zu Nutz und Zierde des Lebens, namentlich Stoffe zur Kleidung.« Er betont, daß trotz des Aufstrebens Krakaus damals im allgemeinen die Oder die Grenzlinie der beiden Wirtschaftsgebiete gebildet habe, und versichert: »So halte ich es für eine ganz unzweifelhafte Wahrheit, daß die ganze Kultur Schlesiens, aller Wohlstand und alle Bildung begonnen hat von Breslau, wo zuerst eine lebhafte Handelsbewegung der umwohnenden Völker sich einstellte; nachher sind auch andere Städte emporgekommen.« Stein hat vollkommen recht. In der Vermittelung eines großen Weltverkehrs liegt Breslaus Blüte begründet, sein Aufschwung ist nicht eine Folge der Eroberung Schlesiens für die abendländische Kultur, sondern ging dieser voran und half sie fördern. Breslau war sicher ein bedeutender Handelsplatz lange vor dem Mongolenbrande; die Handelsbeziehungen, welche Breslauer Kaufleute 1245 im Geleit Plan Carpins nach Kiew führten, sprechen unzweideutig dafür. Die bei dieser Gelegenheit bezeugte Straße über Krakau verlor seit dem selbständigen Emporstreben dieses Handelsplatzes für den Fernverkehr Breslaus nach Kleinrußland entschieden an Bedeutung, wenn sie auch für den Handel mit Krakau, namentlich für die Zufuhr polnischen Salzes, wichtig blieb. Endeten so die südlichen Strahlen des von Breslau nach östlichen Richtungen sich verzweigenden Straßenfächers, die »Salzstraßen« über Oppeln—Beuthen—Oswiecim und über Namslau—Kreuzburg—Czenstochau für den Breslauer Verkehr später schon in Krakau, so zielte mehr ins Weite »die polnische Bunzelstraße« Öls—Wartenberg—Boleslawice (Poln. Bunzlau)—Wielun—Radom—Lublin—Wladimir—Kiew. Dazu traten die drei nordostwärts gegen Thorn und Danzig führenden Wege Öls—Kalisch—Konitz, Militsch—Jarotschin—Peisern, Kosten—Posen—Gnesen—Inowrazlaw (jetzt Hohensalza).

Mit den auf diesen Wegen nach Breslau zusammenströmenden Naturerzeugnissen Salz, Pottasche, Vieh, Leder, Pelzwerk, Wachs, Honig, Flachs trafen hier an der Grenze des deutschen Wirtschafts- und Sprachgebietes die Waren des Westens zusammen, besonders flandrisches Tuch und die mannigfachen Ergebnisse süddeutschen Gewerbfleißes. Nach den Niederlanden als fernstem Ziel strebten

sowohl die »Niedere Landstraße« (Parchwitz—Lüben—Glogau—Frankfurt—Hamburg), wie die »Hohe Landstraße« nach Leipzig. Von der dort stattfindenden Straßenverzweigung waren nur die nach Nordwesten und westwärts durch Thüringen nach Frankfurt führenden Wege für Breslaus Verkehr von hoher Wichtigkeit. Denn mit Nürnberg und dem übrigen Süddeutschland verkehrte das mittelalterliche Breslau lieber über Prag.

Von der Geschichte der Handelsbewegung auf all diesen Straßen würde ein farbenreiches Bild der Öffentlichkeit vorliegen, wenn es Prof. Markgraf vergönnt gewesen wäre, seine reichhaltigen, vom Verfasser mit Bewunderung und Dank, aber natürlich nur mit Zurückhaltung benutzten Aufzeichnungen über den Handel Breslaus im Mittelalter abzuschließen. Er übersah vollkommener als irgend ein anderer, welche weitgreifende Bedeutung Breslau als Vermittlerin eines ganz Mitteleuropa und den wertvollsten Teil des Ostens umfassenden Handels damals besessen hat.

Aber Breslau trat früh auch mit eigener Gewerbtätigkeit ein in den Wettbewerb mit den fernen Ländern, deren Erzeugnisse es vertrieb. Es übernahm nicht nur die Verarbeitung der Rohprodukte des Ostens, sondern suchte namentlich dessen starke Nachfrage nach Tuch möglichst durch eigene Fabrikation zu befriedigen. Im Jahre 1333 zählte die Tuchmacherzunft Breslaus 900 Köpfe. Am Ende des 15. Jahrhunderts führte Schlesiens aufkommende Leinenindustrie dem Handel Breslaus neue Nahrung zu. Weiten Rufes erfreute sich auch Breslaus Brauerei. Schlesien war im Mittelalter für einen weiten Umkreis eine so gefeierte Quelle des beliebten Volksgetränkes wie heute Bayern.

So kam Breslau im Mittelalter rasch zu Reichtum und Macht empor. Es trieb sogar, allerdings mit großen Opfern, doch nicht ohne nachhaltige Wirkung und sicher dem deutschen Volk zum Heile eine eigene Politik. Ihm ist es zu danken, daß Schlesien nicht willenlos zu einem Schauplatz böhmischer Willkür herabsank. War auch der von Breslau herbeigeführte Anschluß Schlesiens an die Länder der ungarischen Krone ein keineswegs wohltuender Abschnitt in der Entwicklung des Landes, den einen Vorteil brachte er doch, die Einwirkung böhmischer Herrschaft auf einige Zeit zu unterbrechen.

Aber gerade in jenen Jahrzehnten, in denen Breslaus Vorangehen für die politischen Geschicke seiner Umgebung entscheidend ward, begannen die Grundlagen seiner mittelalterlichen Handelsstellung ernstlich zu wanken. Im Westen ward Breslaus Handelswirksamkeit eingeengt durch das Emporkommen Leipzigs und der großen süddeutschen

Handelsplätze Nürnberg und Augsburg, welche die Vermittelung der Beziehungen Deutschlands mit dem neuen Weltmarkt Lissabon viel vollkommener in der eigenen Hand vereinigten, als es ihnen je gegenüber Venedig gelungen war. Verhängnisvoller aber war für Breslau das Ankämpfen der aufstrebenden polnischen Handelsstädte wider seine alten Vorrechte. Als der Tag von Petrikau 1511 die volle Handelssperre Polens gegen Breslau aussprach, blieb diesem nichts übrig, als den Frieden durch förmlichen Verzicht auf sein Niederlagsrecht (1515) zu erkaufen. Diesen Sieg der Gegner, die mit ihrem Gebiet Schlesien im Osten und Norden umklammert hielten, erleichterte die Eifersucht anderer Oderstädte, namentlich Glogaus, das sich längst bestrebt hatte, einen Haupthandelszug von Krakau über Kalisch, Kosten, Fraustadt zu seinem Oderübergang und von da weiter nach Görlitz und Leipzig zu führen. Da gleichzeitig im Lande selbst das wieder aufgeschossene Raubrittertum wichtige Landstraßen gefährdete, schien Breslaus Lage damals überaus trostlos. Seine Bürger überkam die Empfindung, an einem Wendepunkt des Schicksals zu stehen, am Grabe einer großen Vergangenheit. Das war die Stimmung, welche Barthel Stein 1512 die Feder in die Hand drückte zur Abfassung der ersten Beschreibung Breslaus. Das Schriftchen sollte, wenn Breslau verarme und sinke, der Nachwelt ein Denkmal dafür sein, was für eine Stadt und wie groß Breslau einst gewesen.

Die schlimmsten Befürchtungen erfüllten sich nicht. Die Breslauer Handelswelt wußte elastisch auch den veränderten Verhältnissen sich anzupassen. Breslau blieb auch im 16. Jahrhundert wohlhabend und mächtig und durch die feine Bildung und den Kunstsinn seiner Patriziergeschlechter ein Brennpunkt höherer Gesittung. Es schien in steigendem Grade das Lob verdienen zu wollen, das 1505 im Stiftungsbrief der geplanten Universität Breslau König Wladislaw ihm gezollt hatte. »Ganz Schlesiens Metropole, übertrifft Breslau durch wunderbar glückliche Ortslage, Stattlichkeit der prächtigen Bauwerke, überdies durch Bildung der Bürger wohl alle Städte Deutschlands.« Der Wohlstand der Stadt war es, der ihr in einer Zeit, welche die Habsburger zur Rücksicht auf ihre hilfsbereite finanzielle Leistungskraft sehr nachdrücklich nötigte, den ungehinderten Anschluß an die Reformation möglich machte. Vertrauen in die eigene Kraft und der Wille, sie zielbewußt zur Geltung zu bringen, spricht sich auch aus in dem 1530 zu vorübergehendem Gelingen durchgeführten Versuche, in östlicher Richtung längs der Weide einen bis zu dem festen Vorposten des Breslauer Fürstentums, Namslau, reichenden großen Territorialbesitz

zu gewinnen und dadurch der seit 1424 festgehaltenen Hauptmannschaft des Fürstentums gesteigerten Wert und Inhalt zu geben[1]).

Für den Rang, den Breslau am Beginn des 17. Jahrhunderts unter Deutschlands Städten einnahm, ist das Urteil Philipp Clüvers beachtenswert. Wenn ihm Köln als die volkreichste, Nürnberg als die machtvollste und stolzeste Stadt Deutschlands erscheint, erkennt er den Preis der Schönheit drei anderen zu: München, Leipzig und Breslau. Für die Kraft der Stadt spricht es auch, daß es ihr gelang, die schwersten Leiden des Dreißigjährigen Krieges von sich fern zu halten, sich kaiserlichem ebenso wie schwedischem Kriegsvolk zu verschließen. Aber der frische Aufschwung des Mittelalters hatte doch schon im 16. Jahrhundert sein Ende erreicht. Es trat ein merklicher Stillstand in der Mehrung der Volkszahl und der räumlichen Entwicklung ein. Jeder neu erzielte Erfolg erschien nur wie ein Ersatz für einen Verlust auf anderer Seite.

Die wichtigste Errungenschaft der beginnenden Neuzeit war die schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts versuchsweise, seit dem Dreißigjährigen Kriege endgültig gelingende Öffnung der märkischen Oder für die schlesische Schiffahrt. Sie setzte, seit 1668 der Friedrich-Wilhelms-Kanal Oder und Spree verband, Breslau in wirksame Wasserverbindung mit einem dem freien Meere nahen Seehandelsplatze. Als im März 1669 zum ersten Male Breslauer Güter in 25 Tagen nach Hamburg schwammen und Hamburger Schiffer in Breslau Anker warfen, da empfand diese Stadt mit verständnisvollem Jubel die Bedeutung des Augenblicks, der einer bisher unterbundenen Arterie ihres Verkehrs einen Pulsschlag freien Lebens versprach. Die große Wasserdiagonale des norddeutschen Tieflands war gezogen, der wirtschaftliche Zusammenhang der von ihr durchschnittenen Länder angebahnt, lange ehe man an die Möglichkeit ihrer politischen Vereinigung zu denken wagte. Wie schnell die Wirkung dieser folgenreichen Wendung sich geltend machte, lehrt ein bemerkenswertes Aktenstück aus jener Zeit, eine Schilderung der nunmehrigen Handelsstellung Breslaus in einer Vorstellung seines Rates gegen die drohende Gefahr eines neuen Elbzolls in Glückstadt (1678)[2]). Von den drei wichtigsten Richtungen des schlesischen Handels war die nach Ungarn, das früher viel Tuch, Leinwand, Kolonialwaren aus Schlesien für den eigenen Bedarf oder zur Versorgung Rumäniens

1) H. Wendt, Breslaus Streben nach Landbesitz im 16. Jahrhundert. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens. XXXII 1898, 215—228.

2) K. Wuttke, Die schlesische Oderschiffahrt in vorpreußischer Zeit. Cod. Dipl. Sil. XXII. Breslau 1896, 198—200.

und Bulgariens bezogen hatte, durch die Türkenkriege und die Unsicherheit der Straßen nahezu erloschen; auch der Handel nach Polen hatte durch die Auswanderung vieler Tausende schlesischer Tuchmacher, Weber, Parchner, Färber nach diesem Nachbarlande und die dort vollzogene Begründung einer eigenen Industrie, die durch Schutzzölle gekräftigt wurde, schweren Abbruch erlitten; über die Weichsel hinaus ließen Krakau und Thorn den Breslauer Handel überhaupt nicht mehr vordringen; so gewann die Beziehung zu Hamburg und dem Meere für Schlesien immer höhere Bedeutung. Dorthin ging aus Schlesien ein Hauptstrom seiner eigenen Waren (Garn, Leinwand, Wolle, Färberöte) und der Rohprodukte Polens und Ungarns (Felle, Leder, Unschlitt, Honig, Wachs), auch steirische Stahlwaren; und von jenem Seeplatz kamen Kolonialwaren, portugiesisches Seesalz, spanischer und französischer Wein, Industrieartikel aus Frankreich, den Niederlanden und England, Fischwaren und russisches Pelzwerk ins Binnenland empor. Als Hauptartikel des Welthandels tritt hier nach jeder Richtung schlesische Leinwand auf.

Die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts brachte Weltereignisse, die für Breslaus Handelsaussichten die Zukunft weiter verdüsterten. Der Übergang der polnischen Krone auf den Kurfürsten von Sachsen (1697) knüpfte Leipzigs Beziehungen mit dem polnischen Handel enger; zu dieser unmittelbaren Schmälerung der vermittelnden Handelsstellung Breslaus trat die endgültige Ablenkung des russischen Handels durch die Begründung von Petersburg (1704); Rußland hatte nun eigenen Zugang zum Meere und damit unmittelbare Fühlung mit den Industriestädten und den Märkten des europäischen Westens. Das war eine Tatsache, welche wesentlich dazu beitrug, dem schlesischen Gewerbfleiß den Wettbewerb mit anderen Ländern freierer Verkehrslage zu erschweren. Die schlesische Tuchmacherei namentlich geriet schon am Anfang des 18. Jahrhunderts in ernste Bedrängnis, sie mußte die Zahl ihrer Arbeitskräfte bedeutend einschränken.

Viel tiefer aber als alle jene Fernwirkungen griff in Schlesiens Schicksal der Übergang unter preußische Herrschaft ein. Die Grundlagen der Handelsstellung Breslaus wurden dadurch schwer erschüttert und nachhaltig umgestaltet. Für die Sperrung des bisher der schlesischen Industrie offen stehenden österreichischen und ungarischen (seit 1772 auch des galizischen) Absatzgebietes konnte die dürftige, schmale Verbindung mit der Mark und Pommern nicht entfernt einen Ersatz bieten. Die alte Verkehrsvermittelung zwischen West und Ost kam zeitweise völlig zum Stillstand, da Friedrich der Große, von der Idee geleitet, der Leipziger Messe eine Breslauer gegenüberzu-

stellen, durch einen Transitzoll von 75% den polnischen Handel geradezu zwang, seine Fühlung mit Sachsen nun auf einem Umwege durch österreichisches Gebiet zu suchen. Die Handelsgrundsätze des Merkantilsystems fielen mit erdrückender Schwere gerade auf die beinahe rings von fremden Staatsgebieten umschlossene Provinz Schlesien. Nur der Leinwandhandel kam durch überseeische Beziehungen zu einer höheren, aber unverkennbar von jeder Wendung der Weltereignisse mit rascher Vernichtung bedrohten Blüte. Auch Breslau hatte daran Anteil. Im übrigen aber verspürte es von dem Regiment des großen Königs neben den Vorzügen auch die unleugbaren Härten[1]). Friedrich ließ gegenüber Breslau nicht so unbeschränkt die Grundsätze landesväterlicher Fürsorge walten, von denen er gegenüber den Städten seiner altererbten Provinzen sich leiten ließ, sondern hat sich hier — nach den Worten eines klassischen Zeugen, des Ministers für Schlesien Grafen Hoym — »ganz Dero sonstigen Gewohnheit zuwider der strengen Forderungen eines Eroberers bedient«. Schon die Form der staatlichen Lasten wirkte verstimmend. Die Kämmereien der schlesischen Städte wurden als königliche Domänen angesehen. Die königliche Kriegs- und Domänenkammer hatte das entscheidende Wort über die Aufstellung des städtischen Etats und hatte diesen so einzurichten, daß ein jährlicher Überschuß sich ergab, der an die königliche Kasse zur Disposition Sr. Majestät abgeführt werden mußte. Eine Menge städtischer Grundstücke wurden ohne jede Entschädigung einfach vom Staat eingezogen, wenn dieser die bisher von der Stadt geführten Verwaltungen, denen sie dienten, in eigene Hand nahm. Gelegentlich wurden direkt von obenher Veräußerungen städtischen Besitzes angeordnet, um die verlangten »Überschüsse« herauszubringen, und da anderseits bei schweren Katastrophen, wie den Hochwasserschäden der 80er Jahre, bei denen der König anderwärts helfend und mildernd eingriff, der empfindlich geschädigten Stadt nicht die geringste Erleichterung zuteil wurde, stand Breslau nach 40 Jahren friderizianischen Regiments vor der vollendeten Tatsache einer Zerrüttung seines städtischen Haushaltes. Als das Auge des strengen Herrn sich für immer schloß, sah man mit Hoffnung und Vertrauen dem Wirken des Nachfolgers entgegen. »Nova spes regni« war die Aufschrift der Denkmünze, mit

1) Markgraf, Finanz- und Verfassungsgeschichte Breslaus unter Friedrich Wilhelm II. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens. XXVIII 1894, 1—18. Reicheres Material für die Prüfung der oben fest gehaltenen Auffassung bringt die dagegen gerichtete Darstellung C. Grünhagens, Breslau unter Friedrich d. Gr. und Friedrich Wilhelm II. in derselben Zeitschr. XXXVIII 1904, 1—70. XXXIX 1905, 1—51.

der die huldigenden Breslauer den neuen Herrscher begrüßten. Wenn Breslaus Bürger heute unter den Baumgruppen des Scheitniger Parkes ihre Erfrischung suchen, streift manchmal wohl ein verwunderter Blick oder die Frage eines überraschten Fremdlings das Standbild Friedrich Wilhelms II., das auf dem freundlichen Rasenplatz zwischen den mächtigen Eichen eine schlanke Säule krönt. Nur wenige wissen es, wie wohlverdient dies Denkmal des milden Herrschers ist, bei dem die Bürgerschaft einer jahrzehntelang unsanft behandelten Stadt endlich Gehör für ihre begründeten Klagen, den aufrichtigen Willen zu helfen und schließlich wirklich eine gewisse Linderung des harten Druckes fand, unter dem sie bisher gehalten worden war.

Bald kam die schwere Zeit der Napoleonischen Kriege, in ihrem Gefolge die Kontinentalsperre, die alle überseeischen Verbindungen zerriß. Es schien, als wolle der Anfang des Jahrhunderts alle aus der Vergangenheit überkommenen Grundlagen des schlesischen Handels vernichten. Breslau hatte seine Geschichte als Festung mit der Übergabe an die Truppen des Rheinbundes beschlossen. Der alten Bollwerke entkleidet, sah es fast einer zerstörten Stadt gleich (H. Steffens). Aus diesen Ruinen erhob sich auf des Königs Ruf an sein Volk das neue Preußen. Und als Freiheit und Friede ehrenvoll erstritten waren, begann für Breslau nach ein paar matten, hoffnungsarmen Jahrzehnten allmählich eine neue Zeit, deren wirtschaftliches Getriebe mit den Überlieferungen früherer Jahrhunderte wenig gemein hatte.

Das 19. Jahrhundert stellte neue, früher nie geahnte, noch weniger in ihrem Wert gewürdigte Kräfte in den Dienst des Menschen und gab unter den Segnungen eines nur durch kurze Kriegsgewitter unterbrochenen Friedens dem wirtschaftlichen Leben Europas einen gewaltigen Aufschwung. Die gesteigerte Herrschaft über die Natur erhöhte die Schöpferkraft jedes Zweiges der Arbeit und beflügelte den Verkehr zwischen ihren Werkstätten und den Absatzgebieten. Auch Schlesien hat die Triebkräfte dieses Zeitalters empfunden und sich durch sie umgestalten lassen. Aber die Lage dieser Provinz tief im Binnenlande, eingekeilt zwischen fremde Staaten, hat doch erschwerend auf die Entwicklung, beschränkend auf ihr Ergebnis gewirkt. Wer das Breslau der Gegenwart richtig beurteilen will, muß erst die Widrigkeiten kennen, aus denen diese Stadt sich emporzuringen hatte — ein Gestrüpp, dessen dornige Ranken immer wieder hemmend ihren Schritt umklammern.

Schlägt man um Breslau einen Kreis von etwa 120 km Radius, so trifft seine Peripherie bei Marklissa und bei Peisern an der Warthe die Grenzen des Staates. Der Winkel zwischen den Ver-

bindungslinien Breslaus mit diesen Grenzpunkten oder mit den größeren Städten Dresden und Bromberg, ein Winkel von 115°, umschließt die Verkehrsstrahlen, welche ungehemmt durch Zollgrenzen zwischen Köln und Danzig die Fühlung mit dem Seeverkehr suchen können. Schon die Luftlinien nach Chemnitz und Thorn führen durch ausländisches Gebiet, das in geringer, zwischen 70 und 200 km schwankender Entfernung 245° des Umkreises der schlesischen Hauptstadt einnimmt. Davon fallen 91° auf russisches, 154° auf österreichisches Gebiet. Breslau sieht also auf mehr als zwei Drittel seines Umkreises seinen Handelsverkehr abhängig von dem Willen fremder Staaten.

Es gab eine vom Breslauer Handel noch nicht vergessene Zeit, da zwischen den Zollgrenzen der beiden großen Nachbarn eine 20 km breite Lücke klaffte. Die Wiener Verträge hatten zwischen der Weichsel und der Weißen Przemsa den Freistaat Krakau an den Grenzmarken der drei östlichen Großmächte geschaffen als ein Freihandelsgebiet, das für Schlesien eine unschätzbare offene Pforte nicht nur zur Ausfuhr seiner Erzeugnisse, sondern auch zum Betrieb eines regen Durchgangshandels mit Kolonialwaren darstellte. Breslau beherrschte diesen Handel, der Krakau zu einem lebhaften Stapelplatz machte, von dem aus diese Waren dann großenteils mit Umgehung der Zollstellen in die Kaiserreiche weiterbefördert wurden. »Von 92 000 Zentnern Durchgangsgut, welche 1844 die schlesische Grenze überschritten, gingen fast 78 000 über Neu-Berun nach Krakau, von der gesamten schlesischen Ausfuhr etwa die Hälfte; ein einziges großes Breslauer Handelshaus berechnete seinen jährlichen Umsatz in der Republik auf 900 000 Taler[1].« Es ist ein beschämendes Blatt in der Geschichte der preußischen Politik, auf dem der Vorgang verzeichnet steht, wie leichtherzig und willensschwach 1846 die damaligen Leiter der Geschicke unseres Staates sich darein fügten, daß dies Luftloch, durch das der schlesische Handel nach Südosten noch atmen konnte, vernagelt wurde durch die bedingungslose Einverleibung Krakaus in die Österreichische Monarchie. Diese Vernichtung eines Freihandelsgebietes, das die Wiener Verträge eingesetzt hatten, war nicht nur an sich ein schwerer Verlust, den unsere Provinz bei Begründung ihrer wirtschaftlichen Ansprüche dem preußischen Staate zu Lasten zu schreiben hat, sondern die damit vollzogene Verletzung der Wiener Verträge rächte sich noch weiter. Rußland konnte daraus das Recht herleiten, an jene Verträge sich nicht mehr gebunden zu halten, und

1) H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. V. Leipzig 1894, 547.

seinerseits Kongreß-Polen, das bisher ein eigenes Zollgebiet gewesen war, in die russische Zollinie aufzunehmen. Das geschah 1851; an die Stelle der wenig sorgfältigen Bewachung der polnischen Zollgrenze trat nun die chinesische Mauer der russischen Zollinie. So hat, ohne daß der Staat auch nur eine ernste Gegenanstrengung gemacht hätte, erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts der fremde Zollgürtel sich fest geschlossen, der Schlesien beengt und den Pulsschlag wichtiger Adern des alten Breslauer Verkehrs zum Stillstand verurteilt hat.

Das Russische Reich hat — mit Ausnahme der Zeit des Krimkrieges, in welchem die Zufuhr von Deutschland her die Hauptquelle unentbehrlicher Bedürfnisse war — die Zölle an seiner westlichen Festlandsgrenze immer sehr hoch gehalten. Das hing teils mit seinem Finanzsystem zusammen, in welchem die Zölle eine besonders hohe Rolle spielen, teils mit dem Wunsche eines wirksamen, den Zutritt fremden Wettbewerbes ausschließenden Schutzes für seine erst allmählich sich hebende Industrie. Aber es hat außerdem auch — teils aus militärischen, teils aus wirtschaftlichen Gründen — seinen Vorteil darin gesucht, den Grenzverkehr auf möglichst wenige Übergänge zu beschränken und auch an diesen oft geflissentlich zu lähmen. Zwischen Thorn und Myslowitz überschritt lange keine Bahnlinie die westliche Grenze. Vergebens hat Breslau seit mehr als 40 Jahren nach einer geraden Verbindung mit Warschau gestrebt. Breslau verkehrte bis vor kurzem mit Warschau über Myslowitz, und dieser Anschluß an die Wien-Warschauer Bahn verlängerte nicht nur den in der Luftlinie 367 km betragenden Abstand auf 507 km, sondern bei der geringen Rücksicht der genannten Hauptlinie auf den Breslauer Anschluß waren für diese Reise im günstigsten Falle 14 Stunden notwendig. Der Güteraustausch auf dieser künstlich verlängerten Strecke war selbstverständlich sehr beschränkt.

Als eine Folge dieser planmäßigen Absperrung Rußlands gegen Breslau, die auch durch den neuen Anschluß von Lublinitz an Czenstochau und den für Breslau unbequem erreichbaren Grenzübergang bei Kalisch nicht in voll befriedigender Weise beseitigt ward, ist das Emporkommen einer ansehnlichen Industrie- und Handelsstadt auf russischem Gebiete zu betrachten, die teilweise in die Stellung eintrat, welche früher Breslau in der Vermittelung der Beziehungen zwischen Deutschland und dem Osten ausgefüllt hatte. Lodz ist ein auf russischem Gebiet aufgestellter Spiegel, der Verkehrsstrahlen auffängt und wieder reflektiert, die ehemals Breslau erreichten. Trotzdem hat Breslau andauernd nach Möglichkeit Beziehungen mit dem

Weichsel-Gouvernement weiter gepflegt und die häufigen Änderungen der Handelsbedingungen mit den östlichen Nachbarn mit empfinden müssen, zuletzt den Zollkrieg von 1893 und den ihn beendenden Handelsvertrag[1]).

Freundlicher und vielseitiger sind allzeit die Beziehungen zur Österreich-Ungarischen Monarchie gewesen. Aber aller gute Wille, durch gegenseitiges Entgegenkommen sich zu verständigen, schloß feste Wahrnehmung der Sonderinteressen nicht aus, und diese führte das Donaureich naturgemäß zu Entschließungen, die Schlesiens und insbesondere Breslaus wirtschaftlichen Wünschen entgegenwirkten. Seit 1857 die Südbahn die nördlichen Kronländer an Triest knüpfte, suchte Österreich in seiner eigenen Seepforte den Anschluß an den überseeischen Verkehr, und soweit immer noch sein Bedarf an Kolonialwaren oder sein eigenes Ausfuhrbedürfnis mit deutschen Seeplätzen rechnete, bestrebte er sich mit diesen direkte Beziehungen anzuknüpfen und Breslaus Vermittelung auch bei einem Schlesien durchziehenden Güterverkehr zu überspringen. Anderseits legten die österreichischen Eisenbahnen Wert darauf, die Erzeugnisse der Monarchie möglichst weit auf ihren eigenen Linien zu befördern und brachten — selbst mit zeitweiligen Opfern — einen von der Natur wenig begünstigten Verkehrszug längs der Südgrenze Schlesiens, am Südsaum der Sudeten, in Aufnahme, von Galizien nach Nordböhmen zur Elbumschlagsstelle Laube bei Bodenbach. Die Absperrung Russisch-Polens gegen Breslau brachte selbst polnisches Getreide in diese Bahn. So trat Österreich bei dem von der Natur gegebenen Wettbewerb der Oder- und Elblinie im diagonal nordwestwärts strebenden Verkehr immer mit seinem Einfluß für die westlichere Route ein, für die außer anderen Vorzügen der Ursprung dieses Wasserweges im Herzen Böhmens sprach. Die von der Natur aufgerichtete Scheide der Karpaten und der Sudeten zwischen den Weltwegen Hamburg—Breslau—Odessa und Hamburg—Dresden—Wien—Pest ward so zu ungunsten Breslaus durch den österreichischen Bahnverkehr entkräftet. Eine Änderung der Interessen Österreichs bei der Wahl zwischen Oder und Elbe ist indes in naher Zukunft möglich, wenn der Donau-Oder-Weichsel-Kanal, dessen Aussichten sich merklich bessern, wirklich zustande kommt. Dann würde der Verkehr Schlesiens einen wirksamen Anschluß an die östlichen Kronländer der Österreichischen Monarchie, an das March- und Weichselland gewinnen, und es würde eine gewaltige Güterbewegung um die Mährische

1) Nähere Charakteristik der Handelsbeziehungen Breslaus zu Rußland bietet die Denkschrift im Jahresbericht der Handelskammer für 1893, 67—93.

Pforte sich entwickeln, an der dem Breslauer Handel unfehlbar ein reicher Anteil zufallen müßte. Aber vorläufig schwebt die Verwirklichung dieser hochfliegenden Hoffnungen doch noch im Ungewissen.

Eine Lage wie die Schlesiens zwischen zwei fremden Mächten erscheint aussichtsvoll für einen lebhaften Durchgangsverkehr. Auch er verlor für Schlesien nach Krakaus Einverleibung in den Kaiserstaat sehr an Bedeutung. Nicht nur Rußlands Kontinentalzölle widerstrebten ihm, sondern lange Zeit auch die ansehnlichen Transitzölle des Zollvereins.

Wenn so der feste Rahmen fremder Gebiete, der Schlesien von Nordost über Ost und Süd bis Südwest umspannt, sehr merklich ablenkend auf Verkehrsströmungen einwirkt, die vormals ihren Weg nach Schlesien nahmen, muß die Hoffnung dieses Landes und seiner Hauptstadt sich ganz vorwiegend auf die Belebung der ihnen offenstehenden Verbindungen mit dem übrigen Deutschland richten. Hatte schon 1815 die Vereinigung großer Teile der Lausitz mit Preußen den Zusammenhang der Provinz mit dem Staate erheblich verbreitert, so hob der Anschluß Sachsens an den Zollverein 1834 auch die Zollschranken in der seit alter Zeit wichtigen westlichen Richtung hinweg. Aber damit war doch erst eine Vorbedingung für die engere wirtschaftliche Verknüpfung Schlesiens mit dem übrigen Deutschland gewonnen. So begeistert die Schlesier die Entwicklung des Zollvereins verfolgten, so hoffnungsvoll sie den Augenblick begrüßten, da er 1851 die Fühlung mit der Nordsee, mit dem offenen Weltmeer gewann, war ihnen noch manch entsagungsvolles Jahr, manch fruchtloses Ringen vorbehalten, ehe sie des Zusammenhanges mit dieser aufblühenden wirtschaftlichen Gemeinschaft uneingeschränkt froh werden konnten. Lange blieb der Zustand der Verkehrswege, die diesen entlegensten, der Nordsee fernsten Zipfel des Zollvereinsgebietes an dessen Gesamtheit knüpften, unvollkommen; und namentlich die Auswertung der Verkehrsmittel war beherrscht von Gesichtspunkten, denen eine besondere Rücksicht auf Breslaus hergebrachte Handelsstellung und sein künftiges Wohl durchaus fremd war.

Bei einem Blick auf die Karte muß die Oder als die von der Natur gebotene Verbindung Schlesiens mit dem märkischen Wassernetz und seinen beiden Ausmündungen in Ostsee und Nordsee erscheinen. Die Pflege dieser Wasserverbindungen war doppelt verlockend, seit die gerade für die fernsten Anwohner des ganzen schiffbaren Wassernetzes besonders empfindlichen Elbzölle — ein Jahrzehnt bevor sie 1874 ganz verschwanden — erheblich ermäßigt und der dänische Sundzoll 1857 abgelöst wurde. Aber das alles half Schlesien

nichts, solange sein Oderlauf in trauriger Versandung der Schifffahrt sich verschloß. Erst der von 1868 bis 1876 tatkräftiger ausgeführte Ausbau der Stromrinne erzielte bis Breslau aufwärts einen befriedigenden Erfolg, eine Normaltiefe von 1 m, die Schiffen von 400 t (8000 Ztr.) Ladefähigkeit soweit aufwärts zu dringen gestattete, wenn auch einen großen Teil des Jahres über nicht mit voller Ladung. Breslau war dadurch Endstation des Großschiffahrtsverkehrs geworden, der im letzten Viertel des Jahrhunderts sich mit raschem Aufschwung entwickelte, nachdem der vorhergegangene Rückgang der Schiffahrtstätigkeit im Jahre 1874 seinen tiefsten Punkt erreicht hatte. Dadurch gewann der Umschlagsverkehr zwischen den nach Breslau zusammenführenden Eisenbahnlinien und dem Strome hohe Bedeutung, und der jahrzehntelang aus kurzsichtiger Interessenpolitik von der wichtigsten Eisenbahnverwaltung verzögerte Anschluß an den Strom trat am linken Ufer unterhalb der Stadt bei Pöpelwitz endlich 1882[1]) in Wirksamkeit, als der Anschluß der Konkurrenzbahn auf dem rechten Oderufer bereits im Werke war. Aber erst allmählich kamen die Umschlagseinrichtungen beider Ufer und die dafür festgestellten Tarife mit den Wünschen des Breslauer Handels in Übereinstimmung.

Eine Verschiebung dieser Stellung Breslaus als obersten der Großschiffahrt erreichbaren Oderhafens brachte die Kanalisierung der Oder zwischen Kosel und der Neißemündung (1891—1895) und der Anschluß dieses neuen Schiffahrtsweges an das Breslauer Unterwasser durch den Kanal, der Breslaus Nordseite umgeht (1897). Wenn Breslau für dies Bauwerk selbst große Opfer gebracht hat, so hat es damit einen weiten, nicht nur den nächstliegenden Vorteil erfassenden Blick bewiesen. Wohl gleiten, ohne zu verweilen, heute an Breslaus Nordseite die großen Eisenkähne Berliner Kohlenkönige vorbei, die im Koseler Hafen sich mit der Ausbeute oberschlesischer Gruben füllten, und ein Teil des Verkehrs, der früher Breslaus Umschlagsstellen belebte, sucht heute weit höher den Strom auf. Aber das Pflichtbewußtsein der Hauptstadt einer aufstrebenden Provinz hat doch den richtigen Gedanken in den Vordergrund gerückt, daß alles, was dem Hinterlande Breslaus, dem oberschlesischen Industrierevier nutzt, auch das Leben in den Adern des Breslauer Handels steigert. Immerhin verdient die Freiheit und Größe der Gesichtspunkte, von denen die Stadt sich in dieser Angelegenheit leiten ließ, um so bestimmtere Betonung, da manche der übrigen Faktoren, welche auf ihr Wirtschaftsleben entscheidenden Einfluß übten, nicht immer auf gleicher Höhe der Auffassung sich gehalten haben.

1) In Kosel 1860, in Oppeln 1858.

Da erst im letzten Abschnitt des 19. Jahrhunderts die Oder den Wert eines Großschiffahrtsweges gewann, war Schlesien für seinen Verkehr mit dem übrigen Norddeutschland mehrere Jahrzehnte lang fast ausschließlich angewiesen auf seine Schienenwege[1]). Ihr Netz hat seit 1842 nicht ohne Stockungen sich so entwickelt, daß nach 40 Jahren die Hauptlinien vollendet waren und gegenwärtig ein Stern von acht Strahlen nach allen Richtungen die Hauptstadt der Provinz in Beziehung setzt mit der näheren und weiteren Umgebung. Man sieht es diesem schönen, heute ganz vom Willen des Staates beherrschten Stern nicht an, wie schwer es manchen seiner Strahlen geworden ist, ihr Ziel zu erreichen. Die gewinnreiche Monopolstellung der ältesten Linien (O. S. E. und N. M. E.), die zu dem Hauptverkehrszug, zum Rückgrat des schlesischen Verkehrslebens sich zusammenfügten, war stark genug, den längst als erforderlich erkannten Bau der Parallellinien (R. O. U. E. und Breslau—Stettin) in schwer zu rechtfertigender Weise zu verzögern. Die Eisenbahnen stellten naturgemäß sich nicht als selbstlose Werkzeuge in den Dienst des Verkehrs, sondern waren gewinnbringende Unternehmungen, die sehr zielbewußt, aber oft mit recht engen Gesichtspunkten ihre eigene Interessenpolitik trieben. Liefen deren Bestrebungen schon bei der Entwicklung des Verkehrsnetzes den Wünschen der Handelswelt oft gerade zuwider, so gerieten beide auch in immer erneuten Kampf bei der Regelung der Tarife. Den roten Faden in der Arbeit der Breslauer Handelskammer, die in den 55 Bänden ihrer Jahresberichte niedergelegt ist[2]), bildet die nie rastende Abwehr der Schläge, welche der ewige Wechsel der Bahntarife dem Breslauer Handel versetzte. Allerdings handelte es sich dabei keineswegs immer um eine willkürliche Nichtbeachtung berechtigter örtlicher Forderungen, sondern sehr oft um die großen Grundfragen der Umgestaltung des Güterverkehrs beim Ausreifen des Zeitalters der Eisenbahnen.

Breslau war früher ein großer Zwischenhandelsplatz. Es nahm die Rohprodukte des Ostens auf und erntete Gewinn bei ihrer Verteilung an westlichere Absatzgebiete. Insbesondere im Getreidehandel hat Breslau zeitweilig für den ersten Platz des Kontinents gegolten. Diese Stellung geriet naturgemäß ins Wanken, als der moderne Schnellverkehr sich bemühte, die Produktionsgebiete mit fernen

1) Dazu vgl. Marie Krauske, Breslaus Stellung im Schnellverkehr. Festschrift des Geograph. Seminars zur Begrüßung des XIII. Deutschen Geographentages. Breslau 1901.

2) Der 50. Bericht für 1899 wird eingeleitet durch eine kenntnisreiche Übersicht der Handelsbewegung der letzten 50 Jahre.

Märkten in möglichst direkte Verbindung zu bringen. Die Beobachtung, wie vorteilhaft man eine Ware, wenn sie einmal auf der Achse war, ohne Umladung auch in recht weite Ferne befördern könne, und der Wunsch der Bahnen, möglichst viel Güter auf ihre Linien zu ziehen und sie auf möglichst weite Strecken an diese zu fesseln, führte unvermeidlich zur Entwicklung der Differentialtarife, welche die Fracht nicht proportional nach der Entfernung abstuften, sondern wichtigen Handelsplätzen in großer Ferne, die bedeutende Gütermengen an sich zogen, dafür stark ermäßigte Frachten bewilligten. Das ergab die Ausschaltung der Zwischenhandelsplätze. Für Breslau war es eine eingreifende Erschütterung altbegründeter Handelsbeziehungen, wenn die Kolonialwaren, welche es einst nach Österreich weitergab, nun zu niedriger Fracht durch seine Bahnhöfe hindurch direkt ins Nachbarland gingen und die höheren Tarife für den in Breslau unterbrochenen, hier verweilenden Verkehr derselben Güter den Ort von einem Anteil an der Handelsvermittelung ausschlossen. In derselben Weise ward dem Getreidehandel Breslaus der Boden beschränkt durch die billige direkte Beförderung der Ernten der Karpatenländer nach Stettin. Eine solche Umwandlung des ganzen Handelsbetriebes war zweifellos begründet in der Änderung der Verkehrsmittel. Aber eine unerträgliche Schärfe, gegen die man mit aller Kraft sich auflehnen mußte, gewann sie doch erst durch die unberechtigte Willkür der Bahnverwaltungen, die zu ungunsten Breslaus — wie die Kommission des Abgeordnetenhauses für Handel und Gewerbe 1861 einstimmig anerkannte — »so exorbitante Unterschiede in Frachtsätzen« walten ließ, daß »die größten Nachteile für den inländischen Verkehr herbeigeführt werden mußten«[1]). Es hieß einen wichtigen Zweig Breslauer Handels wider jedes Recht lahm legen, wenn der Doppelzentner Getreide von Pest nach Dresden über Breslau um 3 Pfennig[2]), von Jassy nach Stettin über Breslau um 26 Pfennig[3]) billiger gefahren wurde als nach Breslau selbst.

Diese Tarifentwicklung mußte — auch wenn es gelang, hier und da eine ihrer schärfsten Spitzen abzubrechen — die einst im Vordergrunde stehende Bedeutung Breslaus als Vermittlerin des Handels entfernter Gebiete immer stärker einengen. Wenn ein Teil des Getreideverkehrs noch bis über die Einführung der Kornzölle hinaus Breslau erhalten blieb, so wirkte darauf wesentlich die Tatsache hin, daß für die Backfähigkeit des Mehles eine Mischung des weichen,

1) Jahresbericht der Handelskammer 1861, 95.

2) Ebenda 1882, 36.

3) Ebenda 1875, 65. Andere Beispiele 1863, 113. 1867, 26. 1868, 33.

viel Mehl gebenden stärkereichen Weizens deutscher Herkunft mit dem kleberreichen, roten, harten Weizen des Ostens als wertvoll erkannt worden ist. Darin lag ein förderlicher Umstand für Breslaus Getreidehandel wie für seine Mühlenindustrie.

Im allgemeinen aber nahm die Entwicklung des Breslauer Handels im 19. Jahrhundert den Gang, daß immer stärker in ihm die Vermittelung der Bedürfnisse und des Absatzes des Lebens und der Arbeit von Provinz und Stadt vorwaltete. Dieselben Naturbedingungen also, welche in ganz Deutschland den Außenrand der Berglandschaften derartig belebten, daß von 35 Großstädten des Reiches heute 18 in diesem Landgürtel liegen, — die Vereinigung der Fruchtbarkeit und Verkehrsfreiheit der Ebene mit der Nähe der Bodenschätze und Industrieerzeugnisse des Berg- und Hügellandes fester Gesteine — haben auch für Breslau die Entscheidung seines Wachstums und seines Wohlstandes im 19. Jahrhundert hauptsächlich begründet. Auch dabei traten wieder die Tariffragen als besonders schwierig und entscheidungsvoll hervor. Bei der Lage der Provinz am äußersten Ende des freien deutschen Marktes, fern von den Seeplätzen, kommt alles darauf an, daß sie — um den Wettbewerb mit günstiger gelegenen Landschaften auszuhalten — billig arbeitet und billig verfrachtet. Aber ein verständnisvolles Entgegenkommen zur Erleichterung dieser Lage war von den Bahnen, solange einzelne eine tatsächliche Monopolstellung einnahmen, nicht zu erlangen. Die Frachten der O. S. E. und der N. M. E. hielten sich lange unverhältnismäßig hoch. Es war eine starke Besteuerung der schlesischen Arbeit, wenn die letztere Eisenbahn aus dem bescheidenen Verkehr der 60er Jahre jährlich etwa 2 Millionen Taler Überschüsse herauswirtschaftete. Die Industrie Schlesiens wurde durch die Bahntarife unter einem künstlichen Druck erhalten, der ihre Entwicklung verzögern mußte. Mildernd fiel nur ins Gewicht die Tatsache, daß der Handel damals noch mit erheblich höherem Gewinn arbeitete als im Drange des scharfen heutigen Wettbewerbes. Besonders erschwerend wirkten hohe Tarife für diejenigen Industrien, welche auch ihr Rohmaterial aus der Ferne zu beziehen hatten. Schlesiens Baumwollindustrie hatte noch 1892 für die Zufuhr von Rohbaumwolle mit einem Tarifsatze zu rechnen, der höher gegriffen war als der für die blühende Industrie Süddeutschlands geltende.

Schlesiens Wirtschaftsleben und der dadurch beherrschte Handelsbetrieb seiner Hauptstadt hat im 19. Jahrhundert starke Veränderungen durchgemacht. Die Forsten Oberschlesiens haben nun durch den musterhaft geregelten Betrieb der Bewirtschaftung und durch den

modernen Verkehr eine so weittragende Leistungsfähigkeit erlangt, daß sie trotz des starken Bedarfs des oberschlesischen Bergbaues auf dem Wasserwege und den Schienen eine bedeutende Holzmenge, zum Teil schon verschnitten, den Breslauer Holzhöfen, Bauplätzen und Werkstätten zuführen, die auch aus Galiziens Wäldern zeitweilig stark versorgt wurden. Die Landwirtschaft, welche in den ersten Jahrzehnten durchaus den Getreidebau in den Vordergrund stellte und schon deswegen, aber auch wegen der schwächeren Bevölkerung des Landes ständig eine Quelle für den starken Getreideabfluß aus Schlesien bildete, deckt nur durch die intensive Steigerung ihrer Erzeugungskraft in der Gegenwart noch überschüssig den Roggenbedarf des Landes, aber nicht immer den an anderen Feldfrüchten. Erloschen ist der einst weit berühmte Breslauer Wollmarkt. Dafür steht der Rübenbau und die Zuckerindustrie nun voran unter den Betriebszweigen der Mittelschlesischen Ebene. Auf dem Schwarzen Boden um Breslau liegt der östliche Kernsitz des deutschen Zuckerhandels, der größte nächst Magdeburg. Reges Leben ist aufgeblüht auf den Kohlenfeldern Oberschlesiens. Das ist das wertvollste Hinterland Breslaus, dessen immer noch sich steigernde Leistungskraft und Aufnahmefähigkeit die Wurzeln des Breslauer Handels neu stärkt, wenn auch mancher seiner alten Äste verdorrte. Im Wetteifer mit der Arbeit, die Oberschlesiens Bodenschätze hebt, und mit dem mannigfachen gewerblichen Leben des Gebirges ist auch Breslau der Sitz einer bedeutenden Industrie geworden.

Der alte Mühlenbetrieb, der an die beiden Staustufen des Oderstroms sich knüpfte, hat sich in steigender Vervollkommnung behauptet, wenn auch die Absatzgebiete etwas beschränkt oder verschoben wurden und für den Verlust des österreichischen Marktes in Süddeutschland Ersatz gesucht werden mußte. Von vorübergehender Bedeutung war die nach der Mitte des 19. Jahrhunderts blühende Ölmüllerei, der bald das Aufkommen der Erdölverwertung und der Gasfabrikation engere Grenzen zog. Dagegen hat in den letzten Jahrzehnten — dank dem gesteigerten örtlichen und provinziellen Bedarf — die Brauerei einen gewaltigen Aufschwung genommen, während die Spritfabrikation, welche nach der Mitte des verflossenen Jahrhunderts emporkam und glänzende Jahrzehnte erlebte, der Verengung des ausländischen Marktes und der Veränderung der Produktionsbedingungen nicht ohne Mühe sich anpaßt. Sind so zahlreiche Werkstätten der Provinzialhauptstadt tätig für die Verbreitung der Erzeugnisse der Landwirtschaft, so sorgt für den Ersatz der Pflanzennährstoffe, die sie dem Boden entzieht, die ausgebreitete

Fabrikation künstlicher Düngestoffe, — ein Hauptzweig der chemischen Industrie Schlesiens, welcher einst sicher noch eine höhere Entwicklung bevorsteht, wenn erst die Technische Hochschule Breslau ihre Wirksamkeit entfalten wird.

Dieser Herd der technischen Wissenschaften wird sicher auch gesteigertes Leben in den schlesischen Maschinenbau hineintragen, den schon jetzt in Breslau eine Reihe großer Werke mit beständig fortschreitender Entwicklung betreibt. Namentlich die Landwirtschaft der Schlesischen Ebene und auch die Russisch-Polens ist ein Abnehmer, dessen Kauflust der Mangel an Arbeitskräften in den letzten Jahren unverkennbar gemehrt hat. In einem Zweige, dem Eisenbahnwagenbau, nimmt Breslau nicht nur der Menge nach, sondern auch in der Vollkommenheit der Einrichtung einen hervorragenden Platz ein. Es baut alle Arten von Fahrzeugen, von den einfachen Güterwagen an bis zu den elegantesten Salonwagen des kaiserlichen Hofzuges.

Unter den übrigen Gewerbszweigen, deren volle Überschau hier unmöglich versucht werden kann, nimmt die Bekleidungsindustrie eine bedeutende Stelle ein. Die umfängliche Verwendung weiblicher Arbeitskräfte hat der sogenannten »Konfektion« von Damenmänteln, Herren- und Damengarderobe, auch von Arbeiterwäsche eine Entwicklung gegeben, die nicht nur für die Bedürfnisse der Großstadt selbst sorgt, sondern für die fernsten Teile des deutschen Arbeitsmarktes erfolgreich in Wettbewerb tritt. Die Hauptgrundlage dieser Industrie ist die Arbeitswilligkeit und Genügsamkeit eines Heeres von Arbeiterinnen, dessen Vorhandensein allein schon daran erinnert, daß Breslau, im großen genommen, doch keine reiche Stadt ist, sondern eine Stadt mühevoller, um bescheidenen Lohn ernst ringender Arbeit.

Auch das Gebiet, das die Stadt mit ihrem Handel zu beherrschen und zu versorgen zunächst berufen erscheint, die Provinz, die in ihr den Mittelpunkt ihrer Verwaltung und ihres geistigen Lebens findet, wird ihrer wirtschaftlichen Pflege zum Teil entrückt durch die überlegene Anziehungskraft der Reichshauptstadt. Nach ihr verlegt Niederschlesien und sein Gebirge um so bestimmter seinen wirtschaftlichen Anschluß, je mehr die Gestaltung der Verkehrsverhältnisse es dazu anleitet. Die trotz allen Andringens und trotz der offenliegenden Möglichkeit unterbliebene Herstellung einer kurzen geraden, für Schnellzüge brauchbaren Verbindung mit Hirschberg weist das obere Bobergebiet bestimmter, als es die Natur getan, darauf hin, sein Verkehrsgesicht dem Westen zuzuwenden: Dresden und Berlin. Ja selbst in Oberschlesiens Arbeitsleben kann man erkennen, daß neuerdings die

höhere Entwicklung der Verkehrsmittel dahin zielt, das provinzielle Zentrum vielfach auszuschalten und die fernsten Werkstätten des Landes unmittelbar mit der Reichshauptstadt in Beziehung zu setzen. Seit der Telephondraht das beflügelte Wort zwischen Berlin und der Dreikaiser-Ecke hin und wieder trägt, kann der Wink der Berliner Geschäftsstelle das Getriebe eines oberschlesischen Werkes lenken. Dem Zentrum des Reiches strömt alles zu: der im Glanze höfischen Sonnenlichtes sich wohl fühlende Edelmann der Provinz, der seinen alten Breslauer Familiensitz in ein Mietshaus oder ein Hotel verwandeln läßt, wie der aus Galizien zugewanderte Emporkömmling, der in Breslau sich heraufgearbeitet hat und als gesättigte Existenz dann in der Großstadtluft seinen Überfluß ausstrahlen möchte.

Aber so zweifellos die Hauptstadt Schlesiens der Anziehungskraft der Metropole des Reiches unterliegt und den eigenen Wirkungskreis durch sie beengt sieht, bleibt ihr doch noch eine sehr gewichtige selbständige Bedeutung im Bereiche der wirtschaftlichen Arbeit und der nationalen Kraftentwicklung des deutschen Volkes. Gewöhnt, auf einem Vorposten der deutschen Kultur zu stehen, hat Breslau kraft unverwüstlicher Vorteile seiner natürlichen Lage, trotz mancher Ungunst der politischen Witterung es immer verstanden, auch schwierigen Verhältnissen sich anzupassen und sich mit elastischer Spannkraft gegen jeden Druck, mochte er kommen woher er wollte, zu behaupten. In oft geprüfter, reifer Kraft trat Breslau über die Schwelle des 20. Jahrhunderts. Es kann getrost in die Zukunft schauen, weil jeder Rückblick über seine wechselvolle Geschichte ihm lehrt, daß es sein Emporkommen zur heutigen Größe und Blüte nicht unsteter Gunst äußerer Gewalten zu danken hat, sondern der tüchtigen Arbeit des deutschen Bürgertums.

2. Das Stadtbild im Wandel der Zeiten.

> Ad orientem super Oderam Vratislavia iacet, urbs latericia, non minus decora quam potens, cuius olim episcopatum aureum appellavere.
>
> Im Osten an der Oder liegt Breslau, eine Stadt des Ziegelbaues, nicht minder schön als mächtig; ihr Bistum hieß einst das goldene.
>
> Aeneas Silvius.

Wo Natur und Menschenkraft zu einer Kulturschöpfung sich vermählen, trägt diese die Züge ihrer Erzeuger. Man muß erst den Eltern ins Antlitz sehen, ehe man ihres Sprößlings Erscheinung mit vollem Verständnis erfassen kann. In Anlage und Entwicklung der

Brückenstadt Breslau hat der Strom, der sie belebend durchzieht und wohltuend durchlüftet, entscheidende Bedeutung. Wie er von Natur aus war und wie er unter der Herrenhand der Anwohner geworden, — das ist ein Hauptstück der Ortsgeschichte, zum Glück schon geklärt durch eindringende Forschung[1]). Die hochwasserfreie Sandinsel war der natürliche Stützpunkt des ersten Brückenschlages. Nur ein schmaler, aber ungewöhnlich tiefer, wohl seit jeher die Hauptmasse des Wassers führender Arm[2]) des Stromes trennte sie im Süden vom festen linken Ufer; breiter war ihr Abstand vom rechten an dem Punkte, wo zwei die östlichere Dominsel umfangende Arme sich wieder zum nördlichen Hauptarm vereinigten. In dem flachen, durch Hochfluten gefährdeten Gelände rechts der Oder war wohl schon im 12. Jahrhundert in geringer Entfernung noch ein schwacher Nebenarm des Stromes, die Vincenzoder, vorhanden[3]), die aber als abgekürzter, ziemlich gerader Wasserweg gegenüber den Krümmungen des Hauptstromes eine unverkennbare Entwicklungsfähigkeit besaß. Diese Arme der Oder und zwei gegenüber den beiden Inseln einfallende Mündungsarme der Ohle waren die Fäden, an die — wie Kristalle — die ältesten Siedelungen sich hefteten[4]).

Man hat lange auf den Inseln den ältesten Kern Breslaus gesucht in stillschweigender Verknüpfung der beiden durch anderthalb stürmische Jahrhunderte getrennten Tatsachen, daß Breslau im Jahre 1000 Bischofssitz war und dessen Kathedrale um die Mitte des 12. Jahrhunderts auf der Dominsel sich erhob. Ganz sicher ist dieses Zurückdatieren der Örtlichkeit nicht; vielleicht führt es ebenso irre wie die früher verbreitete Annahme, die Burg der Landesherren habe ihren Platz schon ursprünglich auf der Dominsel gehabt, wo wir sie tatsächlich erst nach dem Mongoleneinfall finden. Bedenken weckt

---

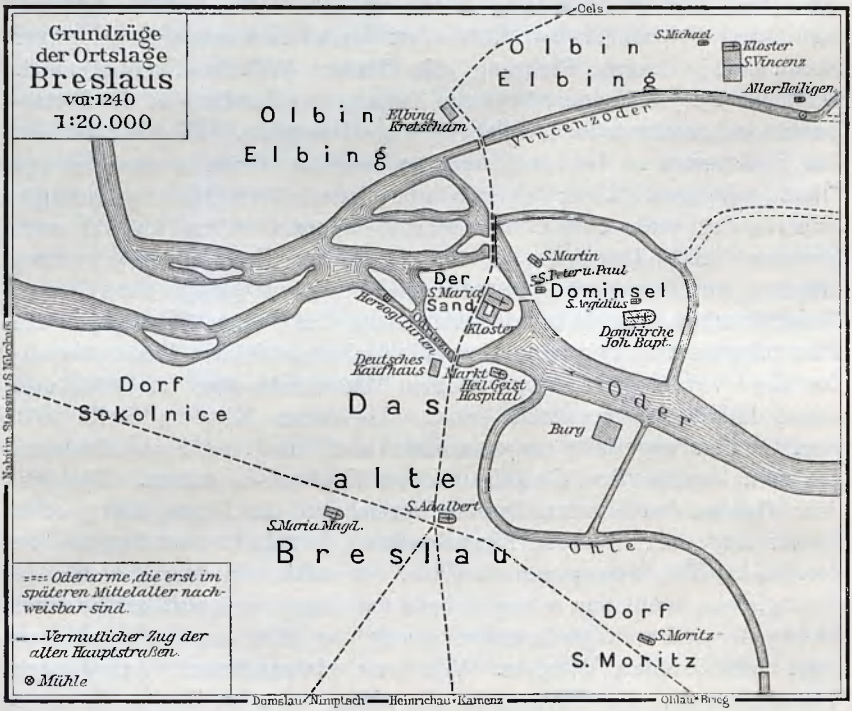
1) Rich. Leonhard, Der Stromlauf der mittleren Oder. Inaug.-Diss. Breslau 1893, darin S. 44—53. 61—70. Die Entwicklung der Stromlage bei Breslau, mit 4 Kartenskizzen und genauem Nachweis der urkundlichen und kartographischen Quellen.

2) 1214 und 1226 Odricza. G. Korn, Breslauer Urkundenbuch 1870, Nr. 1 und 5.

3) Anders R. Leonhard S. 47. 64 Anm. 22.

4) Aus der Literatur über das älteste Breslau ragen hervor C. Grünhagens Beiträge zur ältesten Topographie Breslaus. Abh. der Schles. Ges. 1866, 67—90 und die einschneidenden Forschungen Wilh. Schultes, Die Martinsabtei und die älteste Burg in Breslau. Schles. Zeitung 1897 Nr. 538. 541. Die Anfänge des St. Marienstiftes der Augustiner-Chorherren auf dem Breslauer Sande. (Kritische Studien I.) Groß-Strehlitz 1906. Das schönste Gesamtbild bot für diese, wie für alle späteren Perioden Aloys Schultes fein durchdachte Studie: Die räumliche Entwicklung Breslaus, eine wahre Zierde der Festgabe für den XIII. Deutschen Geographentag: Breslaus Lage, Natur und Entwicklung 1901. (In Komm. bei Ferdinand Hirt.)

namentlich ein Umstand. Die für den Verkehr wichtige Brückeninsel war der Sand. Für ihn aber wird eine sehr frühe Bebauung durchaus unwahrscheinlich nicht nur durch den Namen, den die Bewohner des festen Gegenufers einem noch unveränderten Stück des Naturbildes der Ortslage anhefteten, sondern durch die jeder Kritik standhaltende Überlieferung, daß kurz vor der Mitte des 12. Jahrhunderts der Sand noch frei verfügbar war für die Begründung eines großen



Klosters und seiner Kirche. Ebensowenig ist für die Inseln die Spur eines alten Marktverkehrs erkennbar, wie ihn auf dem Elbing jenseits der Vincenzoder das alte Vincenzkloster bis 1214 festgehalten hat.

Die Wahl Breslaus zum Sitze des kurz vor dem Jahre 1000 begründeten Bistums wird nicht einer treffenden Würdigung seiner Lage allein entsprungen sein, sondern gewiß der bereits sich entwickelnden Bedeutung des Platzes in Handel und Verkehr. Deren Hauptschauplatz ist aber schon in slavischer Zeit das linke Oderufer gewesen, das die Straßen der Ebene aus den Tälern des Gebirgs-

vorlandes nach dem Breslauer Oderübergang zusammenstrahlen ließ. Löscht man im Planbilde Breslaus das regelmäßige Häuserschachbrett der deutschen Kolonistenstadt aus, wie sie in großer kraftbewußter Anlage nach dem Mongolenbrande erwuchs, und achtet man auf die Richtungen, in denen die alten Hauptstraßen aus weiter Ferne in Breslaus Weichbild eindrangen, so erkennt man deutlich die Sandbrücke als ihren Zielpunkt. Ihr streben die Dorfstraßen der alten Dörfer Gräbschen, Gabitz, Woischwitz zu, namentlich der in der slavischen Zeit wichtige Weg Nimptsch—Domslau—Gabitz—Breslau, auch der vielleicht in so frühe Zeit hinaufreichende Schweidnitzer Straßenzug, dessen Richtung die Kaiser Wilhelm-Straße wahrt. Noch im 13. Jahrhundert liegt am Zugang zur Sandbrücke der Brennpunkt des Breslauer Handelslebens, der Marktplatz. Die Grundstücke des Stromufers zu beiden Seiten des Marktes waren in des Herzogs Hand geblieben. Über eins an der Ostseite des Marktes verfügte er 1214 zugunsten eines vom Sandstift zu errichtenden Hospitals zum Heiligen Geist, das einem gerade durch den Fremdenverkehr eines Handelsplatzes dringend gewordenen Bedürfnis entsprechen sollte. Gegenüber an der Westseite war dem Deutschen Kaufhause ein Platz eingeräumt, der nach dem Mongolenbrande zur Vergrößerung des 1240 von Heinrich I. begründeten Minoritenklosters St. Jakob und seines Hofraumes verwendet ward. Da dieses Klosters Stelle jetzt vom Oberlandesgericht eingenommen wird, mag das Suarezdenkmal auf dem Grunde des alten Deutschen Kaufhauses stehen. Die östliche Grenze des ältesten Breslau bezeichnete die Herzogsburg, etwa in der Lage der späteren Ziegelbastion (Holteihöhe), umfangen von den beiden Mündungsarmen der Ohle. Westlich vom Markt erstreckte herzoglicher, wohl nur teilweise bebauter Grund sich vorüber an einer Mühle der späteren Matthiasinsel bis in die Nähe des nächsten noch ganz unbesiedelten Werders. Wie weit hinter diesem herzoglichen Uferstreifen die alte Slavenstadt, die schon 1102 im Testament eines Polenkönigs neben Krakau und Sandomierz als eine Hauptstadt (civitas principalis) seines Reiches hervorgehoben ward, süd- und westwärts sich erstreckte, dafür gibt es nur schwache Anhaltspunkte.

Den wichtigsten bietet die Nachricht über die älteste Pfarrkirche Breslaus: St. Adalbert; sie soll um 1130 geweiht worden sein; 1148 ward sie den Augustinern des Sandstiftes übergeben. Das ist ein Punkt, den vielleicht künftige Forschungen in helleres Licht setzen werden. Es ist doch undenkbar, daß Breslau erst im 12. Jahrhundert eine Kirche bekommen habe. Mehrere Möglichkeiten bieten sich dar.

Lag im 11. Jahrhundert etwa die Domkirche auf dem linken Ufer?[1]) oder gilt das Zeugnis über die Einweihung der Adalbertkirche nur der Aufrichtung eines steinernen Gotteshauses, das eine weit ältere Holzkirche ersetzte? Merkwürdig bleibt es doch, daß drei sehr alte Orte Mittelschlesiens, Nimptsch, Breslau, Militsch, den Mittelpunkt ihres religiösen Lebens in einer Adalbertkirche finden. Nehmen wir hinzu, daß auch in der Pfarrkirche von Glatz eine besondere Erinnerung an das Gebet des Apostels der Preußen festgehalten wurde, so steigt vor uns das Bild einer Pilgerstraße von Böhmen nach Gnesen auf, deren Hauptstationen mit Stätten der Verehrung des böhmischen Märtyrers die Pilgerzüge empfingen. Solange sein Leichnam in Gnesen lag (997—1038), war diese Stadt das Ziel frommer Wallfahrt nicht nur für einen schwärmerischen Kaiser, sondern für Tausende namentlich aus Adalberts böhmischer Heimat. Das scheint die Zeit der lebhaften Verbreitung der Verehrung St. Adalberts gewesen zu sein. Vielleicht schuf sie auch die schlesischen Adalbertkirchen. Wohl hielten die Polen, auch als 1038 der Böhmenkönig Bretislav die Reliquien Adalberts aus dem Gnesener Dome entführt und in Prag der Verehrung seines Volkes dargeboten hatte, an dem Glauben fest, die echten Gebeine des Heiligen seien den Plünderern nicht in die Hände gefallen und ruhten weiter im Gnesener Dom. Aber wenn es ihnen auch gelang, aus nördlicheren Slavenländern den Pilgerverkehr dort festzuhalten, fielen doch die böhmischen Pilgerzüge nach Gnesen weg. Diese allgemeinen Erwägungen empfehlen weiterer Prüfung die Frage, ob nicht die Begründung der Adalbertkirche in Breslau in die ersten Jahrzehnte des 11. Jahrhunderts zurückzurücken ist. Das wäre ein Lichtstrahl in die Dämmerung der Anfänge Breslauer Topographie.

Jedenfalls lag der Kern des slavischen Breslau weiter ostwärts als später der Schwerpunkt der deutschen Bürgerstadt. Erst 1226 ist das Wachstum der Stadt so weit gegen Westen fortgeschritten,

---

1) »Die Anfänge des Breslauer Dombaues« behandelte am 21. Jan. 1907 W. Schulte in einem Vortrage, den ich nur aus einem Referate von anderer Hand (Schles. Ztg. 1907 Nr. 55) bei der letzten Druckrevision kennen lerne. Es schien mir für rechte Betonung des Fortschritts, den diese neue Untersuchung bezeichnet, geboten, meinen Text und die ihm angepaßte Karte völlig unverändert zu lassen, nur hier anhangsweise auf Schultes bevorstehende Veröffentlichung hinzuweisen. Sie wird dartun, daß der älteste Dom auf dem linken Oderufer nahe der Burg lag, erst Bischof Walther (1158) den ersten steinernen Dom auf der Dominsel, aber auf ihrer westlichen Hälfte erbaute. Den heutigen, also dritten Platz der Domkirche wählte erst Bischof Thomas I. nach der Mitte des 13. Jahrhunderts. Neben diesen Aufstellungen bleibt vollkommen Raum für die Vermutung eines hohen Alters der Adalbertkirche.

daß — als Ersatz für die den Predigermönchen übergebene Adalbertkirche — die neue Pfarrkirche St. Maria Magdalena entsteht. Die Stadt muß also damals von der Ohle bis in die Gegend des späteren Ringes gereicht haben. Getrennt von ihr lagen im Stadtbereich der Gegenwart noch einige Dörfer, östlicher an der Ohle die Wallonenkolonie Sankt Moritz, im westlichen Teil der heutigen inneren Stadt das Falknerdorf (Sokolnice) und noch westlicher um eine Kirche des Schutzpatrons der Fischer S. Nikolaus, nahe einem weit südwärts greifenden Bogen des Stromes das Dorf Nabitin, später Stessin in der heutigen Nikolaivorstadt, der noch lange im Volksmunde der Name »die Tschepine« verblieb.

Einen klaren Gegensatz zu diesem Gebiete wirtschaftlich rühriger Siedelungen am linken Oderufer bildete schon im 12. Jahrhundert das Inselpaar, das die Gegenwart wohl unter dem Namen der »Heiligen Erde« (terra sancta) zusammenfaßt. Auf der Sandinsel erhob sich kurz vor der Mitte des 12. Jahrhunderts das reich ausgestattete Kloster der Augustiner und neben ihm bald seine vom Sohne Peter Wlasts († 1153) begründete Marienkirche. Abseits von dem Verkehr, der diese Insel überschritt, lag östlich eng benachbart die damals schon zum Sitze des Bischofs erkorene Dominsel. Außer der Kathedrale Johannes des Täufers, dessen Haupt die Stadt Breslau noch heute als ernste Wappenzier führt, kannte hier die Zeit der ersten schlesischen Herzöge schon die Kirchen Peter und Paul, sowie St. Ägidius, und schon 1155 wird als Besitz der Breslauer Domkirche hier urkundlich eine Abtei St. Martin erwähnt.

W. Schulte hat mit scharfsinniger Verknüpfung trümmerhafter Überlieferungen die Erkenntnis erschlossen, daß wir in ihr den ältesten Sitz der Prämonstratenser zu erkennen haben, die 1190 nach Vertreibung der polnischen Benediktiner Herren des großen Vincenzklosters wurden, das den Kern einer abgesonderten Gruppe alter Siedelungen vor der Nordostseite Breslaus bildete, denn neben ihm standen auf dem Elbing (Olbinum) jenseits der Vincenzoder augenscheinlich schon vor dem Mongoleneinfall zwei Kirchen, St. Michael und Allerheiligen. Nur kräftige Dammbauten konnten diese in die rechtsuferige Niederung vorgerückten Stiftungen gegen die dringende Gefahr weit sich ergießender Überschwemmungen sichern. Erst am Anfange des 14. Jahrhunderts schufen sie durch den Neuen Damm, unseren Lehmdamm, sich eine hochwasserfreie Verbindung mit der Stadt. Die weiten Überflutungen wertlosen Buschlandes, die jenseits des Klosters bisweilen Oder und Weide in Verbindung setzten, bedrohten namentlich auch die Polnische Straße, die nach Überschreitung

aller Oderarme auf dem Elbing an der Schenke des Vincenzklosters (dem »Russischen Kaiser« der Neuzeit) die östliche Richtung gegen Hundsfeld einschlug. Für die nicht seltenen Fälle der Unterbrechung dieses Verkehrsweges hatte das Sandkloster sich das Recht gesichert, eine Überfähre bis über die Weide hinüber zu unterhalten.

So nimmt das Bild des slavischen Breslau sich recht zerstückelt aus; und auch der zerfaserte Fluß wirkte mehr trennend als einigend auf die auseinanderfallenden Teile, solange noch keine Notwendigkeit einheitlicher Behandlung aller seiner Zweige hervortrat. Wohl begann man schon mit der Ausnutzung der Wasserkraft und setzte Mühlen in den Südarm und wohl auch in die Vincenzoder, aber man schritt noch nicht zur einheitlichen Anlage voller Wehre, die zur Ausbildung einer durch alle Arme quer hindurchgehenden Staustufe hätten führen können. Sie war erst das Werk einer neuen Zeit, die anbricht, nachdem 1241 der Mongoleneinfall verheerend über das alte Breslau hinweggeschritten war. Nur die Oderinseln, auf die das Volk aus der wehrlosen, offenen Stadt geflüchtet war, blieben, mannhaft verteidigt, unbezwungen von der asiatischen Reiterflut. Die Stadt des linken Ufers sank in Asche, um aus ihr dann in völlig neuer Anlage als deutsche Stadt wiederzuerstehen. Für die Entfaltung ihres Straßennetzes war ihr indes eine folgenreiche Beschränkung auferlegt. Sie blieb von der ihr nächstliegenden, für ihre Entwicklung wertvollsten Uferstrecke getrennt durch einen alten Streifen landesherrlichen Besitzes, der allmählich mit einer fest geschlossenen Reihe klösterlicher Stiftungen sich bedeckte. An das Minoritenkloster (1240), dem auch der Grund des Deutschen Kaufhauses zufiel, schloß sich als Gründung der Herzogin Anna, der Witwe des Helden der Mongolenschlacht, das Klarenstift (1256), daran das Matthiasstift der Kreuzherren mit dem Roten Stern (1253); dann folgten herzogliche Kurien. In ihnen residierte nach Verschenkung der Burg am Westende der Dominsel, die nach den Erfahrungen des Tatarensturms angelegt war, die letzten Piasten, dann die Luxemburger. Karl IV. begann hier den Bau eines geräumigen Schlosses, der »Kaiserlichen Burg«. Seit sie 1670 den Jesuiten überantwortet wurde, war die einheitliche Klosterfront vollendet, die den Kern der Bürgerstadt maskierend wie ein Übergriff der Bischofsstadt auf das linke Ufer sich ausnahm. In einem vom Strom umspülten Bogenzuge von beinahe 500 m sich entrollend, hat sie durch monumentale Bauten der Barockzeit dann ihr im heutigen Stadtbild noch eindrucksvoll hervortretendes Gepräge empfangen. Die Neuzeit konnte wohl den gefälligen Quai der Burgstraße längs des Stromes schaffen, Zugangsstraßen aus der Stadt zu ihm öffnen;

aber den Eindruck der Abschließung des Stadtkerns vom Strome hat sie nicht ganz zu verwischen vermocht. Der Name der »Oderstraße« bleibt ein Denkmal, wie kümmerlich die Bürgerschaft des 13. Jahrhunderts mit Umgehung des herzoglichen Grundes mit dem Strome Fühlung zu gewinnen hatte. Nicht ihm kehrte sie ihr Angesicht zu, sondern ihrem inneren Lebenszentrum, dem Ringe [1]).

Selten ist der regelmäßige Grundplan, der die Kolonistenstädte des östlichen Deutschland auszeichnet, in so großzügiger, zukunftssicherer Anlage zur Ausführung gelangt, wie beim Abstecken des Marktplatzes, der die kommende Entwicklung des vorher schon weitgreifenden Handelsverkehrs von Breslau aufnehmen sollte. Volle 3,64 ha mißt der nicht streng quadratisch begrenzte, auch nur annähernd nach den Himmelsrichtungen orientierte Platz, der schon vor der Schuttanhäufung der Jahrhunderte wohl als eine etwas höhere Fläche nicht nur vom Stromufer, sondern auch binnenwärts sich abgehoben haben mag. Die stolze Freiheit seiner Ortswahl nahm keine Rücksicht auf das ältere Wegenetz, nur auf die am alten geweihten Platz wiedererstehenden Kirchen. Von S. Maria Magdalena rückte man den Ring im Interesse seines ungestörten Lebens ausreichend ab, öffnete nur durch ausnahmsweise breite Unterbrechung seiner Ostseite einen Zugang gegen dies Gotteshaus. Zu S. Adalbert nahm man in der Weise Stellung, daß die in der Verlängerung der nördlichen Ringseite ausstrahlende Straße an der Südseite dieser Kirche und des Klosters vorbeikam. Umgekehrt mußte nach des Ringes Grenzen sich die Ortswahl für die neue Kirche der wenige Jahre vorher erst heilig gesprochenen Elisabeth richten, für die nordwestlich vom Ringe ein besonderer Platz ausgespart wurde, während ein anderer, an der Südwestecke des Ringes anschließender, der Salzring, einen Teil des Handelslebens, namentlich die Wagenzüge des Ostens aufzunehmen hatte. Auf dem Ringe selbst waren nicht nur die Häuser der Großkaufleute, die durch die große Tiefe ihrer Grundstücke für das Bergen beträchtlicher Vorräte Raum hatten, Sitze des Handels, sondern in der Mitte des Platzes breitete sich ursprünglich wohl ein Schwarm loser Verkaufsstätten aus, dann, in allmählicher Festigung ihrer Reihen in schiefer Front erwachsen, ein vielgliederiges Kaufhaus,

1) Die Darstellung bewegt sich hier auf dem Boden, den Herm. Markgrafs gründliche Forscherarbeit bereitet hat. Nur an sein Werk über den Ring und die Straßen Breslaus (Mitt. aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek. Heft 1 und 2. 1894. 1896) sei hier erinnert und an die mustergültige Ausgabe, Übersetzung und Erläuterung, durch die er 1901 Barthel Steins vortreffliche Beschreibung Breslaus (1512) der Gelehrtenwelt wie der Bürgerschaft erst recht erschlossen hat.

in dem gruppenweise vereint Tuchkammern, Reichkrame, Leinwandbauden, Schuh- und Lederbänke, Brotbänke sich anordneten. Während vor der Westseite des Kaufhauses, an der Stadtwage, die dem Stapelrecht unterworfenen Durchfuhrwaren auf freiem Platze sich häuften, belebten sich die anderen Seiten im Laufe der Zeit wieder mit »Buden« des Kleinhandels (Partkrämer). Erst seit dem 14. Jahrhundert wuchs über den Häuserblock des Kaufhauses als jüngerer Anbau das Rathaus empor.

Das um den Ring allseitig sich entfaltende Straßennetz gliederte sich durch die rechtwinklige Kreuzung der Hauptverkehrsadern (Schweidnitzer Straße—Schmiedebrücke und Nikolaistraße—Albrechtstraße) in Viertel, von denen jedes seine besondere wirtschaftliche Bedeutung hatte in vollster Durchführung der jenem Zeitalter geläufigen räumlichen Vereinigung der Berufsgenossen jedes Handelszweiges und jeder wichtigen Zunft. Das vornehmste war das südwestliche, das Kaufmannsviertel. Als im Fortschritt der Entwicklung den Kaufherren der Wohnraum der Ringhäuser zu eng wurde, wählten manche auch in den Parallelstraßen, denen die Rückseiten der Häuser der südlichen und westlichen Ringfront sich zukehrten, ihren Wohnsitz; seither kamen die Namen der Junkerngasse und der Herrengasse auf. An den starken Zustrom aus dem Handelsgebiete Kleinrußlands erinnerte die an den Salzring sich schließende Reußische oder Reusche-Straße. Das südöstliche Viertel zu beiden Seiten der Kürschnerbrücke, der heutigen Ohlauerstraße, war das Kürschnerviertel, dem ein blühender Pelzhandel Arbeit und Nahrung zuführte. Die beiden nördlichen Viertel waren der Sitz mannigfacher Gewerbe, deren Verteilung die Straßennamen bekunden. An die Nordwestseite der Stadt, den Abzug des Stromes aus ihr, waren naturgemäß Fleischer und Gerber verwiesen. Den Namen des Fleischerviertels entschieden die alten Fleischbänke in der Nähe der Elisabethkirche. Die der nördlichen Ringseite parallelen Straßen nahmen Metallarbeiter ein: Nadler, Kupferschmiede, Messerschmiede, Klempner, verteilt zu beiden Seiten der Schmiedebrücke, östlicher die Schuhmacher und Schuhflicker (Altbüßer). Dieses nordöstliche Viertel empfing bald nach Begründung der deutschen Stadt einen eigenen Marktplatz, den Neumarkt, der für den Handel mit Holz, Böttcherwaren, aber auch Rauch- und Salzfischen allmählich selbständige, den Ringverkehr ergänzende Bedeutung gewann; auch besondere Fleischbänke wurden in seiner nächsten Nachbarschaft errichtet. Dieser Platz blieb nicht lange an die Außengrenze der Stadt vorgerückt. Schon 1263 ward auf der Insel zwischen den beiden Niederungsarmen der Ohle, zwischen S. Adalbert

und Heiligem Geist von Herzog Heinrich III. eine Neustadt begründet, die bis zum vollen Anschluß an die Altstadt 1327 ein Sonderleben führte, in dem — wie der Name der Polnischen Gasse (jetzt Basteigasse) andeutet — die polnischen Fischer und Flößer stärker hervortraten. Aber auch eine Menge Weber waren hier ansässig.

Das Jahr 1291 brachte der Stadt Breslau, die bisher nur mit Mauer und trockenem Graben sich gegen die Landseite geschützt hatte, in bedrohlicher politischer Lage, eine Verstärkung ihrer Schutzwehr und eine scharfe, noch für die Nachwelt klar erkennbare Umgrenzung dadurch, daß Heinrich V. den Ohlefluß, der bisher oberhalb der Stadt mündete, um ihre Mauern herum und erst jenseits von ihr in die Oder führte. Gleichzeitig mit diesem Ohlebett oder nicht viel später ward in reichlich 300 m Abstand ein ihm paralleler äußerer Graben ausgehoben, der nachmals erheblich verbreiterte und vertiefte Stadtgraben. Er zeichnete eine spätere Stadtgrenze vor, die das Wachstum der Besiedelung erst mit Gärten, dann mit radialen und halbringförmigen Gassen sehr allmählich erreichte. Es war der mit Befestigungen in zeitgemäßer steter Umgestaltung beschirmte Gürtel, der den Stadtgrund vom 16. bis zur Schwelle des 19. Jahrhunderts zu umfangen hatte. Die Altstadt am Ende des 13. Jahrhunderts deckte 61 ha, die erweiterte innerhalb des Stadtgrabens 133 ha. Auch für die Zukunftsentwicklung der Stadt hatte schon die erste Zeit ihres Bestehens eine wichtige Vorbedingung gesichert. Die Landesherren schenkten 1261 der Stadt die Viehweiden auf beiden Ufern, eine Fläche, die im Süden, Westen und Norden der Stadt zusammen über 600 ha ausmachte[1]). Das war doppelt wertvoll, weil die bedeutenden Erwerbungen von Kirchen und Klöstern den Lebensraum der Stadt schon damals merklich einzuengen begannen.

Wie schwierig unter Umständen die Interessen der Bürgerschaft und der geistlichen Stiftungen zu versöhnen waren, und welch ernste Lebensfragen bei ihrem Gegensatz auf dem Spiele standen, davon geben die in dieser Zeit beginnenden Eingriffe in den Wasserhaushalt des Oderstromes ein bemerkenswertes Beispiel. Die Zersplitterung Schlesiens in kleine Fürstentümer verminderte in jedem einzelnen das Gefühl der Verantwortlichkeit für die durchgehende Schiffbarkeit des einheitlichen Stromes und stärkte die Neigung zu rein örtlicher Ausnützung mit fest geschlossenen Mühlenwehren. Die Breslauer Mühlenordnung von 1314[2]) zeigt uns die erste Staustufe der Oder zu beiden

1) Plan der Viehweiden mit eingehender Erläuterung bei H. Wendt, Die Breslauer Stadt- und Hospitallandgüter I, Breslau 1899 (Mitt. aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek IV).

2) G. Korn, Breslauer Urkundenbuch Nr. 97.

Seiten der Sandinsel vollendet und sichert deren gleichmäßige Ausgestaltung. Sie gibt auch einen Blick in das Streben der Klöster, diese Staustufe und ihre Mühlen voll in die Hand zu bekommen. Wie 1253 die Mühle eines gewissen Hermann für die Neubegründung des Matthiasstiftes der Kreuzherren mit dem Roten Stern erworben wird und die Arnoldsmühle gegenüber der Herzogsburg der Dominsel schon 1268 in die Hand der Klarissinnen kommt, um fernerhin Klarenmühle zu heißen, so geht die ihr gegenüber am Elbing liegende Zindelmühle 1332 in den Besitz des Vincenzklosters über, und 1333 wird für den Namen der Leichnamsmühle der Grund gelegt durch Erwerbung eines Teiles der Mühle der Sandinsel für das Hospital von Corpus Christi. Die Stadt sieht dieser Entwicklung ruhig zu, neben der die Entstehung mehrerer Mühlen an der Ohle hergeht, deren Wasserkraft durch Abzweigung von Wasser aus dem Oderstrom gestärkt wird. Sie verhält sich auch anscheinend teilnahmslos gegenüber den wiederholten Mahnungen der luxemburgischen Herrscher (1337, 1349, 1355), die geschlossenen Mühlenwehre zu beseitigen und eine Fahrrinne von 16 Ellen und 1 Spanne Breite für die Schiffahrt freizumachen. Der passive Widerstand der Stadt ist begreiflich; die Wehre der Klöster waren ja durch die städtische Mühlenordnung nicht nur anerkannt, sondern vorgeschrieben! Bei dieser Ordnung ist eins auffallend. Sie erstreckte sich nicht mit auf die Vincenzoder und ihre Stiftsmühle[1]). Deshalb liegt die Möglichkeit sehr nahe, daß diese Mühle einen schwächeren Stau hatte, und die von jedem Interessenten zuerst nach eigenem Ermessen angelegten, erst durch die Vereinbarung von 1314 in Einklang gebrachten Stauwerke der städtischen Hauptarme die Wirkung übten, ein stärkeres Abströmen des Wassers in die Vincenzoder zu begünstigen. Sicher zeigte sich gerade am Anfang des 14. Jahrhunderts eine Veränderung der Wasserverteilung in diesem Sinne. Schon 1305 ist die Stadt beschäftigt mit Strombauten, um ihren Flußarmen das entweichende Wasser zu sichern, und 1352 gedenkt ein königlicher Erlaß der opfervollen Anstrengungen der Bürgerschaft »für die Erhaltung des Wassers in der Oder«. Im 15. Jahrhundert kam es zu einem wahren Kampfe um den Strom zwischen der Stadt und dem Vincenzkloster. Die Bürgerschaft sperrte 1425 gewaltsam 19 Wochen lang den Vincenzarm durch einen auf Klostergrund errichteten Damm. Der Erzbischof von Gnesen verhängte über die Stadt das Interdikt. Wohl endete dieser Streit mit einem Vergleich. Aber die Zwistigkeiten erneuerten sich, bald

1) S. R. 2328.

zwischen Stift und Bischof, bald zwischen Stadt und Kloster[1]). Die üble Stimmung der Bürgerschaft gegen das Stift hielt an und war nicht unbeteiligt an der Eile, mit der man 1529, als die Türken vor Wien standen, um die Verteidigungsfähigkeit Breslaus zu sichern, zu voller Zerstörung des alten Klosters und der nahen Kirchen S. Michael und Allerheiligen schritt. Die Stadt aber schaffte sich Sicherheit gegen die Wiederkehr derartiger Gefahren für ihre Stromlage mit einer durchgreifenden Änderung des Oderlaufes, welche das alte, bei Schwoitsch der Weide nahekommende Bett außer Tätigkeit setzte und südlicher einen 5 km langen, durchaus neuen Oderlauf in ziemlich gerader Richtung der Gegend der heutigen Ohlemündung zuführte. Die Wasserstraße, auf der heute die Breslauer Bürger behaglich zum Nachmittagskaffee nach Wilhelmshafen hinausdampfen, ist kein alter Naturweg, sondern eine sauer errungene Schöpfung der Tatkraft ihrer Vorfahren.

Sie hatten inzwischen der in dem Besitz der Klöster arbeitenden ersten Staustufe des Stromes weiter abwärts eine zweite hinzugefügt in der Gegend, wo unterhalb der Kaiserburg die Bürgerstadt gegenüber dem Werder an einer neuen Teilung der Gewässer den Strom erreichte. Mit der weiteren Ausdehnung der Stadt nach Westen war auch ein neuer Brückenschlag unentbehrlich geworden. Der vom Ringe nordwärts strebende Verkehr erreichte durch das Kaisertor oder das Odertor den Zugang zu der zwischen beiden ansetzenden langen Oderbrücke, vielleicht lange vor deren erster urkundlichen Erwähnung (1369). Sie fand eine Stütze am Ostende der Werderinsel und führte zu der Straßenverzweigung des rechten Ufers, wo die Wege nach Trebnitz und Öls, nach den Weidebrücken von Hünern und Hundsfeld auseinandergingen. Hier entwickelte sich langsam die Odervorstadt. Der spät aufkommende Name der Matthiasstraße, der sie mit dem Vincenz-Elbing in Fühlung brachte, erinnert daran, wie eng auch hier Klosterbesitz den Raum städtischer Entwicklung einschränkte. Unmittelbar unterhalb der langen Oderbrücke querte die untere Staustufe den Strom; die von ihr gesammelte Wasserkraft trieb am Anfang der Neuzeit eine Lohmühle, eine Papiermühle, eine Tuchwalke und eine Getreidemühle. Welche Höhe diese Staustufe ur-

1) Henricus Pauper, Rechnungen der Stadt Breslau 1299—1358. Cod. Dipl. Sil. III S. 16 obstacula pro Odera ad civitatem reducenda. 21. obstaculum circa Sanctum Vincentium. 32. Wer prope Olvin. Dazu G. Korn, Breslauer Urkundenbuch Nr. 209 (1352). Brief des Rates an Matthias Corvinus (1485). Script. rer. Sil. XIV. S. 94. 95. R. Leonhard a. a. O. 47. 65. Ausführlicher Görlich, Urkundliche Geschichte der Prämonstratenser I 115 ff.

sprünglich hatte, läßt sich ebensowenig angeben, wie bei der oberen; die später gültige Verordnung, kein Stau dürfe höher als 18 Zoll schles. Maßes (0,4 m) sein, gibt für den wirklichen Tatbestand der alten Zeit nur einen höchst unsicheren Anhalt. Gegenwärtig wird bei mittlerem Wasserstand der Stau zwischen Ober- und Mittelwasser auf 1,10 m, zwischen Mittel- und Unterwasser stetig wachsend auf 3,47 m, die gesamte in den beiden Stufen konzentrierte Fallhöhe des Stromes also auf 4,57 m angegeben. Der Einschnitt in der natürlichen Entwicklung der Stromrinne ist also mit der Zeit sehr empfindlich geworden. Die Oder-Ohleniederung leidet unter dem Rückstau des Stromes. Hohe Deiche müssen die Siedelungen schützen, das Wiesenland erfährt häufige und anhaltende Überflutungen.

Das Zeitalter, das so kräftig den Lauf und das Gefäll des Stromes nach seinem Willen zu meistern sich erkühnte, hat auch dem Bilde der Stadt unverwischbare Züge aufgedrückt. Der Mangel von schönen, die Kunstübung ermutigenden Bausteinen hat »der Backsteinstadt« ein Streben nach charaktervoller Entwicklung ihrer vornehmsten Bauten nicht verwehrt[1]). Wohl macht sich in den Kirchenbauten, auch den mächtigsten, eine derbe, schlichte Nüchternheit geltend, ein Mangel an originaler Schöpferkraft, wie er auf einem Vorposten der abendländischen Kultur nicht gerade überraschen kann. Aber wer kann der Dominsel sich nähern, ohne von dem schlanken Aufstreben der Kreuzkirche, ihrem Gegensatz zu dem massiger angelegten, durch eine Fülle nachträglicher Zutaten beschwerten Bau des Domes wohltuend überrascht zu werden, — wer zu den beiden alten Pfarrkirchen in der Nachbarschaft des Ringes aufsehen, zumal zu der Elisabethkirche, die für den auf dem Markte stehenden Beschauer hinter dem glücklich erhaltenen niedrigen Torbogen des einst vollständiger umrahmten Kirchplatzes stolz emporwächst, ohne des kraftbewußten, hochstrebenden Bürgersinnes sich zu freuen, der darin verkörpert ist und mahnend zur Nachwelt redet. Überdies ist bei der Wertung der Leistung des mittelalterlichen Kirchenbaues in Breslau die Erinnerung an das geboten, was verloren ging. Die erhaltenen Reste lassen keinen Zweifel, daß mit der Kirche des Vincenzklosters das großartigste Bauwerk romanischer Kunst in Schlesien der Zerstörung anheimfiel. An den erhaltenen Gotteshäusern aber mahnen uns jüngere Hauben oder gar kümmerliche Notdächer auf verstümmelten Türmen nur zu oft daran, daß das schöne Bild der turmreichen

1) Eine vortreffliche Würdigung der Bauten Breslaus bietet Max Semrau in der Festgabe für den XIII. Deutschen Geographentag: Breslau, Lage, Natur und Entwicklung 1901. In Komm. bei Ferdinand Hirt.

Stadt, wie es vor dem an der oberen Oder Wandernden auf dem Goldgrund des Abendhimmels mit fesselnder Silhouette sich abhebt, doch nur ein abgeschwächter Nachklang der Pracht des 15. und 16. Jahrhunderts ist. Wie königlich überschaute einst die achteckige gotische Spitze des Elisabethturmes in 128 m Höhe das weite Flachland und den Kranz der blauen Berge! Wieviel prächtiger nahm noch am Anfang des 18. Jahrhunderts von der Ziegelbastion über den breiten Strom hin betrachtet das Bild der Inseln sich aus mit den hochragenden Türmen des Domes und der Sandkirche, die dann vom Wetterstrahl entzündet in Asche sanken!



Das Rathaus in Breslau, von Osten aus gesehen.

Aber außer diesen in die Ferne winkenden Zeugen der alten Zeit birgt Breslaus Inneres ein edles Kleinod mittelalterlicher Baukunst in seinem Rathaus. Dies durch die malerische Gesamtwirkung seiner Gliederung und seiner Einzelformen unübertroffene Werk der Spätgotik ist ein würdiges Denkmal der Zeit, da Breslau in drangvoller Lage des Landes zu einer selbständigen Politik sich erhob, deren nationale Frucht der harten Opfer würdig war, die gebracht werden mußten und in freudiger, gehobener Stimmung gebracht wurden. Nur ein unverzagter Sinn wahrt sich auch in so ernsten Tagen Kraft

und Lust zu solchem künstlerischen Schaffen. Wenn schon in die Formen des Rathauses Gedanken der Renaissance sich mischen, und der Turm erst von einer späteren Generation in der ihr genehmen Gestalt aufgeführt wurde, war die Renaissance durchaus entscheidend für die Privathäuser, in denen der Wohlstand der Bürgerschaft im 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts seinen künstlerischen Niederschlag hinterließ. Noch bis in das 19. Jahrhundert hinein hat eine Reihe alter, teils aus jener Blüte Breslaus herübergeretteter, teils vom 18. Jahrhundert mit zielbewußtem Streben eingefügter Häuser, denen die jüngeren Bauten anspruchslos sich unterordneten, dem Breslauer Ringe einen zu seinem beherrschenden Kunstwerk wohltuend stimmenden Charakter gegeben; mit unbeirrter Anhänglichkeit halten die alten Breslauer in der Erinnerung dies ihnen noch vor der Seele stehende Bild fest, in dessen Harmonie kein gellender Mißton aufdringlicher Marktschreierei sich mischte.

Bieten im Breslau der Gegenwart nur einzelne Bauwerke noch einen Anhalt für das Bemühen, das Bild der Stadt aus der langen Friedenszeit des 16. Jahrhunderts wieder auferstehen zu lassen, so helfen dazu wirksamer die großen Plandarstellungen jener Zeit, namentlich die älteste von Barthel Weiner (1562), die einem nach Treue strebenden Grundrißentwurf (etwa 1 : 1400) die Zeichnung der Gebäude im Aufriß einfügt. Beim Anblick des stolzen, von etwa 50 Türmen gekrönten Mauerkranzes, der mit teilweise künstlerisch wirkenden Toranlagen das regelmäßige Gitterwerk der Straßen, die geräumigen Plätze und hochragenden Kunstbauten in scharfer Begrenzung umgibt, erwacht unwillkürlich der Wunsch, für das Leben, das hier sich heimisch fühlte, ein festes Zahlenmaß zu gewinnen. Das ist bei dem weiten Zurückgehen der Breslauer Statistik der Bevölkerungsbewegung (Geburten und Todesfälle bis 1555) und bei den noch älteren Aufzeichnungen der Zahl der Zechenmitglieder (bis 1470) der kritischen Forschung unserer Tage erreichbar geworden. Franz Eulenburg[1]) konnte aus diesen Grundlagen, gegenüber verwunderten Zweifeln, die aus Unkenntnis der alten Bedeutung der Stadt erwuchsen, Breslaus Volkszahl mit großer Wahrscheinlichkeit auf 21000 i. J. 1470, auf 23500 i. J. 1550 anschlagen, — auf 30000 i. J. 1618, an der Schwelle des 30jährigen Krieges. Das war ein Scheitelpunkt der Wachstumskurve. Wohl hat die Bürgerstadt Breslau, hinter starken Werken ein neutrales Sonderdasein führend, nicht unmittelbar durch die Wildheit

1) Zur historischen Bevölkerungsstatistik in Deutschland, Jahrb. f. Nat. u. Stat. (3) 1905, 519—527.

des Kriegsvolkes gelitten; nur das rechte Ufer und die Inseln haben Kaiserliche und Schweden als unholde Gäste gesehen. Aber die schweren Leiden des Landes spiegelten sich auch in einem Rückgang der Hauptstadt. Die Zahl ihrer selbständigen Gewerbtreibenden sank von 1617 bis 1640, dem Jahre, nach dem erst Breslaus ernstere Drangsal begann, von 2004 auf 1490; sie wird am Ende des Krieges noch wesentlich tiefer gestanden haben; erst nach drei Jahrzehnten erreichte sie wieder die frühere Höhe.

Als nach diesem Zeitalter, das in der äußeren Erscheinung der Stadt einen Stillstand, in ihrer Wohlfahrt einen starken Rückschritt bedeutete, wieder eine baufreudige Epoche begann, war es ein anderer Geist, der sie beherrschte. Wie in ganz Schlesien beweisen auch in Breslau die Klöster ihre aufsteigende Macht in monumentalen Gebäuden. Namentlich die Umgebung der Sandbrücke gewann durch breite Entfaltung der von den Jesuiten besonders gepflegten katholischen Barockarchitektur eine ganz neue, bis ins heutige Stadtbild nachwirkende Physiognomie. Den letzten 50 Jahren österreichischer Herrschaft entstammen auf der Sandinsel das Jakobskloster (1711 bis 1715, jetzt kath. Lehrerseminar) und seine Kirche (1688), das Sandstift der Augustinerchorherren (1709—1715, jetzt Universitätsbibliothek), am linken Gegenufer das Vincenzkloster (1678—1697, jetzt Oberlandesgericht), das Klarenkloster nebst Kirche (1701, jetzt Ursulinerinnenstift), das Matthiaskloster der Kreuzherren mit dem Roten Stern (1710—1720, jetzt katholisches Gymnasium), die Jesuitenkirche (1689 bis 1698, jetzt Pfarrkirche zu St. Matthias) mit dem zierlichen Türmchen und der berauschenden Farbenschwelgerei der inneren Ausmalung, das Jesuitenkollegium (1728—1736, jetzt Universität), dessen stolze Front die Stadtansicht der großen Oderbrücke beherrscht. So hat gerade diese Periode einen starken Einschlag in das Gewebe der Jahrhunderte getrieben, das der Besucher Breslaus zu durchschauen hat.

Die Schlesischen Kriege brachten wieder eine schwere Prüfungszeit und starke Schwankungen der Volkszahl, die seit 1747 statistisch festgestellt wurde[1]). Die preußische Bautätigkeit galt zunächst der Ausgestaltung des Bürgerwerders zum Militärviertel (Kasernen 1787 bis 1789). Unter den größeren Bauwerken werden das Königliche Palais (nach 1760) und die fürstbischöfliche Residenz (1791) entschieden

1) 1747: 49986, 1751: 47128, 1756: 54774, 1763: 42114, 1770: 51522, 1800: 59399.

überragt von dem Hatzfeldtschen Palais (jetzt Oberpräsidium), mit dem der ältere Langhans, nach der Zerstörung eines älteren Barockbaues bei der Belagerung von 1760, für Schlesien eine neue, zu ruhigeren antiken Formen zurücklenkende Periode des vornehmen Profanbaues eröffnete. Eifrig gebaut wurde auch an den durch die Erfahrung als unvollkommen erwiesenen Festungswerken; man verstärkte die Bastionen des linken Ufers, verfolgte aber auch das Ziel, die Stadtteile der rechten Oderseite wirksam in den Schutz der Festungsanlagen mit hereinzuziehen. Die Sternstraße hat ihren Namen von der damaligen Sternbastion, dem Hauptwerk vor der Sandvorstadt. Aber gerade diese weite Ausdehnung der Werke erschwerte die Verteidigung; sie waren für eine schwache Garnison unhaltbar.

Dem Falle der Festung Breslau 1807 folgte unmittelbar die Zerstörung der Befestigungen. Selbst die Eroberer waren nicht ohne Empfindung dafür, was Breslau durch die Sprengung des Gürtels, der es bisher beengend umfangen hatte, gewinnen könne. Jerome Bonaparte begann mit der Einebnung des Geländes vor dem Schweidnitzer Tore und steckte dort um das Grabmal, für das Breslaus tapferer Verteidiger (1760) General Tauentzien sich selbst einst die Stelle eines heißen Ausfallsgefechtes erkoren hatte, den Platz ab, der als Zierde einer Vorstadt den Namen dieses Helden ehrend verewigen sollte. Auch der König dachte nicht an die Erneuerung der großenteils zerstörten Festungswerke. Was sollte aus ihnen werden? Die Bürgerschaft erinnerte sich recht wohl, daß sie ursprünglich Eigentümerin dieses Geländes gewesen sei und nur den Ansprüchen des staatlichen Interesses gewichen war. Hörte dieses auf, dann schien es um so mehr billig, das alte kommunale Eigentumsrecht wieder aufleben zu lassen, da der Stadt Breslau durch die Belagerung, die Kriegskontribution, die Erhaltung fremder Truppen und Verpflegung der östlicher vorgedrungenen Heere des Feindes schwere Opfer auferlegt worden waren. Der König sagte dem ihm vorgetragenen Gesuche um Überlassung der Werke an die Stadt freundliche Gewährung zu (3. Sept. 1807). Diese Zusage erfuhr allerdings, als es an ihre Ausführung ging, erhebliche Einschränkungen. Der Staat behielt sich außer zahlreichen, für militärische Zwecke brauchbaren Gebäuden den Exerzierplatz, das ganze fiskalische Terrain des Bürgerwerders und ein geräumiges Gelände an der Dominsel für die Errichtung eines botanischen Gartens der Universität vor. Immerhin gingen 133 ha, davon 89 ha links der Oder, in den Besitz der Stadt über mit der besonderen Bestimmung, daß die Anlage eines Gürtels von Promenaden ein Hauptziel für die Verwertung bleiben müsse. Erst im April 1813,

bei Beginn eines neuen Krieges, ward die Schenkungsurkunde ausgefertigt[1]).

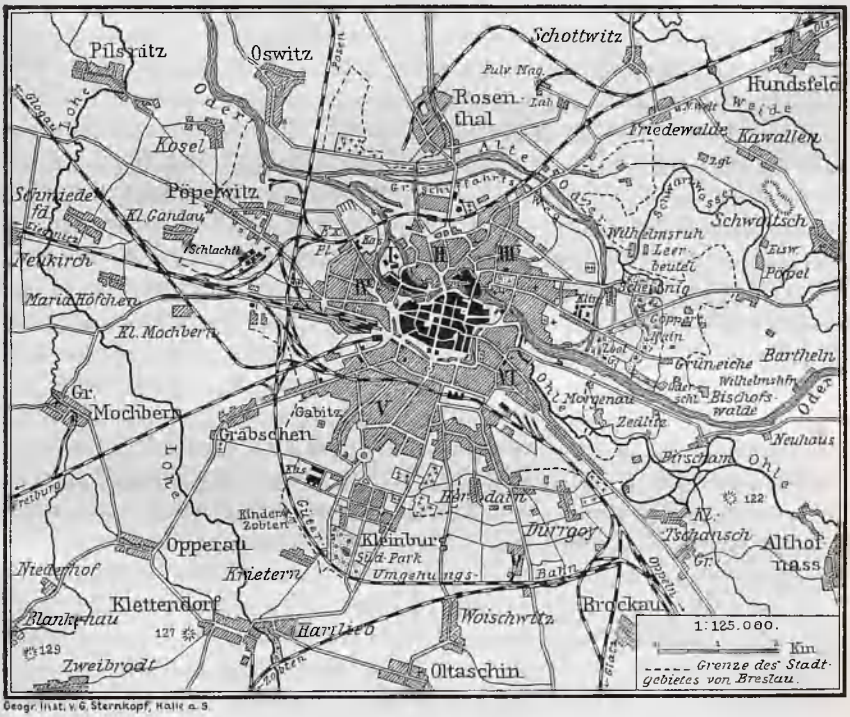
Es war eine entscheidungsvolle Zeit für die Entwicklung der Stadt. Gleichzeitig mit den Festungswällen wurde der bisher die Stadt einengende Gürtel kirchlicher und klösterlicher Besitzungen gesprengt durch die Säkularisation (Ende 1810). Und diese Befreiung von den bisherigen räumlichen Schranken trat ein, als gerade der Erlaß der Städteordnung 1808 die Kräfte der Bürgerschaft entfesselt und zur Mitarbeit an der Leitung der Stadtgemeinde berufen hatte.

Das war viel auf einmal, — zuviel in einem Augenblicke, wo der letzte Hauch der durch schwere Jahre erschöpften Volkskraft an den Freiheitskampf gesetzt werden mußte. Als er siegreich durchgerungen war, überwog das Gefühl der Ermüdung, der Verarmung in einem Grade, der bei aller Freude über den erstrittenen ehrenreichen Frieden keinen rechten Unternehmungsgeist, kein frisches Zutrauen in die Zukunft aufkommen ließ. Mit vollstem Rechte hat man bemerkt[2]), daß die Städte, die auch nach den Napoleonischen Kriegen Festungen blieben und spät erst dazu kamen, ein um so größeres Festungsgelände für städtische Zwecke zu verwerten — so Köln, Straßburg, Mainz, Magdeburg —, glücklicher daran waren, als jene, die früh ihre Ummauerung verloren. Gerade bei Breslau findet die Frage, was die Stadtgemeinde aus ihrem Festungsgelände gemacht, nur in dem Punkte, den der König geradezu vorgeschrieben, in der Anlage der Promenaden, eine völlig befriedigende Antwort. Die 20 ha einnehmenden schattigen Baumgänge, die um die Innenseite des Stadtgrabens und um die Schutthügel der alten Bastionen sich in anmutiger Verzweigung herumwinden mit wechselvollem Ausblick auf das Gegenufer der Oder mit seinen Kirchen, oder des Stadtgrabens mit seinen freundlichen Häuserzeilen und einzelnen Villen, sind wirklich ein entzückender Schmuck der Stadt, eine Bereicherung der Lebensfreude ihrer Bewohner. Von den großen, der Stadt zugefallenen Flächen außerhalb des Grabens — so wertvoll sie für den Entwurf des Straßennetzes der neu aus der Zerstörung emporwachsenden Vorstädte waren — ist viel planlos verzettelt und in ungün-

1) Über die schwierige Entwicklung der Angelegenheit H. Markgraf, Zeitschr. d. Gesch. Ver. XXI, über die Verwertung des Geschenkes durch die Stadt E. Kieseritzky, Das Gelände der ehemaligen Festung Breslau 1813—1870. Breslau 1903, mit 2 Karten (Mitt. aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibl. Heft VII).

2) Corn. Gurlitt, Der deutsche Städtebau, in dem von Rob. Wuttke herausgeg. Werke »Die deutschen Städte, nach den Ergebnissen der Städteausstellung zu Dresden«. Leipzig 1904, 31.

stiger Zeit wirtschaftlichen Druckes verschleudert worden, um nachher in anderer Hand erst hohen Wert zu gewinnen und bisweilen für schweres Geld wieder in den Besitz der Stadt zurückzukehren. Von einem planvollen Angreifen des klar vorliegenden Problems, der bisher durch die Oder und den Graben isolierten Stadt lebendige Verbindungen mit den Vorstädten und dem Lande zu eröffnen, war jahrzehntelang wenig zu spüren, und für viele schwere Versäumnisse



Plan von Breslau.

I Bürgerwerder. II Odervorstadt. III Sandvorstadt. IV Nikolaivorstadt. V Schweidnitzer Vorstadt. VI Ohlauer Vorstadt. (Die Häuserviertel der Altstadt sind schwarz ausgefüllt.)

und Mißgriffe der ersten Generation nach den Freiheitskriegen haben die folgenden nachträglich zu büßen gehabt. Wer hätte aber auch damals die Entwicklung ahnen können, die das von der überraschten Welt nur zaghaft und zaudernd aufgenommene Zeitalter der Eisenbahnen auch für Breslau heraufführte?

A. Schulte bemerkte mit treffender Schärfe, das mittelalterliche Breslau habe wohl dafür gesorgt, daß der Bürger seine Wege nach Thorn, Lemberg, Krakau, Prag und Leipzig fand, aber es habe sich

nicht im geringsten um die Bauern der Nachbardörfer gekümmert. Die Festung der Neuzeit ließ auch nur ein Paar Tore offen, die mehr vom Fernverkehr als von der Rücksicht auf die Nachbarschaft vorgeschrieben waren: das Nikolaitor (W.), das Schweidnitzer Tor (S.), das Ohlauer Tor (O.). Aus ihnen strahlten die Lebensadern dreier Vorstädte aus, die voneinander auch nach dem Fall der Festung in divergierender Entwicklung schärfer getrennt blieben, als es notwendig war. Lediglich der lange still ertragene Mangel von Brücken über den Stadtgraben, die zwischen den drei Hauptlinien Leben hätten wecken können, schuf zwischen ihnen zwei tote, ins Stadtgebiet einspringende Winkel. Ihnen führte dann das Zeitalter der Eisenbahnen deren Leben zu, das nirgends näher an den Stadtkern heran konnte als gerade hier. So haben sich zwischen die drei Vorstädte einerseits die breit entwickelten Anlagen des Oberschlesischen und Posener Bahnhofes, dem später auch die Linien von Strehlen und Zobten zustrebten, anderseits in engem Verein die des Freiburger und des Märkischen eingeschoben; nur der Schweidnitzer Vorstadt hat auf ihrer Westseite das Zusammentreffen der Gräbschener Chaussee mit der Graupenstraße zu einem ansehnlichen, durch eine besondere Brücke an die innere Stadt angeschlossenen Nebenzweig verholfen. Aber auch er hatte, ähnlich den an die Stadt allmählich anwachsenden Dörfern Gabitz und Neudorf (zu Seiten der Schweidnitzer Chaussee), eine die radiale Entwicklung des Stadtwachstums begünstigende Richtung. Den Querverbindungen der Tauentzien- und Gartenstraße versprach die Lage zwischen den beiden Bahnhofsgruppen eine Anregung lebhafteren Verkehrs. Aber früh, schon 1846, ward ein Verbindungsgleis zwischen dem Märkischen und dem Oberschlesischen Bahnhof eng anliegend um die Südseite der Stadt herumgeführt. Das wurde, da das Wachstum der Stadt schnell über den Eisenreif hinwegsprang, ein unerfreulicher Grenzstreifen zwischen der inneren Vorstadt und der äußeren, die mit der stattlichen Kaiser Wilhelm-Straße dem Villenvorort Kleinburg allmählich näher rückte, in dem viele wohlhabende Bürger die Annehmlichkeiten der nahen Großstadt mit der niedrigeren Besteuerung des Landkreises wohltuend zu verbinden wußten. Der von ihnen keineswegs ersehnte Anschluß an die Stadtgemeinde wurde vorbereitet durch einen Vertrag zwischen Breslau und dem Besitzer des Rittergutes Hartlieb, in welchem dieser der Stadt 30 ha an der Südgrenze Kleinburgs zur Anlegung eines öffentlichen Parkes überließ (1891) gegen die Verpflichtung des Baues mehrerer Verbindungsstraßen zwischen dem Park und Kleinburg und des Anschlusses bestimmter Teile Kleinburgs an die Wasser- und Gasleitung,

wie an die Kanalisation der Stadt. Bei gesteigerter Bautätigkeit mehrte sich der Zustrom wohlhabender Breslauer nach Kleinburg derartig, daß seine Eingemeindung nun vom öffentlichen Interesse zweifellos gefordert wurde. Sie wurde auf gesetzlichem Wege 1897 herbeigeführt. Kleinburg hat sich seither steigend entwickelt und besitzt in seinem rasch emporgediehenen Südpark schon jetzt eine Anziehungskraft, der die Bevölkerung selbst entfernter Stadtteile freudig gehorcht. Nur die hochgetriebenen Grundstückspreise verzögern sein Zusammenwachsen mit der Stadt. Schon ehe diese Entwicklung sich ganz entschied, griff das Verkehrsleben der Großstadt über den erst geplanten Südpark hinaus mit dem Bau einer neuen Verkehrslinie, der Umgehungsbahn, die seit 1896 den durchgehenden Güterverkehr um die der Entlastung dringend bedürftigen städtischen Bahnhöfe vom Westen der Stadt in weitem Bogen nach Brockau herumführt (s. S. 371).

Von diesem Vorort bleibt das Ende der langsamer sich entwickelnden Ohlauer Vorstadt noch erheblich entfernt. Ihr Gedeihen war zum Teil durch natürliche Umstände verzögert worden: durch die unter dem Rückstau der Breslauer Wehre erschwerte Entwässerung der Oder-Ohleniederung und durch den erst allmählich zu einer klaren, festen Entscheidung geführten Wechsel in dem Endschicksal des Ohleflusses. Das von Heinrich V. 1291 um den ganzen Kern der Altstadt geführte Flußbett der Ohle war schon im Mittelalter, seit es, beiderseits umbaut, mitten zwischen die Rückseiten von Stadthäusern zu liegen kam, immer schlammiger, seichter und unreiner geworden, dabei absonderlich anzusehen unter den Vorbauten, Söllern und Simsen, die aus den verschiedenen Stockwerken vorsprangen. Namentlich eine Stelle der alten Ohle, eine nur auf schmalen Brücken zugängliche Insel, voll zusammengedrängter alter Holzhäuschen, zwischen zwei kleinen Armen des Grabens in der Nähe der Christophorikirche, war noch 1860 eine merkwürdige Vereinigung malerischer Wirkungen und peinlicher Düfte. Gustav Freytag hat ein westlicheres Stück dieses alten Ohleufers in »Soll und Haben« packend geschildert. Trotz aller Erwägungen, wie diese doch nicht mehr haltbare Hinterlassenschaft einer hygienisch anspruchsloseren Vorzeit zu beseitigen sei, würde die »Schwarze Ohle« wohl noch einige Jahre ihr Dasein gefristet haben, wenn nicht 1865 ein heißer Sommer die Übelstände so grell gestaltet hätte, daß die Polizeibehörde der Stadt die schleunige Zuschüttung dieses absterbenden Wasserlaufes zur Pflicht machte. Die Ohlemündung lag nun östlich der Ziegelbastion, wo heute noch ein Bootshafen als letzter Rest von ihr erhalten wird. Endlich aber (1882) entschloß man sich den Stadtgraben, den lange die Ohle

speiste, von ihr unabhängig zu machen durch Einführung von Oderwasser und die Ohlemündung 600 m aufwärts zu verlegen in die Nähe der Mauritiusbrücke. Damit erst wurde die freundliche Entwicklung der Straße des Ohlauufers möglich. Der herrliche Uferstreifen der Oder oberhalb der alten Ohlemündung hat nun durch den prächtigen Bau des Regierungsgebäudes eine der Lage würdige Ausgestaltung bekommen, und auch die weite, heute von der Gasanstalt bedeckte Fläche wird gewiß einmal eine ansprechendere Bebauung erfahren. An den Dämmen, die zwischen Oder und Ohle feuchte Wiesen gegen allzu häufige und langwierige Überflutung schützen, erhebt sich das hohe, massige Gebäude des städtischen Wasserwerkes, 1870 errichtet, um die Stadt mit filtriertem Oderwasser zu versorgen und von ihren meist nicht mehr einwandfreien Brunnen unabhängig zu machen. Aber auch das Stromwasser erschien nicht mehr vertrauenswert, seit unmittelbar gegenüber dem Wasserwerk die Zugangsschleuse des Großschiffahrtsweges zum Sammelpunkt wartender Schiffe wurde. Deshalb entschied man sich dafür, zur Grundwasserversorgung überzugehen, dem städtischen Wasserwerke über einen 7 km langen, nicht ohne Schwierigkeit erworbenen Landstreifen das Grundwasser zuzuführen, das nach einem Projekt von Baurat Thiem (Leipzig) durch ein Pumpwerk am Schwentniger Berge bei Tschechnitz in der Ohleniederung an die Oberfläche gehoben wurde. Leider scheinen die festen Hoffnungen, die man auf dies große Unternehmen setzen durfte, durch unvorhergesehene Störungen, die im Gefolge eines Hochwassers auftraten und noch nicht sicher aufgeklärt sind, ernstlich in Frage gestellt. Im ganzen geben die Vergnügungs- und Erholungsstätten, die jenseits dieses Wasserwerkes, namentlich innerhalb des Deichringes von Morgenau, in der Niederung verteilt sind, das Vorwalten der Personendampfer und Ruderboote im Verkehr des Breslauer Oberwassers, die Klarheit des stillen, Eiswerke und Badeanstalten anlockenden Ohleflüßchens und in der Klosterstraße selbst die großen Krankenhäuser der Barmherzigen Brüder und Bethaniens der Ohlauer Vorstadt den Charakter größerer, zu idyllischer Ländlichkeit allmählich überführender Ruhe.

Ein wesentlich verschiedenes Bild bietet im Westen Breslaus die Nikolaivorstadt; sie ist besonders reich an großen Werkstätten industrieller Tätigkeit, empfängt allerdings mit einer großen Infanteriekaserne, Militärwerkstätten und Schießständen auch einen Anteil an dem militärischen Leben, das den gegenüberliegenden Bürgerwerder fast ganz erfüllt. Der vorwaltende Zug aber ist die lebendige Fühlung mit dem regen Güterverkehr des Unterwassers. Unterhalb der Königsbrücke, die

als unterste der Wohnstadt die Verbindung mit dem Bürgerwerder herstellt, reihen sich am linken Oderufer Packhöfe, Speicher, Werften in 2 km langer Folge eng aneinander[1]), und dichtgescharte Kähne löschen oder nehmen hier ihre Ladung. So blieb hier für die neue städtische Hafenanlage gar kein Raum; sie mußte auf das Gegenufer verlegt werden. Mit dem auf dem Strome auf- und abgleitenden Verkehre kreuzt sich hier die Verbindungsbahn, welche die Linie des rechten Oderufers und den Hafen an das Verkehrsgetriebe der linksseitigen Stadtteile anschließt. Wo die Bebauung der Ufer sich lockert, liegen zu beiden Seiten des Oderviadukts der Posener Bahn die großen Anlagen der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft und jenseits der Umschlagstelle, die das Bahnnetz des linken Ufers in Fühlung mit dem Wasserverkehr bringt, Hafen und Werft der Frankfurter Gütereisenbahn-Gesellschaft. Hier sind wir schon auf der Flur des 1897 eingemeindeten Pöpelwitz, dem längs der Berliner Chaussee, vorüber an den großen Schlachthofanlagen, die Nikolaivorstadt näher und näher rückt. Noch weit jenseits Pöpelwitz liegt als äußerster Vorposten des Breslauer Arbeitslebens beim Dorfe Kosel die große Werft von Caesar Wollheim, die um ein eigenes Hafenbecken von 220 m Länge ihre mannigfachen, mit elektrischer Kraft betriebenen Werkstätten verteilt. Als ein Knotenpunkt der Schienenwege, der zunächst die nach Liegnitz und Glogau gerichteten Bahnen, durch ihre Vermittelung aber das ganze Netz der anderen Linien mit der Bahn des rechten Oderufers verknüpft, hat südlich von Pöpelwitz der Bahnhof Klein-Mochbern Bedeutung gewonnen. Im ganzen macht gerade diese Westseite Breslaus mit dem verwickelten Geflecht ihrer nach der Altersfolge einander überschreitenden Gleise, mit den großen Fabriken, die zwischen ihnen den freien Raum eifrig ausnutzen, den Eindruck hastiger unermüdlicher Tätigkeit. Dennoch fügen auch hier Schöpfungen der Nächstenliebe, Kranken- und Siechenhäuser ihre friedlichen Anlagen ein, und immer weiter hinaus ins freie Land rücken, je mehr Raum das rührige Leben fordert, die Ruhestätten der Toten.

Von der lebhaften Entwicklung der alten Bürgerstadt, die immer vollkommener den Charakter der Wohnlichkeit abstreift, ihre Bevölkerung an die Vorstädte abgibt und sich zum Geschäftszentrum, zur City einer Halbmillionenstadt ausbildet, ist ziemlich unberührt geblieben das Inselpaar von Sand und Dom. Aber der heilige Frieden, der namentlich der Dominsel, ihren Ufergärten, ihren Kurien, ihren Straßen

1) Die beste Übersicht gibt der Plan der Wasserstraßen Breslaus (1 : 10000) in der prächtigen, vom Magistrat 1901 herausgegebenen Denkschrift »Hafenanlagen zu Breslau«.

einen stillen Zauber verleiht und ihr auch nach dem festen Anschluß an das rechte Oderufer einen sozialen Inselcharakter bewahrt, war anderseits nicht dazu angetan, der Umgebung förderliche Antriebe zu zeitgemäßem Aufschwung zu geben. So war es doppelt bedauerlich, daß auch die Stadt lange nichts leistete für die Erschließung des Hinterdoms, der östlichen Nachbarschaft des Domviertels. Das 19. Jahrhundert ist hier lange hinter dem 15. zurückgeblieben, das 1462—1512 im Interesse der Verteidigung zwischen der Neustadt und dem Ostende der Dominsel eine nur der Abneigung des Bischofs gegen das Übergreifen städtischen Verkehrs wieder erliegende Brücke unterhielt. Die Neuzeit kam lange ohne irgendwelche feste Verbindung oberhalb der Sandbrücke aus; 1855 baute ein Privatunternehmer einen Laufsteg, die »Pfennigbrücke«; erst 1874 raffte die Stadt viel zu spät sich auf zum Bau der Lessingbrücke, als bereits die Scheitniger Vorstadt ihr ärmliches Gepräge erhalten hatte, das durch nachträgliche Anstrengungen für die freundliche Anlage der Tiergartenstraße, durch das Emporwachsen des ganzen Viertels der staatlichen Kliniken und die Ortswahl für die Technische Hochschule sich nicht völlig wieder verwischen ließ. Breslau bleibt durch einen wenig erfreulichen Vorstadtgürtel getrennt von seiner nordöstlichen Villenkolonie und seinen schönsten Erholungsorten, dem Scheitniger Parke und dem Zoologischen Garten.

Recht langsam schritt viele Jahrzehnte auch die Entwicklung der Sand- und Odervorstadt vor. Bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts behielt hinter der Michaeliskirche, deren alter Fachwerkbau erst 1868 durch einen gotischen Neubau ersetzt wurde, Polnisch-Neudorf sein ärmlich dörfliches Aussehen. Jenseits der großen Oderbrücke trennte bis in die siebziger Jahre ein freier Ackerplan, das Matthiasfeld, die beiden umsiedelten Straßen nach Trebnitz und Hundsfeld. Es wäre naturgemäß und vollkommen möglich gewesen, hierher die Neubauten der naturwissenschaftlichen und klinischen Institute in wertvolle Nähe zur Universität zu verlegen. An einsichtigen Mahnern hat es nicht gefehlt. Vergebens! Man mußte froh sein, daß ein Unternehmer nicht gewöhnlichen Schlages, Georg von Drabizius, dieser wichtigen Gegend seine Arbeit zuwendete; er ist der Schöpfer des schönen Matthiasplatzes und der verständigen Straßenverzweigung seiner Umgebung. Leider war es ihm nicht vergönnt, die noch großartigeren Pläne für die Ausgestaltung der äußeren Odervorstadt jenseits der Bahnlinie in Wirklichkeit überzuführen. Für den Westen der Odervorstadt, der im Schießwerdergarten einen entwicklungsfähigen Anfang zu einem Nordwestpark besitzt, war die Eröffnung

einer Verbindung über den Bürgerwerder zur Nikolaivorstadt von Bedeutung. Zwei kurze Brücken genügten dafür; aber auch sie kamen erst 1875/76 zustande.

Das entscheidendste Ereignis für die ganze rechte Oderseite und die vollere Ausgestaltung ihrer Besiedelung war Ende September 1897 die Eröffnung des neuen Großschiffahrtsweges, der die Stadt im Norden umgeht (I, S. 201). Für seine Anlage war leitend die sogenannte Alte Oder, ein an Scheitnig, Karlowitz, Rosenthal herantretender, von den Breslauer Oderbrücken etwa 2 km entfernt bleibender Arm, dessen Vorgeschichte sich schwerlich mehr ganz aufklären läßt[1]). Daß schon im Mittelalter der Strom die Neigung zeigte, weit nordwärts abzubiegen, und daß tote Arme in jener Gegend als Reste vorübergehend eröffneter Hochwasserbetten bestanden, scheint sicher. Ganz irrig wird der schon auf Wielands Karte auftretende Name Alte Oder nicht gewesen sein, wenn auch die dem 19. Jahrhundert bekannte Ausbildung, der Abschluß gegen den städtischen Lauf durch das nur bei Hochfluten überströmte Strauchwehr, erst Werke der preußischen Strombautätigkeit sind. »Der Großschiffahrtsweg benutzt auf etwa 4 km Länge den Flutlauf der Alten Oder und geht dann als Seitenkanal, welcher zugleich einen etwa 3 km langen gesicherten Liegehafen für den Winter und bei Hochwasser bildet, neben der Alten Oder her. Schleusen stellen am oberen und unteren Ende die Verbindung mit der Stromoder her. Die Erhaltung genügender Wassertiefe bewirkt ein in der Alten Oder hinter der Abzweigung des Seitenkanals angelegtes Nadelwehr, welches die niedrigen Wasserstände der Alten Oder bis zu 1,5 m Wassertiefe anhebt und bei Hochwasser gänzlich niedergelegt wird, um die wichtige Funktion der Alten Oder als entlastender Vorflutarm für die Stadt Breslau ungeschwächt aufrecht zu erhalten«[2]). Eine Reihe von Umschlagstellen mit Schiffsliegeplätzen haben Interessenten sich schon an dem Südufer des Kanals eingerichtet. Ein staubfreier, durch die Bauwerke des Kanals, auch die neuen Brückenbauten der Stadt doppelt anziehender Spaziergang, der Hatzfeldtweg, führt an dem Kanal entlang. Wie dieser mit einem Schlage die Ausdehnung der Stadt nordwärts vorgerückt hat, das zeigt die schon in lebhaften Gang gekommene Besiedelung des nördlicheren Geländes. Merkwürdigerweise sind drei Klöster, das neu errichtete der Franziskaner in Karlowitz, ein Pensionat

1) R. Leonhard a. a. O. 49–51.

2) Aus der amtlichen Festschrift der Oderstrombauverwaltung »Zur Einweihung des Großschiffahrtsweges Breslau-Kosel« 1897.

der Ursulinerinnen und weiter nördlich auf Gut Lilienthal das Rekonvaleszentenheim des Klosters der Barmherzigen Brüder damit vorangegangen. Es nimmt sich aus wie eine Wiederholung der mittelalterlichen Sachlage, der isoliert nach Nordosten vorgeschobenen Stellung des Vincenzklosters gegenüber der Stadt! Das Wichtigste aber für Breslau bleibt seine neue Hafenanlage (1901) auf der Landspitze, welche die sich wieder vereinenden Stromläufe der Oder und der Alten Oder trennt, am sogenannten Zehndelberge. Dort verfügte die Stadt über eine Fläche von 33,7 ha zwischen dem Odertorbahnhof und den beiden Stromarmen, ausreichend für drei Hafenbecken, von denen zunächst nur eins (750 m lang, 50 m breit, 4,2 ha) mit dem Ausgang nach dem Hauptstrom ausgeführt und an den Bahnhof angeschlossen wurde. Die Speicher für Zucker, Korn, Dungmittel, Fette und Öle und mannigfache Güter, sowie die Lagerplätze für Freilagergut sind reichlich bemessen und der Erweiterung fähig, wenn eine Verkehrssteigerung die Aushebung der übrigen Hafenbecken fordert. Der Zehndelberg, an dem der neue Hafen sich öffnet, spielte schon früher in den gemeinnützigen Unternehmungen der Stadtverwaltung eine bedeutende Rolle. Er trägt die Pumpstation, das wichtige Mittelglied zwischen dem Kanalnetz der Breslauer Straßen und den Rieselfeldern von Oswitz und Ransern. Auch das ist ein Werk, dessen näheres Studium uns Breslau im Ringen mit den Schwierigkeiten seiner natürlichen Lage zeigen könnte.

Den Aufgaben, die unter den natürlichen Bedingungen seiner Örtlichkeit und seiner Weltlage die verschiedenen Zeitalter für Breslau stellten, hat die Stadt nur mit starker Veränderung ihrer Ausdehnung und ihres Antlitzes gerecht zu werden vermocht. Wir sahen, wie aus dem locker gefügten Zusammenhange der im Wesen verschiedenen Siedelungen der Slavenzeit um die älteste Oderbrücke die Bischofsstadt und die Bürgerstadt des deutschen Mittelalters erwuchsen; wie die Entwicklung von Jahrhunderten diesem Kerne nur schwache, zu unsicherem Dasein berufene Vorstädte anfügte, die bei jedem Feindesangriff Zerstörung nicht nur durch ihn, sondern gerade durch die Verteidiger zu gewärtigen hatten; wie dann der Fall der Festungswerke einer freieren Entfaltung Raum gibt, Breslau namentlich auf dem linken Ufer, später auch auf dem rechten, die lange gefesselten Glieder ausstreckt, in die Vorstädte das Schwergewicht der Bevölkerung sich verlegt[1]), ihr Wachs-

1) Was in den Bänden der Breslauer Statistik ihr langjähriger verdienter Leiter Prof. Dr. Neefe niedergelegt hat, das faßt in knapperem, die Haupttatsachen zu rechter Wirkung bringendem Rahmen 1901 sein vortrefflicher Aufsatz über Breslaus Bevölkerung in der Festgabe für den Geographentag »Breslau, Lage, Natur und Entwicklung«

tum erst unter Widerstreben der Stadtleitung selbst[1]), dann endlich unter weitblickender, zielbewußter Leitung benachbarte Dorfschaften aufnimmt und zu Teilen des städtischen Organismus umarbeitet. Noch immer ist das Leben in vollem Fluß. Aber bei allem Zutrauen in die weiter steigende Kraft der Stadt lehrt ein Blick auf die Karte, daß ihr kein namhafter Zuwachs mehr von außen her bevorsteht; sie besitzt, wenn erst Gräbschen (1905 2500 Einw.) eingemeindet sein wird, nur noch einen volkreichen Vorort, Brockau, der sichtlich auf dauernde Selbständigkeit sich einzurichten bestrebt ist. Breslau ist also sicher endgültig von der lange behaupteten dritten Stelle unter des Deutschen Reiches Städten hinter München, Dresden, Leipzig auf den sechsten Platz zurückgetreten und wird auch diesen vielleicht nicht für immer behaupten können. Manch andere Großstadt hat noch tiefere und stärkere Wurzeln und dazu freiere Lebensluft. Anderseits aber dürfen wir getrost erwarten, daß auch die seit lange still erwogenen und schon in das Stadium der Vorbereitung gerückten Gedanken an eine erneute zeitgemäße Befestigung Breslaus der Stadt nicht wieder die Atmung beengen, sondern den Sitz reicher Hilfsquellen, den Knoten wichtiger Verbindungen, nur vor Überraschungen sichern werden, die bei der Nähe der Reichsgrenze nicht außer aller Möglichkeit liegen. Für die innere Entwicklung hat die Zukunft noch wichtige Aufgaben zu lösen: die Vermehrung der Brücken zu festerem Zusammenschluß und regerer Wechselwirkung beider Ufer wird nicht mehr lange aufgeschoben werden können. Die Höhe der unteren Staustufe Breslaus wächst durch Tieferlegen der Stromsohle des Unterwassers weiter; die Zukunft hat hier noch einmal die Zeche des Mittelalters zu bezahlen, an der Unterkante des Stromes, wie am leise sich verflachenden Oberwasser in der immer schwieriger werdenden Entwässerung der Ohle-Oderniederung. Auch die Anforderungen der Schiffahrt an die Wasserstraße wachsen weiter. Zunächst kann man wohl die Leistungsfähigkeit des Kanals durch die schon vorgesehene Vorvollkommnung der Schleuseneinrichtungen, durch

S. 106—122 zusammen. Dort wird für die Zeit von 1871—1900 gegenüber einer durchschnittlichen jährlichen Volksvermehrung der ganzen Stadt um 8666, der Schweidnitzer Vorstadt um 3409, selbst der Ohlauer Vorstadt um 856 Köpfe, für die innere Stadt eine entsprechende jährliche Abnahme um 595 berechnet. Diese Abnahme der Bevölkerung der inneren Stadt (1871 68073, 1900 53798) ist seither weiter fortgeschritten (1905 48524).

1) Nur durch die Drohung, sich zu einer eigenen Stadtgemeinde zusammenzuschließen, erzwangen die Dörfer Gabitz, Höfchen, Neudorf-Kommende, Lehmgruben, Huben 1868 den von den Stadtverordneten Breslaus früher abgelehnten Anschluß an die Hauptstadt.

ununterbrochenen elektrischen Tag- und Nachtbetrieb erhöhen; aber dahinter kommt dann doch wieder das, wovor die jüngste Zeit zurückgewichen ist, die Verbesserung des Schiffahrtsweges durch die Stadt, die vielleicht eine erhebliche Neugestaltung mancher Uferstrecken bringt. Auch die Trinkwasserversorgung und die Frage eines großen Hauptfriedhofs, fern von der Stadt, werden der Bürgerschaft noch künftig zu denken geben, nicht minder das Eintreten für das noch keineswegs erschöpfend entwickelte Fernverkehrsnetz. So ist dafür gesorgt, daß kein Geschlecht die Hände müßig in den Schoß legen darf und jedes Jahrhundert die Summe der Erfahrungen mehrt. Von den Städten, wie dem Einzelnen, gilt gleichermaßen das »Altwerden in nimmer endender Schulung«.

Den Schluß dieses nur zu flüchtigen Blickes über den Werdegang des wichtigsten Lebenszentrums des ganzen Oderstromgebietes mag die Vergegenwärtigung der Hauptpunkte der Wachstumskurve der Bevölkerung der Stadt vom 15. Jahrhundert bis zur heutigen Größe bilden.

Zivilbevölkerung:

1470	24000	1648 kaum	24000	1756	54800
1544	25500	1675	28000	1763	42100
1617	33000	1747	50000	1800	59400

Gesamtbevölkerung:

1763	47100	1840	97700	1890	335200
1800	64500	1852	121100	1900	422700
1810	68100	1861	145600	1905	470900
1820	78900	1871	208000	1907	482000
1831	89500	1880	272900		

Wenn auch erst eine tiefer eindringende Betrachtung klar zu stellen vermag, wie stark an dieser Zunahme die natürliche Volksvermehrung, die Zuwanderung und anderseits der Zuschlag einverleibter Nachbarorte beteiligt war, der am 1. Januar 1868 auf einen Schlag 14420, am 1. April 1897 5460 Einwohner zubrachte, erkennt man doch deutlich die entscheidende Wendung der Kurve nach aufwärts, die Beflügelung einer lange nur schwach fortschreitenden Entwicklung mit dem Beginn des Zeitalters der Eisenbahnen, etwa 1840, nicht minder das Aufblühen deutscher Volkskraft nach der Einigung des Vaterlandes. So spiegelt sich im Bilde des Schicksals der einzelnen Stadt das Los der ganzen Nation. Daß wir mit ihr stehen und fallen, ist jedem denkenden Menschen die heilsamste Mahnung.

Das rechte Oderufer Mittelschlesiens.

1. Das Flachland vom Stober bis über die Weide.

Die Weisen lehren seit mehr als hundert Jahren, in den Gebirgen müsse man schöne Landschaften aufsuchen, und das Flachland will niemand rühmen. Wer schauen will, mag in die Berge wandern, aber wer sich wohlfühlen will und heiteres Licht für sein Leben begehrt, der findet es auch dort, wo der Himmel von allen Seiten so tief hinabsteigt, daß der Wechsel seiner Lichter alles wird und die Formen der Erde wenig.

Gustav Freytag.

Die Oder, der alte Grenzgraben des Polnischen Reiches, wurde zur Mittellinie für das Bistum Breslau erwählt, das ihr oberes Becken einte, dann auch für das nach diesem kirchlichen Muster abgegrenzte Herzogtum Schlesien. Sie ward die Hauptader für

»... das weite Land,
Das von der Oder Quellen bis zur Mündung
Des Bobers, wie ein Eichenblatt, der Schöpfer
An Deutschen Reiches Grenzen hingeworfen«.

(Karl Weinhold.)

Aber sobald das alte Herzogtum zu zerfallen begann, machte sich die trennende Kraft des Stromes bald wieder geltend. Die Gebiete des rechten Ufers traten seit 1296 mit Teilen Großpolens auf mehrere Jahrzehnte in enge politische Verbindung, und ihre Herzöge entsagten auch nach der Unterordnung unter böhmische Lehnshoheit keineswegs dem Anteil an den politischen Bewegungen im Nordosten. Focht Konrad der Weiße an der Seite der Ordensritter bei Tannenberg, so folgten bald andere Piasten aus der Ölser Herzogslinie den polnischen Fahnen. Fraustadt ward 1343 völlig von Schlesien getrennt und dem polnischen Gebiete angegliedert, und auch in den bei Schlesien verbleibenden Landschaften war in der Zusammensetzung des Volkes bis in das innere Leben der Klöster ein selbst-

bewußter polnischer Einschlag zu spüren[1]). Polnisches Wesen war auf dem rechten Oderufer kräftiger und widerstandsfähiger, weil die Germanisierung hier später einsetzte und unvollständiger durchdrang; dem früh erlöschenden Nachschub deutscher Zuwanderung stand hier der unmittelbare Zusammenhang der Polen mit dem großen Rückhalt ihres geschlossenen Volkstums gegenüber. Damit hängt es zusammen, daß schon die Ortsnamen slavischen Ursprungs hier nicht so wie auf der linken Oderseite mundgerecht für die Deutschen umgestaltet wurden, sondern namentlich in den Endungen ein deutlich slavisches Gepräge behielten. Die Menge der Namen auf -awe, -ewe, -öwe, -owe, -ine, -ke ist so bezeichnend für das rechte Oderufer Mittelschlesiens, daß jeder Schlesier einen einzelnen Namen dieser Art, auch wenn er ihn vorher nie gehört hat, mit Sicherheit dort und nirgend anders suchen wird[2]). Unverkennbar wirkte lähmend auf den Fortgang und auf das Tieferdringen der deutschen Kolonisation auch die Natur der Landschaften des rechten Oderufers, namentlich ihre entschieden geringere Fruchtbarkeit. Sie war mehr als der Mangel an guten Bausteinen maßgebend für das Vorwalten von Holz- und Fachwerkbau, von Schindel- und Strohdächern, nicht nur in den Wohngebäuden, sondern ursprünglich auch in den Kirchen, für die durchschnittlich ärmlichere Erscheinung der Ortschaften, auch

1) K. Wuttke, Nationale Kämpfe im Kloster Trebnitz. Zeitschr. f. Gesch. Schl. XXIV 1890, 1—30. XXV 1891, 42—69.

2) Eine Zusammenstellung wird das auch anderen deutlich machen:

-awe. Duchawe, Tschachawe, Wischawe. Paradawe, Schwiebedawe. Drungawe, Nisgawe, Norigawe, Prosgawe, Wersingawe. Belkawe, Donkawe, Dziatkawe, Jantkawe, Liatkawe, Pischkawe, Tschunkawe, Wallkawe, Wilkawe. Wangersinawe. Ostrawe. Kasawe, Rogosawe. Brustawe.

-ewe. Kadlewe, Kodlewe (2), Wanglewe.

-öwe. Koschnöwe. Pavelschöwe, Sackerschöwe.

-owe. Grochowe. Gollkowe, Lauskowe, Lilikowe, Willkowe, Woidnikowe. Buckolowe. Borsinowe, Goidinowe, Kainowe, Klenowe. Kommerowe.

-ine. Beschine, Breschine, Gräschine. Brockotschine, Domatschine, Marentschine, Pinkotschine, Pollentschine, Sapratschine, Schlabotschine, Schwentroschine. Dziewentline, Grebline, Tschepline, Wikoline, Zychline. Karmine. Skotschenine. Mersine, Piskorsine, Skarsine. Bu(c)kowine (2). Borzenzine, Kotzine, Luzine. Schawoine.

-ke. Grabofke, Sielonke, Kotzerke, Tworsimirke. Biadauschke, Karoschke, Peadauschke. Lassisken, Pomorske, Sandeborske, Wioske. Goitke.

Manche dieser Namen haben unverkennbare germanisierte Verwandte auf dem linken Oderufer (Belkau, Wilkau). Aber es gibt auch Namen des rechten Oderufers, die jedem Versuch einer Vergleichung oder gar einer Deutung zu widerstreben scheinen, namentlich eine Namengruppe des Wohlauer Herzogtums: Akreschfronze, Sandfronze oder Wehlefronze, Zweckfronze.

wo noch keineswegs Unterschiede des Volkstums einen Rückgang von Sauberkeit und Ordnung bedingen. Selbst auf den Märkten Breslaus vermag man am Schlag der Pferde, an Wagen und Geschirr die Leute des rechten Ufers, mindestens seiner entfernteren Ortschaften ziemlich sicher zu unterscheiden.

Für die Physiognomie der Siedelungen ist die Wahl und Verwendungsweise des Baustoffes von besonderer Bedeutung. Bei ihrer Beurteilung bleibt man nicht auf den allgemeinen Eindruck und den Vergleich subjektiver Erinnerungsbilder angewiesen. Amtliche Aufnahmen geben darüber sicheren Bescheid. Die der Jahre 1878 und 1893 [1]) lassen den Fortschritt zu festerer, feuersicherer Bauweise überall erkennen. Immerhin bleibt auch 1893 das rechte Oderufer in dieser Hinsicht noch wesentlich zurück. Der Anteil der massiven Gebäude an der Gesamtzahl sinkt, wenn man von den fünf ganz links der Oder liegenden Kreisen der Ebene (Grottkau, Strehlen, Nimptsch, Schweidnitz, Neumarkt) ausgeht, von 75 ½ % schon in den drei Landkreisen, welche die Oder in Mittelschlesien durchschneidet, unter 73 %, nicht tiefer, weil der Schwerpunkt des Raumes und der Siedelungen aller drei Kreise noch dem linken Ufer angehört; der Schritt über die Oder hinüber ändert sofort das Bild. In den vier nächsten Kreisen (Namslau, Öls, Trebnitz, Wohlau) sinkt der Anteil der massiven Gebäude auf 55 %, schließlich in den vier Grenzkreisen zwischen Kreuzburg und Guhrau auf 42 %. Am niedrigsten steht er in den Kreisen Wartenberg (36 %) und Militsch (37 %). Und zwar zeigt der Kreis Wartenberg, wie Kreuzburg und der Osten des Kreises Namslau, ein entschiedenes Überwiegen des Holzbaues, bildet also den Übergang zwischen den Landkreisen des oberschlesischen rechten Ufers und den gleicher Bauweise anhängenden Kreisen im Südostwinkel der Provinz Posen (Kempen, Schildberg, Adelnau, Ostrowo). Dagegen weist der Kreis Militsch als einziger in Schlesien dem Fachwerkbau die absolute Mehrheit seiner Baulichkeiten zu; er schließt sich in dieser Beziehung an die Posener Kreise Rawitsch, Koschmin, Gostyn, Schrimm an.

Die Bedeutung der eben unterschiedenen vier Landgürtel in der Abstufung der Verbreitung massiver Bauten findet ihre volle Bestätigung in der nordostwärts sich mindernden Feuersicherheit der Bedachung. Dächer aus Holz und aus Stroh tragen in den fünf Kreisen der Ebene des linken Oderufers 1,3 und 8,7 % aller Gebäude, in den drei Oderkreisen 2,9 und 12,8 %, in den vier nächsten Kreisen des rechten Oderufers 2,6 und 15,1 %, in den vier Grenzkreisen des

1) Preuß. Statistik 103. 146, 2.

Nordostens 5,6 und 39,6 %. Die Summen beider Zahlen bilden eine stark ansteigende Reihe 10, 15,7, 17,7, 45,2.

In diesem Falle spricht die Statistik unzweideutig. Aber auch in vielen anderen, in denen wir ihrer Hilfe entraten müssen, häufen sich Einzelwahrnehmungen zu dem Gesamteindruck einer gewissen Rückständigkeit großer Teile des rechten Oderufers, eines minder vollständigen Durchdringens der deutschen Kultur. Diese bestimmte, keineswegs auf bloßem Vorurteil beruhende Empfindung prägte im Volksmunde den Sprachgebrauch, der das Land rechts der Oder als »die polnische Seite« bezeichnete. Diese Ausdrucksweise läßt sich bis ins Mittelalter zurück verfolgen und gewinnt im 18. Jahrhundert in Zimmermanns Werke über Schlesien geradezu offiziösen Charakter. Sie war auch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts in Breslau noch völlig lebendig, so bestimmt, daß sie selbst in trivialer Übertragung auf ganz andere Dinge Anwendung fand. Jetzt dürfte sie im Aussterben begriffen sein, wenigstens an Ort und Stelle. In Gegenden, welche von den Wellen geistiger Bewegungen erst mit einiger Verspätung erreicht werden, kommt nun noch nachträglich der Niederschlag früherer Generationen deutscher Bücher zur Geltung. Vor wenigen Jahren las ich in einem nagelneuen neugriechischen Lehrbuch der Geographie, daß die Oder Deutsche und Polen scheide.

Aber die »Polnische Seite« Mittelschlesiens ist dem Volksbewußtsein doch nie als eine strenge Einheit erschienen. Immer empfand man einen in der weiten Ebene auffallenden Reliefunterschied. Schon die ältesten Urkunden des 12. Jahrhunderts heben zur Bezeichnung von Orten in den Trebnitzer Hügeln hervor, sie lägen »in montibus«, im Bergland. So geringfügig dem an kräftigere Höhenunterschiede gewöhnten Beobachter dies Katzengebirge erscheinen mag, treten in seinem Geleit doch so wesentlich abweichende Grundzüge der Bodenbeschaffenheit, des Pflanzenkleides, selbst des Klimas auf, daß auch diese Darstellung von dem schlesischen Landrücken und seinem merkwürdigen Längstal das Flachland vom Stober bis über die Weide hinaus zu scheiden haben wird.

Um den noch heute großenteils erhaltenen alten Grenzwald des Stober schließt sich auf dessen rechtem Ufer eine ergiebige Ackerbaulandschaft, der östliche Teil des alten Herzogtums Brieg. Seine fernste Grenzlandschaft, die Weichbilde Pitschen und Kreuzburg, wurden mit dem Konstadter Ländel des Herzogtums Öls zu einem landrätlichen Kreise Kreuzburg vereint, der 1816 dem Reg.-Bezirk Oppeln

angeschlossen wurde. Aus der Decke des Diluviums treten an der Ostgrenze des Kreises zwischen ihm und dem Landsberger Ländchen, das dem südlichen Kreise Rosenberg angehört, in sanften Hügeln tonige Sandsteine des Keuper und des Braunen Jura hervor, wichtig nur durch die Führung von Eisenerzen, die bei Goslau, Ludwigsdorf, Bankau abgebaut werden. Gerade dieser östliche Teil des Kreises hat ungünstige Ertragsfähigkeit, vielfach kalten, nassen Boden auf undurchlässiger Unterlage. Kleine Kolonien aus Friedrichs d. Gr. Zeit führen hier ein kümmerliches Dasein. Weiter westlich erst bessern sich die Bedingungen des Anbaues. Im Gegensatz zu dem Nachbarkreise Rosenberg, der 44% seiner Fläche unter der Walddecke birgt, ist der Kreis Kreuzburg sehr waldarm (16%). Nennenswerte Forsten haben außer der Kgl. Oberförsterei Kreuzburg, von deren 3987 ha aber kaum 1000 ha in den Kreis fallen, nur die Großgrundbesitzer, im Osten das Rittergut des Grafen von Bethusy-Huc auf Bankau (von 2406 ha 1473 Holz) und im nordwestlichen Teil des Kreises das Rittergut Reinersdorff (von 2434 ha 1493 Holz), der Kern eines Familienfideikommisses (von Paczensky und Tenczin), der durch die Güter Ober-Stradam und Görnsdorf im Kreise Wartenberg auf eine Gesamtfläche von 4094 ha erweitert wird.

Die Eigentümlichkeiten der Grenzlage des Kreises und die ganze Stimmung des Lebens auf dem Vorposten deutscher Kultur in den deutschen Städten zwischen ganz vorwiegend polnischer, hier aber meist protestantischer Landbevölkerung hat eindrucksvoll des Kreises größter Sohn, Gustav Freytag, wiedergegeben, — selber mit seiner ganzen Geistesart ein unsterblicher Zeuge dafür, wie am äußersten Rande deutscher Erde das Bewußtsein der nationalen Zugehörigkeit, die Empfindung für das Werden, das Wesen und den Wert deutscher Gesittung sich vertieft und den besten Inhalt eines reichen Lebens zu bilden vermag. Am vollsten herrscht dieser Eindruck des Grenzlandes in dem Städtchen Pitschen (1905 2310 Einw.), dessen wellige Höhenplatte großenteils umschlossen ist von Wasseradern, die zum Grenzfluß Prosna hinabziehen. Die Erinnerung an den schlichten, schmucklosen Ort verknüpft sich mir mit dem Andenken eines pflichttreuen Seelenhirten, eines würdigen Gliedes der hochverdienten Pastorenfamilie Koelling. Zwei Schriften aus seiner Feder, die den Aufgaben der Örtlichkeit entsprangen, habe ich in der Breslauer Stadtbibliothek niedergelegt: ein historisches Festspiel »Die Schlacht von Pitschen« (1588), bestimmt, bei der deutschen Bürgerschaft Teilnahme für die Vergangenheit ihres Ortes und zugleich das rechte Bewußtsein für den Gegensatz zwischen dem Wirrsal jener schutzlosen Zeiten und

der heutigen Zugehörigkeit zu einem machtvoll den fernsten Grenzsaum schirmenden Reiche deutscher Nation zu wecken, und dann ein paar Hirtenbriefe, halb deutsch, halb polnisch, an die Sachsengänger, die fern von der Heimat beim Streben nach Besserung ihrer Lebenslage einen wertvollen Halt fanden an den Mahnungen und Ratschlägen des unermüdlich die Verbindung weiter spinnenden Seelsorgers. Pitschen war die älteste Städtegründung dieser Gegend (vor 1230) halbwegs zwischen Namslau und Wielun auf trockener Höhe vor dem Prosna-Übergange einer alten Straße, die noch später wichtig blieb und hierher die vernichtende Niederlage eines habsburgischen Prätendenten um die polnische Thronfolge i. J. 1588 verlegte. Von Krakau über Krzepice, Wielun nach Schlesien weichend, ward er hier von den nachsetzenden Polen ereilt; das unschuldige Städtchen büßte für seinen Ehrgeiz und seine Unfähigkeit.

Entschieden jünger ist Kreuzburg. Das Recht zu seiner Begründung als Stadt ward erst 1253 den Kreuzherren mit dem Roten Stern im St. Elisabeth-Hospital zu Breslau verliehen, gleichzeitig mit der Schenkung ausgedehnter Besitzungen zu beiden Seiten des Stober. Eine Urkunde von 1283 zeigt bereits den raschen Fortschritt deutscher Siedelungen in diesem Gebiete; es erscheinen darin schon die Namen der Dörfer, die heute in Kreuzburgs Nachbarschaft durch die Größe ihrer Feldmarken und ihre Volkszahl ins Auge fallen (Kuhnau 1000 ha, Lowkowitz 1288 ha, Ob.-Kunzendorf 1292, Nied.-Kunzendorf 951 ha). Aber diese Grundlage künftiger kräftiger Entwicklung der Stadt kam in drangvollen, an ernsten Prüfungen reichen Zeiten lange nicht recht zur Geltung. Noch beim Übergang in Preußens Hand war Kreuzburg nicht viel größer als Pitschen und erschien 1777 dem Könige, »weil es da wohlfeil sei und es in der Gegend auch viel Arme gäbe«, als rechter Platz für ein großes Armenhaus der Provinz. Die Bildung des Kreuzburger Kreises erhöhte schon damals Kreuzburgs Bedeutung, noch mehr aber die Verkehrsentwicklung des 19. Jahrhunderts, die diese Stadt zum Kreuzungspunkt der von Posen, Breslau, Oppeln, Tarnowitz zusammenstrahlenden Eisenbahnlinien machte, zum bevorzugten Sitz der Industrien, die zur Verwertung der Erzeugnisse der Umgebung sich auftaten. Dampfsägen, Mühlen, Brauerei, Zuckerfabrik, Lederfabrik, Maschinenwerkstätten vereinen sich hier mit höheren Bildungsanstalten zur Bildung des unbestrittenen Vorortes für den Nordosten der Provinz. Die Bewohnerzahl stieg 1905 auf 10920.

Der landwirtschaftlich am besten beanlagte Westen des Kreises findet in Konstadt (1905 3560 Einw.) seinen Mittelpunkt. Es ward 1261 an der Brinitze, einem rechten Nebenbach des Stober, begründet, »in

dem großen Walde«, der damals als Rest der alten Preseka noch Namslau von Pitschen und Kreuzburg trennte. Statt des ursprünglich ihm zugedachten Namens Fürstenthal drang der Name Kunzenstadt durch, anknüpfend an die Person des Vogtes, der im Auftrage des Herzogs die Aussetzung der Stadt vollzogen hatte. Bei seiner Kleinheit hat Konstadt keine selbständige, sondern mehr eine leidende Rolle im Laufe der Jahrhunderte gespielt. Als es preußisch wurde, war Schuhmacherei der Haupterwerbszweig der Bewohner. Seither ist die Verwertung landwirtschaftlicher Erzeugnisse in den Vordergrund getreten. Hohen Rufes erfreuen sich noch bis heute die Flachsmärkte der Stadt, die immer unmittelbar den für Breslau angesetzten voranzugehen und die erste Entscheidung über das Geschäft in diesem Handelszweige zu geben pflegen.

Der Mittellauf des Stober fällt in den Südosten des Kreises Namslau, der Unterlauf in den Nordosten des Kreises Brieg. Es sind die minder fruchtbaren Teile beider Kreise; waldreich, meist von großem Grundbesitz und staatlichen Forstflächen eingenommen, kein Boden für städtische Siedelungen. Die Namen Städtel und Karlsmarkt, ein 1712 von Karl VI. zum Marktflecken erhobenes Dorf, dem erst die Bienenzucht des Pfarrer Dzierzon weiten Ruf erwarb, deuten auf mißlungene Anläufe, hier städtisches Leben zu wecken. Von dem Rittergut Poln.-Würbitz (1732 ha, Frh. von Reiswitz und Kaderzin), das westlich von Konstadt auf dem rechten Ufer der Brinitze noch im Kreuzburger Kreise sich ausbreitet, trennt die Teichlandschaft von Bachowitz den großen, von Noldau bis Sterzendorf reichenden Gutsverband (3010 ha, Graf Saurma); es folgen, beide Ufer der Stoberniederung umspannend, das waldreiche Rittergut Dammer (1864 ha, v. Spiegel) und die bis Hönigern weiträumig (mit 2863 ha) in den Kreis Namslau herübergreifende Majoratsherrschaft Karlsruhe O.-S. Jenseits der Rittergüter Gülchen und Bankwitz (1999 ha, Frau Marg. Willert geb. v. Koppy) nimmt zur Rechten des unteren Stober besonders ausgedehnte Flächen der königliche Forst Stoberau (4845 ha) im Kreise Brieg ein. Er eröffnet, unmittelbar an die ungeheuren Staatswaldungen des Oppler Gebietes (Poppelau) anschließend, den breiten Waldgürtel, der durch den Brieger Stadtwald (740 ha) und die königlichen Forsten Rogelwitz (4403 ha), Peisterwitz (4457 ha), Ohlau mit Scheidelwitz (2527 ha), den herrschaftlichen Forst Jeltsch (1384 ha) die mittelschlesische Oder rechtsseitig begleitet und seine letzten Vorposten im Walde von Margareth und in der Strachate bei Breslau hat, dem über die Oder herübergreifenden Teile der großen Waldungen der königlichen Oberförsterei Kottwitz (3837 ha) in der Oder-Ohleniederung.

Dem Nordrande dieser großen Waldzone schließen ferner vom Strome sich die Holzungen des Rittergutes Eckersdorf (v. Garnier, von 1907 ha 718) und des Majorates Minkowsky (Graf v. Wartensleben, von 1431 ha 586) an, in dem des ritterlichen Helden Seydlitz sterbliche Überreste ruhen, ferner der waldige Süden des vormaligen Fürstentums Öls (Wilhelminenort, Bernstadt) und die Forsten (1615 ha) der Graf Saurmaschen Besitzungen Mühlatschütz und Laskowitz. Dieses mehr als 200 qkm große Waldgebiet schiebt sich wie ein trennender, nur allmählich gegen Westen sich zuspitzender Keil zwischen die Oder und das mittlere Gebiet der Weide ein, das dadurch besonders bestimmt darauf hingewiesen wird, für seinen Verkehr den Anschluß ans Odertal erst in Breslau zu suchen. Das ist das Ziel, dem alle Gewässer nördlich und südlich dieses Waldkeiles zustreben.

Die fernsten nordöstlichen Quelladern des Weidegebietes liegen an der merkwürdigsten Talwasserscheide Schlesiens im Braliner Luch. Dies Moor (173 m), das seine trägen Gewässer ohne scharfe Scheidung ostwärts im Schummerwasser gegen Kempen zur Prosna, südwestwärts im Trembatschauer Bach zu der von den Hügeln im Westen Groß-Wartenbergs niederrinnenden Weide entläßt, ist eine lange unterschätzte wichtige Naturgrenze. Von Süden her treten an die Braliner Niederung die sanftwelligen Höhen der Diluvialplatte heran, deren feste Gesteinsunterlage, das äußerste Endglied des oberschlesischen Hügellandes, zum letzten Male in der Nähe von Pitschen zutage trat; im Norden dagegen erheben sich mit raschem Anstieg landschaftlich recht eindrucksvoll die hier scharf begrenzten Höhen des schlesischen Landrückens, tertiäre Hügel, überstreut von Blockzügen der Moränen der jüngeren Eiszeit. Wer dies Hügelland bewandert und von den Scheiteln seiner Braunkohlenquarzitrücken zwischen tertiären Tonlagern und jungen Moränen niedergesehen hat auf die flachen Bodenwellen der südlicheren altdiluvialen Landschaft, der wird ohne Zögern der altüberkommenen Verknüpfung des Landrückens mit den Trias- und Jurahügeln Oberschlesiens (s. I, S. 131) entsagen und die Braliner Niederung als Südgrenze des Landrückens anerkennen. Der Paß des Braliner Moors war ein wichtiger natürlicher Abschnitt der Straße Öls—Wartenberg—Kempen—Wieruszow, und darin lag wohl die Entstehung des Ackerstädtchens Bralin (1480 Einw.) begründet. Neuerdings wählte die in voreiliger Hoffnung benannte Breslau-Warschauer Bahn diesen Weg. Noch ist es nicht sicher, ob sie je über die Grenzstation Wilhelmsbrück ins Innere Polens ihre Fortsetzung finden wird.

Längs des Laufes der Weide, deren Quelladern sämtlich südwärts in der Richtung gegen Namslau zusammenstreben, macht sich beson-

ders auffallend die im allgemeinen den Kreisen des rechten Oderufers — im Gegensatz zur fruchtbaren Ackerebene des linken — eigene Erscheinung geltend, daß die Wiesenflächen weit, bisweilen zwei- und drei-, selbst vier- und fünffach wertvoller sind als gleiche Flächen Ackerlandes. Demgemäß wächst das Areal der Wiesen, das in den gesegnetsten Kreisen des linken Ufers auf $^1/_{12}$ des Ackerlandes herabging, in den Weidekreisen auf $^1/_6$ und $^1/_5$; wir nähern uns merklich dem in der Bartschniederung eintretenden Verhältnis 1 : 4,4. Erfolgreiche Viehzucht bildet demnach hier einen wichtigen Teil des Landwirtschaftsbetriebes auf bäuerlichen Fluren wie auf den großen Gütern. Der Nordostwinkel des Weidegebietes fällt schon in die Freie Standesherrschaft Wartenberg hinein. Das Haupttal der oberen Weide durchzieht die Flur des langen, vielteiligen Dorfes Stradam (1500 Einw.), von dessen vier Rittergütern das v. Reinersdorff-Paczenskysche (1024 ha) das bedeutendste ist. An der Genossenschafts-Molkerei des Ortes sind mehrere große Güter beteiligt. Im Kreise Namslau hat unter allen Orten des oberen Weidelaufs Schmograu den verbreitetsten Namen; er steht auf der ersten Seite der schlesischen Regesten, dank einer sehr fragwürdigen Überlieferung über eine frühe Verlegung des schlesischen Bischofssitzes nach diesem in keiner Weise bemerkenswerten Ort. Schmograu ist neben Skorischau und Wallendorf eine der königlichen Domänen (683, 1612 und 784 ha) des Kreises, an die der recht zersplitterte Forstbesitz (4092 ha) der Königl. Oberförsterei Namslau wenigstens teilweise sich anschließt. Im Osten dieses von der oberen Weide bis an den Rand des Stobergebietes ziehenden Gürtels von Domänen liegt mitten auf der Diluvialplatte zur Linken der oberen Weide das offene Städtchen Reichthal (1905 1080 Einw.). Von den Großbesitzen, die um das Weideknie bei Namslau über die fruchtbarste Gegend des Kreises sich verteilen, ist besonders ausgedehnt der des Grafen Joh. Edgar Henckel von Donnersmarck, das Majorat Grambschütz und das Rittergut Kaulwitz (zusammen 2638 ha); beide sind voneinander getrennt durch die Frau Anna v. Willertschen Güter Giesdorf, Buchelsdorf, Haugendorf (zusammen 1621 ha).

Der Punkt, an dem die Weide nach südlichem Oberlauf scharf westwärts umwendet in die Richtung gegen Breslau, an dem also der an diesem Flußtal emporziehende Verkehr der schlesischen Hauptstadt die lange festgehaltene Fühlung mit diesem Fluß aufgab, war berufen für eine Stadtanlage. Ein linker Seitenbach der Weide und diese selbst umgrenzten eine leicht zu verteidigende Halbinsel. Das Krakauer Tor an ihrer offenen Ostseite bezeichnete die Hauptrichtung des mittelalterlichen Verkehrs, aber auch die Richtungen Pitschen—Wielun,

Reichthal—Kempen—Kalisch hatten ihre eigene Bedeutung. Namslau war sicher einer der ältesten Plätze schon im slavischen Schlesien und behauptete sich auch, seit etwa 1270 im Besitze deutschen Rechtes, in ansehnlicher Bedeutung als Vermittlerin des Handels und fester Straßenhort. Im Jahre 1347 von Karl IV. käuflich erworben und mit dem Fürstentum Breslau verbunden, ward es in geschickter Ausnutzung der Ortslage stark befestigt und hat in stetem engen Verhältnis zur Landeshauptstadt gegen Hussiten und Polen mit rühmlicher Wehrhaftigkeit sich behauptet. Erst der Dreißigjährige Krieg stellte die Widerstandskraft der Stadt auf allzu harte Proben; sie hat sich seitdem nicht recht erholen können, den Wettbewerb mit Kreuzburg und Öls im 19. Jahrhundert nicht mit Erfolg aufzunehmen vermocht. Auch die nahezu vollendete Kreuzung der Nebenlinien, die der Oppelner Linie eine Fortsetzung über Reichthal nach Kempen sichert, wird die Verkehrslage nicht entscheidend aufbessern. Der Stadt (1905 6180 Einw.) ist nur die bescheidene Stellung der Verwertung der Ernten der Umgebung und ihres Austausches mit den Erzeugnissen der Ferne, namentlich Oberschlesiens vergönnt, das Kohle, Kalk, künstliche Dungmittel sendet gegen Getreide. An der Spitze ihrer gewerblichen Unternehmungen steht eine bedeutende Brauerei.

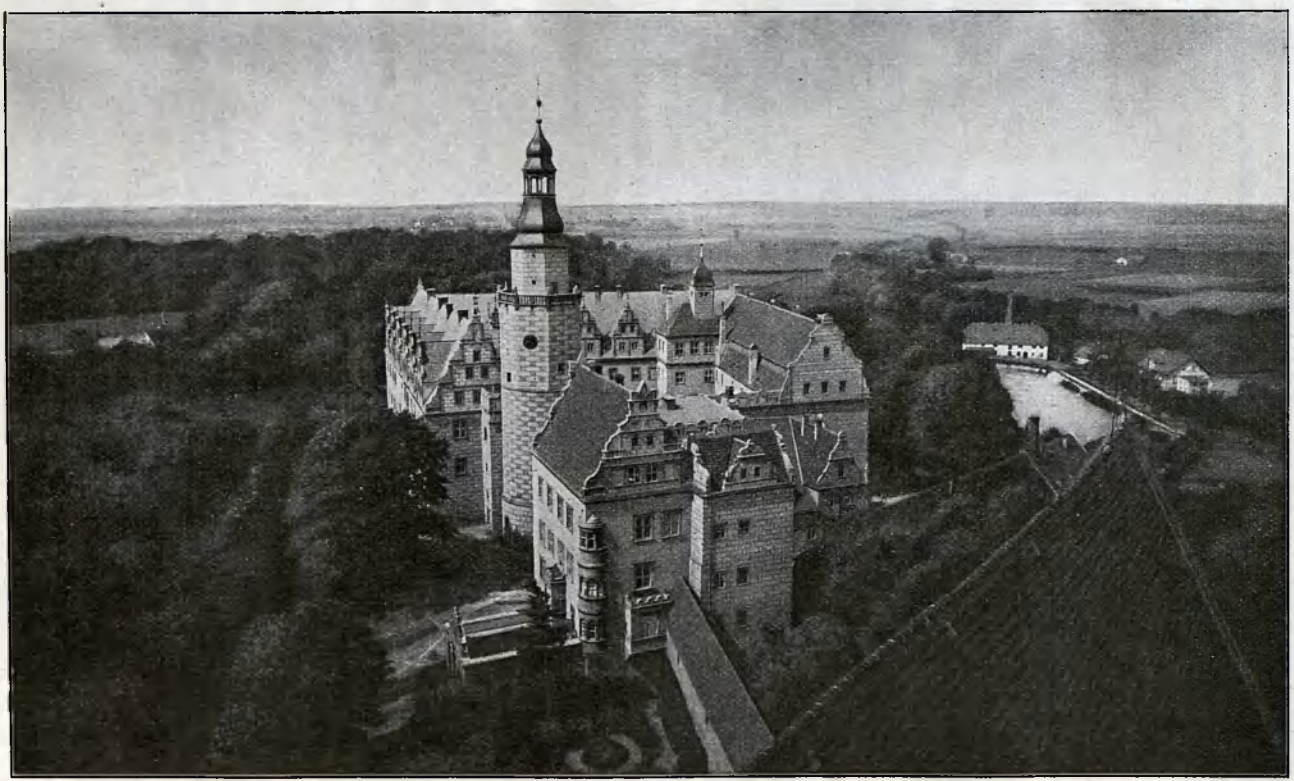
Wie zwei einander entsprechende neue Stützen der durch Namslau allein nur unzulänglich gesicherten Krakauer Straße nehmen sich zu beiden Seiten dieser alten Stadt die jüngeren, etwa gleichzeitig begründeten Städte aus, denen die verwandten Namen Fürstenwald und Fürstenthal zugedacht waren: Bernstadt (1266) und Konstadt (1261). Bei Bernstadt überwog ebenso wie bei der östlicheren Schwester der Name einer für die frühesten Geschicke der Stadt bedeutenden Persönlichkeit; ursprünglich hatte der Platz Ligniza geheißen. Die Lage an einer Krümmung der Weide, an der Trennung der Wege von Namslau nach Breslau und Öls, war geeignet für die Vermittelung des Verkehrs der drei ansehnlicheren Städte, aber gerade durch deren Nachbarschaft zu beengt für eine selbständige Entwicklung, zumal den südlichen Horizont unmittelbar große Wälder abschlossen. So ist Bernstadt, wiewohl das alte Schloß in wunderlichen Erweiterungsbauten allmählich zu ansehnlicher Größe sich entwickelte und öfter als herzogliche Residenz diente, immer eine bescheidene Stadt geblieben (1905 4190 Einw.). Seine wichtigsten Industrien (Zuckerfabrik, Brauerei, Mühle, Dampfsäge, Maschinenfabrik) stehen im Dienste der Landwirtschaft, die einen Boden von mäßiger Güte bebaut. Das westlich benachbarte Patschkey hat eine Flachsgarnspinnerei und Leinenfabrik.

Bis wenig unterhalb von Bernstadt bleibt das Tal der Weide

schmal und so fest begrenzt, daß nur für kleine Verzweigungen und Inselbildungen Raum bleibt. Dann aber tut sich die Stromaue, von veränderlichen Armen durchflochten, zu beträchtlicher Breite auf und verschmälert die trennende Zunge diluvialen Landes, die zwischen Weide und Oder sich vorstreckt, derartig, daß bei Schwoitsch 6 km östlich von Breslau beide Täler in Verbindung treten und weiterhin nur noch Inseln diluvialen Bodens an die vormals kräftigere Scheidung zwischen beiden erinnern. Wohl hat die Anstrengung der Breslauer Bürgerschaft den im Mittelalter in gewundenem Zuge wiederholt der Weide stark sich nähernden Oderlauf von Schwoitsch weiter südwärts verlegt. Aber auch jetzt trennen kaum 3 km den vom neuen Großschiffahrtswege begleiteten Seitenarm der Alten Oder, der die Nordseite der Großstadt umzieht, von der Weide bei Hundsfeld. Der von diesem Ort eingenommene Vorsprung des durchaus hochwasserfreien Diluviallandes war der natürliche Brückenkopf der »Polnischen Seite« zum Übergange nach Breslau. Hier an der Ölser Straße und in Hünern an der Trebnitzer Straße waren die besten Plätze für Zollstätten, mit denen die Ölser Herzöge vom Handelsverkehr Breslaus ihren Nutzen ziehen konnten. Wiewohl Breslau auf sein Privileg sich berief, daß seine Umgebung bis auf zwei Meilen Entfernung frei von fremden Zollstätten bleiben sollte, erlangten die Ölser Herzöge doch nach den Hussitenkriegen auf längere Zeit (1434—1491) das früher ihnen stets bestrittene Recht, ihren Ölser Zoll, »der leicht umfahren werden konnte«, an die beiden nicht umgehbaren Weideübergänge vorzuschieben. In dieser Bedeutung als natürlicher Übergangs- und Brückenplatz, deren älteste Andeutung schon in der Völkerwanderungszeit die Sacrauer Funde (s. I, S. 338) bieten, lag der Grund für die Erhebung von Hundsfeld zum Range eines Städtchens. Ein Nachklang dieser Hauptvorbedingung des Daseins ist noch die Führung der Eisenbahnlinie Breslau—Trebnitz über die Hundsfelder Weidebrücke. Wenn aber ehemals Hundsfeld als Grenzort des Ölser Herzogtums seine Front gegen Breslau kehrte, empfängt es heute umgekehrt von der nahen Großstadt die Hauptantriebe seines Lebens. Hundsfeld (1905 2170 Einw.) und das eng benachbarte, durch seine großartige Papierfabrik rasch aufgeblühte Sacrau bilden vereint nun einen wichtigen nordöstlichen Vorposten Breslaus.

Unterhalb Hundsfeld empfängt die Weide einen für kleine Kähne fahrbaren rechten Seitenbach, das Juliusburger Wasser. Nicht weit nordöstlich von Sacrau kommen seine beiden Quellbäche zusammen, der eine, die Dobra der alten Slaven, von Juliusburg aus den Hügeln des Landrückens, der andere, östlicher an dessen Fuß entspringend,

ist ein echtes Kind der Ebene, ein »Erlenbach« Ölse (olesnica). Seinen Namen führt auch die freundliche Stadt, deren Nordwestseite er beschirmen half. Schon 1215 als Marktplatz genannt, noch vor der Mitte des Jahrhunderts beschützt von einer eigenen herzoglichen Burg, ward Öls 1255 eine Stadt mit deutschem Recht, 1312 Hauptort eines eigenen Herzogtums, das bis zum Aussterben seiner Piastenlinie (1492) den größten Teil Mittelschlesiens rechts der Oder umfaßte, dann erst durch die Abzweigung der freien Standesherrschaften Wartenberg, Trachenberg, Militsch und die Abtrennung des Wohlauer Fürstentums etwa auf die heutigen Kreise Öls und Trebnitz samt dem Konstädter Ländel zusammenschmolz. Aber erst aus dieser jüngeren Zeit der Podiebrads stammt der Renaissancebau des Schlosses (1559—1616). Am äußersten Westende der Stadt, auf niedrigem Höhenrande über der reizvoll und schirmend zugleich zu breiten Teichspiegeln gestauten Ölse erhob sich sein allmählich und doch nicht planlos entwickeltes hohes Häuserviereck, davor das kleinere zuerst (1559—1562) errichtete, den Zugang von der Stadt her mit dem Torbogen seiner schmuckreichen Fassade überwölbende Vorschlößchen, nach Vollendung des Hauptbaues der Witwensitz der Herzoginnen, so nahe der Hauptkirche, daß zu ihr ein hochschwebender verdeckter Gang hinüberführte und das Gotteshaus der Gemeinde zugleich Schloßkirche wurde. Von den alten Residenzschlössern schlesischer Teilfürsten ist das Ölser das einzige, das in der äußeren Ansicht wie in der Innenanlage mit den Arkaden des Schloßhofes und dem in einer seiner Ecken vorspringenden runden alten Burgturm noch einen würdigen Gesamteindruck macht. Die volle Erhaltung des wenig veränderten Kunstbaues ist der langen Fortdauer einer kleinen Hofhaltung zu danken. Durch Erbgang und Lehnsübertragung fiel das Ölser Fürstentum mit seinen ausgedehnten Liegenschaften von den Podiebrads 1647 an die Herzöge Württemberg-Weitlingen, dann 1768 an die Herzöge von Braunschweig. Der schwarze Herzog, der seine Heldenlaufbahn 1815 auf dem Schlachtfelde von Quatrebras beschloß, war der letzte Herzog von Braunschweig-Öls, der im Ölser Schloß anhaltend residiert hat. Dann kam eine Periode des Verfalls für das Gebäude, das lange für Verwaltungszwecke und Beamtenwohnungen der Grundherrschaft verwertet wurde. Namentlich der letzte Welfe der Braunschweiger Linie, der zwei Meilen westlicher 1851—1867 das alte, nach einer Württemberger Herzogin 1692 benannte Lustschloß Sibyllenort in modernisiertem Tudorstyle mit einer 100 m langen Fronterstreckung und 50 m langen Querflügeln am Ost- und Westende großartig ausbaute, hat Öls geradezu gemieden. Als er



Schloß Öls.

1884 die Augen schloß, fielen nur die Allodialbesitzungen samt diesem neuen Schloß an seinen Erben, den König von Sachsen, die Lehnsgüter des Fürstentums Öls an den Lehnsherrn, den Träger der Krone Preußens, der sie als Thronlehn Öls dem Kronprinzen Preußens überwies. Mit dem Heranwachsen des jetzigen Kronprinzen begann für Schloß Öls eine neue Zeit. Man beschloß 1900 die Räumung des Schlosses durch die Mieter und die allmähliche Einrichtung der Räume für den kronprinzlichen Haushalt. Die verschlämmten und versumpften Teiche um das Schloß wurden trocken gelegt und dadurch die Gesundheit und Annehmlichkeit des von Sumpfluft und Mückenschwärmen bisher behelligten Wohnplatzes ungemein erhöht. Die Erneuerungsarbeiten am Witwenstock, in dem zwei Zimmer von der Provinz Schlesien als Hochzeitsgabe dem kronprinzlichen Paar altertümlich und behaglich zugleich hergerichtet wurden, gingen denen des Hauptgebäudes voran. Einen ernsten Schatten warf auf dies Bemühen, der Hinterlassenschaft früherer Jahrhunderte neues hoffnungsvolles Leben einzuhauchen, 1905 der jähe Einsturz der Schloßkirche, an der man ebenfalls mit Renovationsbauten begonnen hatte. Das war ein schwerer Schlag für die protestantische Gemeinde, die schon an den Kosten dieser Arbeiten mit $^{8}/_{15}$ beteiligt gewesen war und nun in gleichem Verhältnis durch den Wiederaufbau belastet wird.

Öls ist keine reiche Stadt, wenn es auch an der Verwertung der Vorzüge der Lage nicht ganz ohne Erfolg gearbeitet hat. Zwischen den waldigen Hügeln des Landrückens und den Niederungswäldern an und jenseits der Weide bleibt ein durch den Fortschritt des Anbaues überwiegend dem Pfluge unterworfener Landstreifen, seit lange die natürliche Bahn des von Breslau ostnordostwärts strebenden Verkehrs. Im fruchtbarsten Teile dieses Landstreifens liegt Öls an einem Punkte, den die Neuzeit für zweckmäßig erachtet hat als Trennungspunkt der Linien Namslau—Kreuzburg, Wartenberg—Kempen, Militsch—Gnesen. Trotz dieser Kreuzung des Verkehrs, der nun auch die Verbindung Breslaus mit Kalisch (Groß-Graben—Neumittelwalde—Adelnau—Ostrowo) neues Leben zuführen wird, ist Öls eine stille Stadt geblieben (1905 10940 Einw.). Zu den von der Landwirtschaft genährten Industrien und der Papierfabrik des nahen Schmarse ist nur eine stärkere Entwicklung der Möbeltischlerei getreten, die seit lange in Festenberg blühte und teilweise der Anziehungskraft der günstigeren Verkehrslage von Öls nachgegeben hat.

Die Pflege der mannigfach ertragsfähigen Umgebung ist großenteils Aufgabe des Großgrundbesitzes, der das Bauernland weit überwiegt; 62 % der Fläche des Kreises entfallen auf die Gutsbezirke, und

von deren Areal waren vormals $^2/_5$ vereinigt in der Hand der Herzöge von Braunschweig-Öls. Jeder der beiden Teile, in die der alte Fürstentumsbesitz zerfiel, ist so ausgedehnt, daß er mit großen Nadelwaldungen auf den Höhen des Landrückens im Norden des Kreises fruchtbares Ackerland seiner Mitte, Wiesenniederungen an den Wasserläufen und wiederum Waldungen auf den Sandflächen zwischen Weide und Oder verbindet. Das Thronlehen Öls (10094 ha), das im Schloß Öls seinen Mittelpunkt findet, hat für seinen hohen Besitzer eine ewig junge Anziehungskraft durch die herrlichen Jagdgründe zu beiden Seiten der Weide; mitten in ihnen liegt das neue Jagdschloß des Kronprinzen im Klein-Ellguter Forst. Noch ausgedehnter sind die dem König von Sachsen erblich zugefallenen Fideikommiß- und Allodialgüter des alten Fürstentums (13111 ha); sie erstrecken sich nordwestwärts in den Kreis Trebnitz hinüber und umschließen das Schloß Sibyllenort; in ihm hat der unvergeßliche Held des großen Krieges, König Albert, hochbetagt eine Linderung der letzten Leidenstage gefunden.

Auch der nächstbedeutende Großbesitz des Kreises, die Majoratsherrschaft Briese (4639 ha, Graf Kospoth) umschließt neben ansehnlichen Waldungen am Südhang des Landrückens vortreffliche Landbauflächen in der Nähe der Kreisstadt. Entlang dem rechten Weideufer verteilen sich die Fideikommisse Reesewitz (1797 ha, Graf Tiele-Winckler), Raake (750 ha, v. Kessel und Zeutsch), Schleibitz (1234 ha, York von Wartenburg) und die Rittergüter Hundsfeld und Sacrau samt Pawelwitz (Kreis Trebnitz, 1044 ha, Konstantin v. Schweinichen). Stärkere Waldanteile haben die Rittergüter Zessel (1173 ha, v. Scheliha) an der Warschauer Bahn und Lampersdorf (946 ha, Frh. v. Stosch) im südlichen Zipfel des Kreises. Unter den Landgemeinden erreichen in der fruchtbaren Mitte des Kreises zwischen Öls und Bernstadt nur drei (Ob.-Schmollen, Gr.-Zöllnig, Herzogl. Buchwald) eine Größe der Feldmark von etwa 1000 ha.

Mit dem Übergange in den Kreis Trebnitz wird das flache Vorland, das der fruchtbaren Lößfront der Hügel im Süden vorgelagert ist, immer schmaler, um in der Gegend von Auras sich völlig auszukeilen und den Höhen ein unmittelbares Herantreten an das Odertal zu gestatten.

Einige Züge des Gegensatzes zwischen dem eben überblickten Flachlandstreifen und dem wechselvolleren Gebiet der nördlich darüber anschwellenden Landrücken bringt schon die statistische Gesamtübersicht zur Geltung, die hier zwischen beider Darstellung ihren Platz finden mag.

	Fläche qkm	Wald qkm	Bewohner 1890	auf 1 qkm
Flachland vom Stober bis über die Weide	2516	512	179550	71
Die Landrücken und das Bartschtal	3689	1008	202700	55

2. Die Landrücken Mittelschlesiens und das Längstal der Bartsch.

Es rollt
Sich aus den Lüften niederwärts ein Bild.
Drauf siehst du Breslaus Türme ragen, all
Die Dörfer bis zum Kirschberg und den Sitten,
Und all die Büsche, drin der Holtei Dohnen
Gestellt, darin er Stecken schnitzte und
Wo er so manchen Traum vom Leben träumte.
Das ist die Heimat, drin »des Waldes Stimmen«
Verlockend schallen; das die alte Heimat,
Die ihm von oben ward gegeben, daß
Er drin den Liedern Dohnen stelle und
Von Heimatslaub ein Reis sich winde um
Die Stirn, das grüner bleibt und duftiger
Als aller welsche Lorbeer.

Karl Weinhold.

Den Abschluß Schlesiens im Norden, die Gewähr seiner Selbständigkeit gegenüber dem von der Warthe durchzogenen Großpolen boten die sanften Hügelwellen, welche in den heutigen Kreisen Schildberg, Adelnau, Ostrowo im Südostwinkel der Provinz Posen beginnen und die Teichlandschaften der Bartsch mit wechselnder Höhe westwärts begleiten, bis die niederschlesische Oder die Beherrschung desselben Tales übernimmt. In Mittelschlesien tritt der südliche dieser beiden Landrücken landschaftlich bedeutsamer hervor. Je verwilderter die Flußläufe in breiten Talzügen die Wegsamkeit beschränkten, desto anziehender waren die trockeneren festeren Höhen für die frühesten Ansiedelungen und für die Wahl der zuverlässigsten, nie völlig versagenden Wege. Gewiß hat gerade der Ostflügel des Landrückens, das von diluvialen Geschiebestreifen gekrönte tertiäre Hochland des Schildberger Kreises, das bei Kobylagora Höhen von 284 m Höhe umschließt, eine derartige Anziehungskraft auf den Handelsweg Breslau—Kalisch ausgeübt, lange bevor das Braliner Luch wegsam wurde und einen Verkehrszug um den Südfuß der Hügel eröffnete. Wo Urkunden fehlen, müssen die Stadtpläne reden. Fragen wir den von Groß-Wartenberg, — ein Name, der ebenso rein relative Berechtigung hat wie der altübliche, nun außer Kraft gesetzte, der die Stadt von dem niederschlesischen Flecken Deutsch-Wartenberg, unweit Neusalz, unter-

schied; denn Groß-Wartenberg (1905 2300 Einw.) ist eine der kleinsten Kreisstädte Schlesiens. Es liegt in einem Grunde zwischen tonreichen Tertiärhügeln und schließt sein Straßennetz zusammen in einem Oval, dessen nordöstlich gerichtete Längsachse, vom deutschen zum polnischen Tore, ein Stück der Straße Öls—Schildberg ist. Die Lage des vormaligen Mauerkranzes, der übrigens nicht aus der Gründungszeit der Stadt[1]), dem Ende des 13. Jahrhunderts, sondern erst aus den Tagen der Türkenfurcht (1577) stammte und durch vorliegende Sumpfwiesen und Teiche mehr als durch den Graben gesichert wurde, ist noch genau erkennbar. Der Stadt ist im allgemeinen der alte Mauerring nicht zu eng geworden; nur im Nordosten schließt sich ein kleiner Vorort Wioske an, der Sitz großer Töpfereien, die aus den Tonlagern der nahen Gerberberge schöpfen. Der schönste Schmuck des Städtchens liegt am deutschen Tore: der Park des Prinzen Biron von Kurland mit dem Schlosse, das der Herrensitz der freien Standesherrschaft Wartenberg ist. Sie ward 1490 aus dem östlichsten Teil des Ölser Herzogtums durch Matthias Corvinus gebildet, 1656 durch die Abtrennung der Minderherrschaft Goschütz verkleinert, umschließt aber auch jetzt noch eine Fläche von 18305 ha im südöstlichen Viertel des Kreises Wartenberg. Etwa ein Drittel sind Forsten. Seit 1764 sind die Prinzen Biron ununterbrochen im Besitz der Standesherrschaft, die sie schon 1734 käuflich erworben hatten. In die Wirren der Zwischenzeit (1742—1763), in denen der Staat die Verwaltung der Standesherrschaft wegen Unsicherheit der Besitzverhältnisse übernahm, fällt ein merkwürdiger staatlicher Eingriff, die Begründung der tschechischen Kolonie Groß- und Klein-Friedrichs-Tabor (1749) am Baldowitzer Walde auf der Südseite der Höhen, die von Wartenberg ansteigend die Schildberger Straße erklimmt. Die enge Nachbarschaft der Kolonie erwies sich so unerwünscht für die Forstverwaltung der Standesherrschaft, daß 1877 Prinz Biron die Verlegung der ganzen, inzwischen erheblich gewachsenen Kolonie mit beträchtlichen Opfern durchführte. Die Kolonisten erhielten neue Häuser, bessere Felder unten in der Ebene auf dem bisherigen Vorwerk Gohle, ganz nahe dem Bahnhof Bralin. Das alte Dorf ward abgebrochen, sein Boden aufgeforstet.

Wenn hier der Höhenrand des Schildberger Hochlandes die Provinzgrenze trägt, verschwindet weiter nördlich ihre scharfe Betonung im Gelände, und an die großen Waldungen der Herrschaft Antonin (Fürst Radziwill) schließen sich unmittelbar die Forsten in der Nord-

1) Der alte polnische Name der Örtlichkeit war Suczow.

ostecke des Wartenberger Kreises: die vormals Buddenbrockschen, nun in polnische Hand gegebenen Rittergüter Ossen, Niefken und Honig (1670 ha), die weiten Wälder (4572 ha) der Herrschaft Mojawola (5410 ha, Frh. v. Diergardt-Roland), die Forsten von Konradau bei den Rittergütern der Breslauer Domkirche Tscheschen und Tscheschenhammer (von 2656 ha nicht weniger als 2226 Holzungen). Hier beginnt das große Waldland, welches den nördlichen Teil des Landrückens der Trebnitzer Hügel nordwärts bis hinab gegen die Teichlandschaften der Bartsch und westwärts bis in den Winkel zwischen ihr und der Schätzke einst in vollem Zusammenhange erfüllte, auch nördlich von Öls die sanfte Südabdachung bis in die Nähe von Juliusburg in großer Breite überspannte. Noch heute nehmen sich die Ackerstädtchen Medzibor oder Neu-Mittelwalde und westlicher Festenberg samt den großen Dorffluren von Goschütz (566 ha), Gr. Graben (1099 ha) und Frauenwaldau (Ob.-Fr. 1751, Nd.-Fr. 170 ha) nur wie Inseln aus in dem unabsehbaren Waldmeer, das in seiner Gesamtheit etwa 6 Geviertmeilen deckt und teils in der Hand von Großgrundbesitzern liegt, teils im Besitz des Staates, der hier die Erbschaft reicher Klöster antrat. Die Umrahmung der geräumigen und mannigfach zusammengesetzten Wälder gab dem Städtchen Medzibor (seit 1886 Neu-Mittelwalde) und dem westlicheren Badeort Bukowine nicht nur den Namen, sondern auch den einzigen landschaftlichen Reiz und ihren Bewohnern Quellen des Erwerbes; die alkalischen Eisensäuerlinge von Bukowine, seine seit 1787 gerühmte Trinkquelle, seine Stahl- und Moorbäder werden, auch wenn die neue Eisenbahn Gr. Graben—Ostrowo den Verkehr steigern wird, zumeist kraft der herrlichen Waldwege eine Anziehung zu üben vermögen. Diese Orte stehen schon in Fühlung mit dem nächst westlicheren Waldgebiet der 1656 von der freien Standesherrschaft Wartenberg abgezweigten Minderherrschaft Goschütz, die 1741 auch zu einer freien Standesherrschaft erhoben wurde und seit 1727 im Besitz der Grafen von Reichenbach ist. Die von Friedrich d. Gr. angeregten Kolonisationsbestrebungen schufen auch hier manche kleine Ansiedelungen, beschränkten aber nur wenig die Ausdehnung der Wälder, die noch heute die größere Hälfte der Standesherrschaft (9898 ha) einnehmen. Wie Vorboten der Landschaftsbilder des Bartschtales treten schon hier einige größere Teiche auf. Die Ostgrenze der Herrschaft, deren Mittelpunkt das 1750 im Rokokostil erbaute, 1887 umgestaltete Schloß Goschütz mit geräumigen Parkanlagen ist, fällt nahezu mit der deutschen Sprachgrenze zusammen.

Um die großen Wälder dieser Herrschaft schließen sich im Süd-

osten die der Rittergüter Rudelsdorf (mit Radine 1729 ha, Majoratsherr Dr. v. Korn) und Schollendorf (1019 ha, v. Graeffendorf), im Süden der Forst der Herrschaft Briese (Kr. Öls), im Südwesten die Forsten des Königs von Sachsen (Zucklau, Juliusburg, Grüneiche, Gr. Graben), an die wieder die kronprinzlichen (Weißensee, Bartkerei) unmittelbar anstoßen. Durch dieses Waldgebiet zog seit alter Zeit die Straße zwischen Öls und Militsch; sie lichtete die dunklen Forsten durch die Entwicklung kräftiger Siedelungen. Inmitten des Dreiecks der älteren Städte Öls, Militsch, Wartenberg ward 1293 das Städtchen Festenberg zu deutschem Rechte ausgesetzt. Seine Entwicklung ward in früheren Jahrhunderten wesentlich durch die Fürsorge der Grundherrschaft bestimmt. Wenn die Herzogin Eleonora Charlotte von Öls (1676—1712) mit reger Bautätigkeit die äußere Erscheinung des Städtchens umgestaltete, wirkte unter Friedrich d. Gr. Graf Leopold v. Reichenbach (1743—1775) auf das Wirtschaftsleben kräftig ein durch Hebung der Tuchmacherei. Am Ende der Regierung Friedrichs d. Gr. zählte man unter 1175 Seelen hier 150 Tuchmacher, 1 Tuchscherer und 6 Tuchwalker. Auch am Anfange des 19. Jahrhunderts war Festenberg noch der Sitz einer regen Tuchfabrikation (1810: 326 Tuchmacher), bis Rußlands Zölle 1823 die Absatzwege sperrten. Auch nachher hat dies Gewerbe hier zäh sich behauptet. Neben ihm aber kam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Möbeltischlerei erfolgreich empor. Für das Landvolk der Umgebung sind die Schwarzviehmärkte Festenbergs wichtig. Aber bei aller Rührigkeit der Bevölkerung war ihre Zahl (1905 2340) eine Zeitlang im Rückgang, und man darf zweifeln, ob daran die neue Bahnverbindung, die wesentlich der Ziegelei und der Dampfsäge zugute kommen wird, viel zu ändern vermag. Bisher war Festenberg auf die Bahnstation Gr. Graben angewiesen (5,5 km), die nun zum Ausstrahlungspunkt der Linie nach Ostrowo gewählt ist, mit welcher Breslaus Ansprüche auf eine leistungsfähige Verbindung mit Kalisch und Lodz mehr beschwichtigt als befriedigt werden sollen. Das kräftigste unter den Dörfern, die Kloster Trebnitz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts zu deutschem Rechte aussetzte, ist (Ober-) Frauenwaldau, in der Lichtung eines alten Buchenwaldes auf nicht sonderlich gutem Boden begründet, heute eine Gemeinde von 1100 Einw. Hier öffnet sich über Gr. Perschnitz im Militscher Kreise gegen das Bartschtal eine breite Lücke zwischen den Goschützer Forsten und dem alten großen Klosterwald, den heute der Staat in Pflege hat.

Das sind die drei königl. Oberförstereien Donnerswalde (3342 ha), Kuhbrück (2899 ha) und Kath. Hammer (4011 ha) zu beiden Seiten

der Grenze der Kreise Trebnitz und Militsch. Sie decken zwischen den Tälern von Schätzke und Bartsch, die etwa 100—120 m hoch liegen, ein sanftwelliges Hügelland, dessen Scheitel die Höhe von 180 m selten ein wenig übersteigen. Auf frischem Sande stehen hier weit vorwiegend (über 80 %) Kiefernbestände, aber auch ein geschlossener großer Buchenwald, wohl der größte in Schlesien. Manche besonders alte, planvoll geschonte Waldstücke sind das Entzücken jedes Naturfreundes. Eins, das sogenannte Paradies, gewährt einen seltenen Anblick überjährigen Holzes; 180jährige Kiefern treiben den schlanken Baumschaft zu 34 m Höhe empor, und da auch zahlreiche hochstämmige Buchen und ein stolzer Eichenhorst sich einmischen, bietet sich auf engem Raum ein Musterbild dessen, was ungestört waltende Natur auf diesem unscheinbaren Boden zu leisten vermag. In der Pracht dieser Wälder wird es nicht schwer zu verstehen, daß dieses Waldgebiet die Heimstatt der deutschen »Forstästhetik« geworden ist. Die Schönheitslehre des deutschen Waldes nicht nur theoretisch zu entwickeln, sondern ihr auch ein besonderes Recht im wirtschaftlichen Betriebe zu sichern, das ist das ideale Ziel, für welches ein Edelmann dieser Gegend, Heinrich v. Salisch auf Postel, mit opferfreudiger Begeisterung eintritt. Sein Rittergut (907 ha, davon 667 Wald), seit 1826 im Besitz der Familie, seit 1874 in der wirtschaftlichen Pflege des gegenwärtigen Besitzers, erstreckt sich an der nördlichen Abdachung des Trebnitzer Hügellandes über ein stark zerschnittenes, an wechselnden Formen und Blicken reiches Hügelgelände, das beherrscht wird von der nach der Mutter des Gutsherrn benannten Johannahöhe (230 m), dem Mittagskogel von Schloß Militsch. Von ihrem Aussichtsturm beherrscht man weithin das wellige Waldland der drei königl. Forsten und erkennt die beiden sie von Militsch und von Sulau aus in der Richtung auf Trebnitz durchschneidenden Wegzüge: die Straße Melochwitz—Katholisch-Hammer und die sog. Eisenstraße Protsch—Ujeschütz. Den Boden bildet unter einer meist wenig mächtigen Hülle von Decksand Geschiebelehm mit gewaltigen Blöcken, von denen aber nur wenige an der Oberfläche sich erhalten haben, ein stattlicher, mehr als 6 cbm groß, am Friedhof von Postel. Da die Menge von Steinen die Feldbestellung erschwert, auch der kalte, feuchte Boden meist nur für Roggen, Hafer, Kartoffeln, selten für anspruchsvollere Feldfrüchte sich eignet, stellt der Besitzer die Forstnutzung in den Vordergrund und hat nach eigenen Gedanken die Umwandlung alter Kiefern- und Birkenbestände in wertvolleren, an Eichen und Buchen reicheren Mischwald durchgeführt. Sein Park ist eine mit feinsinnigem Ge-

schmack angelegte, planvoll gepflegte Vereinigung der verschiedensten, durch den Farbengegensatz ihres Laubes oder ihrer Nadeln zu reizvollen Bildern sich einenden Bäume. Aus den Eindrücken des eigenen Parkes und des eigenen Forstes und aus genauer Beobachtung der überaus mannigfaltigen benachbarten Waldungen des Staates erwuchs dann 1885 als Frucht langer, fein durchdachter Erfahrung die Forstästhetik des Herrn von Salisch, ein Werk, das unter den Forstmännern hoher Achtung sich erfreut, aber weit allgemeinere Verbreitung verdient.

In vollem Gegensatz zu dem waldigen Norden des Landrückens steht sein südlicher Teil, die Umgebung von Trebnitz und die Südabdachung gegen das Weidegebiet. Hier erstreckt sich aus dem Westen des Kreises Öls durch die Mitte und den Süden des Kreises Trebnitz der fruchtbarste Strich des rechten Oderufers: das Lößland der Trebnitzer Hügel mit Grundsteuerreinerträgen von 30—40 M. für den Hektar. Die Vorzüge dieses Hügellandes wurden früh erkannt. Die Fülle der vorgeschichtlichen Funde legt dafür Zeugnis ab; hier eröffnete am »Töppelberge« von Massel nordöstlich von Trebnitz der Pastor Leonh. Hermann die prähistorische Forschung für Schlesien. Auch im slavischen Schlesien gehörte dieses Hügelland zu den dichter besiedelten Teilen. Schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts war der Talgrund von Trebnitz zwischen den höchsten Hügeln der Schauplatz des Marktverkehrs dieser Landschaft. Er trat dann um 1150 diese Stellung an das östlichere Zirkwitz ab, das der Bischof von Breslau als Halbwegsstation auf dem Wege nach seiner Burg Militsch emporzubringen versuchte. Aber an der Schwelle des 13. Jahrhunderts entschied sich der Vorrang von Trebnitz durch das Wirken des größten Herrscherpaares, das der Piastenstamm Schlesien geschenkt hat: Heinrichs I. und seiner Gemahlin Hedwig, der in einem fränkischen Kloster erzogenen Tochter des Herzogs von Meran. Der Einfluß Hedwigs mag 1202 entscheidend gewesen sein für den Entschluß ihres Gatten, in Trebnitz das erste Frauenkloster in Schlesien zu errichten und es mit Benediktinerinnen aus Bamberg zu besetzen. Erst die Unterordnung des Klosters unter die Oberaufsicht und die wirtschaftliche Führerschaft des Abtes von Leubus (1205) führte 1218 zum vollen Anschluß der Neugründung an den Orden der Cisterzienser. So gewann dessen Streben nach Hebung der materiellen Kultur ein neues weites Wirkungsfeld auf den gewaltig anwachsenden Besitzungen dieses Klosters, dessen Äbtissinnen mehrere Jahrhunderte hindurch regelmäßig Prinzessinnen des Piastenhauses waren, das kaum eine Generation ohne neue Zuwendungen zur Mehrung des Kloster-

besitzes verstreichen ließ. Wir übersehen ihn in den Urkunden mit einer Genauigkeit, die zur Darstellung im Kartenbilde geradezu einlädt. Sein Kern umfaßte die für verständige Pflege besonders dankbare Umgebung von Trebnitz. Wohl ist von den Weinbergen, die der Mönche Hand hier pflanzte, nur der Name übrig geblieben, aber die Obsthaine, deren Blütenpracht die anmutigen Hügel in ein herzerfreuendes Frühlingskleid hüllt, haben alle die Katastrophen überdauert, die der Mongolensturm, hussitische Bosheit und die Raubsucht ungarischer, polnischer, schwedischer Plünderer im Laufe der Jahrhunderte über das Kloster und seine Fruchtgelände verhängten. Was aber dem Kloster, solange es bestand, trotz aller Prüfungen immer neues Aufblühen und frisches Auferstehen seiner Bauten aus der Asche der Verwüstung sicherte, das war nicht allein die breite Grundlage seines Besitzes, sondern in höherem Grade noch die anhängliche Verehrung, mit der die Schlesier auf die Grabstätte der Begründer des Klosters, namentlich auf das Andenken Hedwigs sahen, die 1267 heilig gesprochen wurde und fortan als Schutzpatronin des Landes galt. Die große kirchliche Feier, mit welcher vor einer ungeheuren Menschenmenge unter Anwesenheit vieler schlesischen und polnischen Herzöge und des mächtigen Böhmenkönigs Ottokar 1268 die Leiche der Herzogin aus ihrer Gruft gehoben und in einer besonderen ihr geweihten Kapelle wieder beigesetzt wurde, war nur die Vorbotin zahlloser Prozessionen, die seither bis auf die Gegenwart nicht nur aus Schlesien, sondern auch aus polnischen Gebieten die Ruhestatt der Heiligen zum Ziele nahmen.

Diese Pilgerscharen steigerten die Verkehrsbedeutung des Ortes. Sein Marktrecht hatte er schon bei der Begründung des Klosters zurückerhalten, und 1250 ward diesem vom Herzog gestattet, Trebnitz als Stadt zu deutschem Rechte auszusetzen. Wiewohl die Stadt dem Kloster gehörte, haben in ihr auch die Herzöge, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts vor ihrer Nordwestseite auf dem Rahmberge eine Burg unterhielten, bis 1480 gewisse Rechte ausgeübt. Erst der Anfang des 19. Jahrhunderts stellte das der Klosterherrschaft enthobene Städtchen auf eigene Füße. Sein von dem landesüblichen Schema durchaus abweichender Grundriß ist ein Spiegel seiner Geschichte. Von dem Platz um die Stiftskirche geht als Sitz des heutigen Geschäftsgetriebes die Lange Straße südwestwärts; an ihrem Ende liegt der augenscheinlich erst nachträglich angefügte Ring, auf einer Höhe ganz exzentrisch, ein Handwerkerplatz mit geringem kaufmännischen Leben. Von diesem Stadtende, dem die Auraser Landstraße entstrahlt, trennten vormals ein paar Teiche, jetzt ein Schmuckplatz, ein

Friedhof, Gärten den südlich vom Kloster ausgehenden Straßenzug in der Richtung auf Breslau, mit Abzweigung eines Weges zum Bahnhof. Im Osten bildet wieder eine Anlage für sich das Hedwigsbad nahe dem Buchenwalde, der die Erfrischung suchenden Großstädter so freundlich in seinen lichten Schatten aufnimmt. Man sieht es dem Städtchen unmittelbar an, daß es nicht das Ergebnis einer einfachen Entwicklung ist, sondern wechselnder, nacheinander einsetzender und nicht dauernd fortwirkender Anregungen. Im Zeitalter der Landstraßen trennte sich hier die von Breslau gerade nordwärts strebende Straße, in zwei nordöstlich auf Militsch, nordwestlich auf Trachenberg, die beiden Hauptübergangspunkte des Bartschtales, gerichtete Wege. Der westliche hatte noch eine besondere Stütze in dem auf freier Ebene, ohne jede natürliche Anlehnung im Gelände begründeten Städtchen Prausnitz (1790 Einw.), das schon 1253 als Wochenmarkt, 1287 als Stadt erwähnt wird. Waren so Trebnitz und Prausnitz bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts Stationen der Chaussee Breslau—Posen, so blieben sie erheblich abseits der Eisenbahn, die seit 1858 den Verkehr dieser Straße an sich zog. Da auch Militsch seine Bahnverbindung mit Breslau über Öls fand, war Trebnitz aus den Hauptverkehrszügen ausgeschaltet. Daran haben auch die Nebenbahnlinien Trebnitz—Hundsfeld und die Kleinbahn Breslau—Trebnitz—Prausnitz—Trachenberg wenig geändert. Die Stadt (1905 6850 Einw.) ist auf ihre örtliche Anziehungskraft angewiesen. Diese ist zum Glück nicht gering. Jeder Schlesier wird mit ehrfürchtiger Aufmerksamkeit die Stiftskirche in Trebnitz betreten, die Barockzutaten des 18. Jahrhunderts im Geiste entfernen und dann in der dreischiffigen, gewölbten Kreuz-Pfeilerbasilika den im Übergange vom romanischen zum gotischen Stile gehaltenen ältesten erhaltenen Kirchenbau des Landes bewundern, das alte liegende Steinbild der Gattin des größten Piasten, der Mutter des in der Mongolenschlacht gefallenen Herzogs, sich aufsuchen und neben dem weißen Marmorgrabmal der Heiligen (1680), vor dem die Pilger knien, auch das etwa derselben Zeit entstammende Doppelmonument ihres Gatten und des Hochmeisters Konrad von Feuchtwangen nicht übersehen. Und mit dem ehrwürdigen Zauber einer großen Vergangenheit paart sich in Trebnitz die ewig junge Anmut einer erfrischenden Natur.

Diesen Vorzug teilt Trebnitz allerdings mit Orten an der Südfront seines Hügellandes. In Zeiten unvollkommenen Verkehrs auf schlechten Landstraßen zog die Breslauer der ihnen am nächsten gerückte Teil dieses Höhenrandes besonders an. Das waren die Hügel von Skarsine, halbwegs zwischen Trebnitz und dem heutigen Bahnhof

Sibyllenort. Wer kennt heute noch die langatmigen, schwülstigen Ergüsse der Breslauer Lokalpoeten des 18. Jahrhunderts, die dieses Ortes Reize verherrlichten? Nur selten verirren sich wanderfreudige Breslauer noch in die ungepflegten Wandelgänge, zu den verfallenen Tempelchen und Holzmonumenten, die als Hausrat der sentimentalen Schwärmerei jener Tage unentbehrlich schienen. Diesem Lieblingsort verwichener Zeiten stellt die Gegenwart westlich von Trebnitz, an der Posener Bahn, die Entwicklung Obernigks gegenüber, eines alten Dorfes, das allmählich in eine Villenstadt sich verwandelt. Angeschmiegt an den sonnigen Südhang der von duftigen Föhrenhainen bedeckten Hügel »der Sitten« schaut der Ort nieder in die Weite des Odertales, aus der die Türme der Hauptstadt ragen; in der Ferne begrenzt den Horizont die sanfte Umrißlinie des blauen Zobtengebirges. Die Einfachheit, in der Holtei hier lebte, ist einer höheren Lebenshaltung gewichen. Sanatorien, Pensionen, Sommersitze wohlhabender Bürger einen sich zu einem anspruchsvolleren Gemeinwesen, das den Vorzug der Abgeschiedenheit vom Geräusch der Großstadt mit den Vorteilen eines schnellen und billigen Vorortsverkehrs verbunden sehen möchte.

Wenn zu den Annehmlichkeiten Obernigks schon der Baumreichtum der Landschaft, der Wechsel von Laub- und Nadelgehölzen namentlich in der Richtung gegen das östlich benachbarte Heidewilxen mit dem Gneisenauhügel zu rechnen ist, nehmen unmittelbar westlich der Posener Bahn ansehnliche Wälder wieder bedeutendere Räume ein. Hier stößt an die Holzungen der Rittergüter Obernigk und Groß-Leipe der Riemberger Forst der Stadt Breslau auf blockreichen Diluvialhöhen. Mit dem Warteberg treten sie bei Auras hart an die Stromaue der Oder heran. Anderseits schwellen sie jenseits der Wälder nordwärts des Rittergutes Heinzendorf (1181 ha, E. Büsing) derartig an, daß die Posener Bahn ihre Scheitelstrecke erst zwischen Obernigk und Gellendorf erreicht. Nur $2^1/_2$ km westlich von diesem Bahnhof liegt auf freier Höhenplatte, weit in die Runde sichtbar, das alte, schon 1253 als Markt erwähnte Städtchen Stroppen (1905 630 Einw.), nach des Volksmundes Scherz »der Mittelpunkt der Welt«. »Der Mittelpunkt der Welt?« fragt ein sinniger Feuilletonist[1]). »Welcher Welt? Einer Welt für sich. Ein hoher gotischer Kirchturm, der hochgelegen mit seiner roten Pyramide weithin über die Gegend scheint, ist ihr Mittelpunkt. Um ihn drängt sich, von einigen Hügeln überragt, ein kleines, sehr kleines Städtel, in weiterem Kreise im Grün

1) Hugo Kretschmer, Schlesische Zeitung 16. Mai 1905.

gebetteter Dörfer. Ein Kranz bewaldeter oder kahler Hügel umschließt das Ganze. So liegt sie da, wie ein farbenreiches Spielzeug in unseres lieben Herrgotts lenzesfrohem Kindergarten, im Hügelland der rechten Oderuferseite, wo der Hügel zum Berge, der Teich zum See, das Rinnsal zum Bache wird, wo selbst das Kleinste Größe erhält, weil es nichts Größeres gibt in dieser kleinen, freundlichen Welt, in dieser sonnigen Welt des Kleinen.« Im nahen Striese und bei Peruschen treten Braunkohlenflöze der Tertiärformation, zur Ausbeutung ladend, nahe an die Oberfläche. Aber sie bringen doch kein dauerndes Leben in dies Ländchen, das seine ärmlichen, von Birken- und Kiefergehölzen gekrönten Hügel aus den Graf Dankelmannschen Besitzungen (2303 ha) an der Grenze der Kreise Trebnitz und Wohlau durch die Herrschaft Glumbowitz (2531 ha, Graf v. Pourtalès) nordwestwärts weiterstreckt gegen Winzig. Das ist wiederum ein durch freie Höhenlage mit seinem Kirchturm einen weiten Umkreis beherrschendes Städtchen, doppelt auffallend, weil die Dörfer oft in Mulden zwischen den blockreichen, windigen Höhen sich bergen. Zahlreiche Ziegeleien verwerten den Geschiebelehm, aber nur die von Akreschfronze gewinnt ein weiteres Absatzgebiet dank der Nebenbahn Steinau—Herrnstadt, die unmittelbar nördlich von Winzig einen Sattel der Höhen zum Übergange benutzt. Der vom Namen und vom Wappen der Stadt bezeugte Weinbau gehört ganz der Vergangenheit an. Das 1285 mit der Verleihung deutschen Rechtes beginnende städtische Leben hat nur die Tuchmacherei an der Wende des Mittelalters und der Neuzeit zu kurzer Blüte gebracht. Schuhmacherei und Strumpfwirkerei stehen heute voran (1905 1810 Einw.).

Noch nordwestlich von Winzig treten die Höhen des großen Gutes Hünern (937 ha, J. Grosse), auf denen die Landesaufnahme einen Dreieckspunkt erster Ordnung (Todtenberg, 178 m) wählte, recht wirksam im Landschaftsbilde hervor. Ihre äußersten Vorposten im Südzipfel des Kreises Guhrau treten hinaus in die Niederungswaldungen des Rittergutes von Lübchen und Corangelwitz (1968 ha, Graf v. Francken-Sierstorpff), mit denen die Landzunge zwischen Oder und Bartsch beginnt, die beide Flüsse mit ihren Hochfluten bedrohen.

Das Winziger Hügelland, das den nördlichen Teil des Kreises Wohlau bis an die Bartschniederung erfüllt, hebt sich recht scharf ab von den flachen Gründen um die Kreisstadt, die in früheren Jahrhunderten noch auffallender sich geltend machten, solange breite Teichspiegel in ihnen sich ausspannten. Zwischen stehenden und stockenden Wassern, Sümpfen und kleinen Seen, denen der Jüseritz-

Bach nordwestwärts nur trägen Abfluß gewährte, ist südlich von zwei älteren Dörfern gleichen Namens (Alt-Wohlau und Krummwohlau) wohl erst nach 1250, sicher vor 1288 die Stadt Wohlau begründet worden an der kürzesten Verbindung zwischen Breslau und Glogau als Stützpunkt des Verkehrs zwischen Breslau und dem Steinauer Oderübergang, aber auch zwischen den in lebhafter Beziehung stehenden Klöstern Leubus und Trebnitz; die alte Oderfähre von Koitz (Urkunde von 1202) zwischen Maltsch und Leubus erinnert auch an die auf Wohlau zielende Verbindung von Liegnitz mit dem rechten Oderufer. So ist, ehe Wohlau selbst entstand, schon die hierher fallende Wegekreuzung erkennbar, um deren Wiederbelebung die Gegenwart noch ringt. Mit dem Zerfall Schlesiens ward Wohlau seit 1309 Residenz eines Teilfürsten, erst in Verbindung mit Öls, seit 1524 im Anschluß an Liegnitz und Brieg. Unter den Zünften der Stadt war im 15. und 16. Jahrhundert die der Tuchmacher besonders kräftig entwickelt; sie hat auch nach dem Dreißigjährigen Kriege, der für die Stadt gerade wegen ihrer starken Befestigung und ihrer die Verteidigung erleichternden Lage schwere Prüfungen brachte, fortbestanden, aber die alte Blüte nicht wieder erreicht. Verheerende Brände haben die äußere Erscheinung der Stadt im 18. Jahrhundert stark verändert, einem Modell kleiner sauberer Häuser, hier ähnlich wie in anderen Städten des rechten Oderufers, zur Herrschaft über den Ring verholfen. Das alte Herzogsschloß aus dem baufreudigen Ende des 16. Jahrhunderts ist als Kreisständehaus völlig umgestaltet, der Mauergürtel der Stadt verschwunden, auch die alte evangelische Pfarrkirche nur mit starken Veränderungen erhalten. Seit die Garnison von dannen zog, belebt nur ein Gymnasium, das vor seiner Übernahme durch den Staat den früher ziemlich sorgenfreien Haushalt der mit einigem Land- und Waldbesitz (Rittergut Rendchen, 732 ha) gesegneten Gemeinde merklich belastete, außerdem eine Unteroffiziervorschule und eine Gendarmerieschule die saubere kleine Stadt (1905 5310 Einw.), unter deren Gewerben Tonwarenfabrikation und Färberei am ehesten genannt zu werden verdienen.

Unter den Landgemeinden des Kreises zeichnet sich eine auf der Höhenplatte zwischen Wohlau und Leubus angeordnete Reihe durch die Größe der Feldmarken aus, die auch meist zu den fruchtbareren des Kreises gehören. Das sind die Dörfer Gr. Kreidel (1427 ha), Kl. Kreidel (1139 ha), Mondschütz (976 ha), Stuben (1085 ha). Unter den Adelsfamilien des Kreises treten durch ausgedehnten Besitz die Glieder der Familie v. Köckritz hervor mit dem Majorat Mondschütz (994 ha), dem Rittergut Sürchen (824 ha), dem Rittergut Pathen-

dorf (850 ha, in der Hand des Besitzers von Jagatschütz, 380 ha, bei Prausnitz).

Nördlich von den Hügeln von Gr. Wartenberg, Trebnitz und Winzig entfaltet sich der Talzug der Bartsch, ein überaus eigenartiger Teil Mittelschlesiens. Hier fehlen große Unterschiede der Höhenentwicklung; wir sind im vollsten Flachland; aber das überaus zart modellierte Basrelief der Landschaft übt einen weittragenden Einfluß auf die Verteilung, das Ansammeln und Verweilen oder die Richtung und Schnelligkeit des Abströmens der Gewässer. Diese Seite des Naturbildes ist von so gebieterischer Bedeutung für Bewohnbarkeit, Wegsamkeit, wirtschaftliche Verwertung des Landes, daß ihr die menschliche Fürsorge sich um so mehr zuwenden mußte, je fügsamer die Natur des flüssigen Elementes deren Eingriffen nachgab. Es war kein geräuschvoller Heldenkampf, wie der gegen den Wogenandrang des Meeres an den Deichen der Niederlande, kein Ringen, das so kühne stolze Worte prägt wie das vom Bataver, der zu Gottes Meer die Strandgrenze geschaffen habe; aber auch hier gibt es eine rühmliche Geschichte geduldiger, stiller Arbeit, die ein von Natur arg verwildertes Gebiet für freundliche Wohnstätten zugänglich, für mannigfache Ernte nutzbar gemacht und doch den reizvollen Zauber der absonderlichen Natur nicht völlig abgestreift hat. Es liegt im Wesen der Dinge, daß nur einheitliches, planvolles Verfahren auf weiten Räumen in der Beherrschung des Wassers Erfolge zu erzielen vermochte. Der Großgrundbesitz wird für die Niederung hier die naturgemäße Wirtschaftsform. Es kann nicht überraschen, daß hier im Kreise Militsch-Trachenberg die Gutsbezirke nahezu doppelt so viel Raum einnehmen wie die Landgemeinden. Auf dem vorwaltenden armen Boden erzielt der Feldbau nur sehr mäßige Erträge. Die besondere Form der Teichwirtschaft, die dem Boden Zeiten der Ruhe und vorteilhafter Stoffzufuhr gönnt, ist nur dem großen Besitzer vorbehalten. Er kann auch allein Versuche unternehmen, das, was das Land bietet, industriell zu verwerten. Die zahlreichen Ortsnamen Hammer geben Kunde von den im 17. und 18. Jahrhundert vielfach wiederkehrenden Anläufen der Grundherren, dem Raseneisenstein der nassen Wiesen ein geringwertiges Eisen zu entlocken und damit sich zugleich eine Holznutzung zu sichern, die durch Abfuhr des Holzes auf den unvollkommenen Wegen nur in unzureichendem Grade möglich war. Das gleiche Ziel verfolgte (neben Tscheschenhammer) auch eine vereinzelte Glashütte. Die Gegenwart errichtet statt solcher Werke Dampfsägen an den Schienenstraßen und landwirtschaftliche Industrie-

betriebe, deren Verteilung allerdings von der Güte des Bodens abhängig bleibt.

Doch werfen wir zunächst, um die Farbenverteilung des Bildes an feste Linien zu binden, einen Blick auf den das Tal beherrschenden Flußlauf. Von den 5526 qkm des Bartschgebietes fällt der weitaus größte Teil auf die Provinz Schlesien, nur die Quellgebiete der Bartsch und der Horle in die Provinz Posen. Da die Talwasserscheide zwischen Bartsch und Prosna im Bruch östlich von Adelnau nur 126 m hoch, die Mündung der Bartsch knapp 76 m hoch liegt, hat der ganze 139 km lange Flußlauf nur 50 m Fall. Diese verteilen sich schon von Natur so ungleich, daß der Mittelwert von 37 cm für 1 km unterhalb der Trachenberger Teiche nur abwärts von Rützen ausnahmsweise erreicht, dagegen zweimal bedeutend überschritten wird, im Oberlauf zwischen Przygodzice und Adelnau (81 cm), im Mittellauf zwischen Sulau und Hammer-Trachenberg (77 cm auf 1 km). So zerfällt das schlesische Bartschgebiet deutlich in zwei Stufen, die als Beckenlandschaften auch eine bedeutende Breitenentwicklung des Tales und einen engen unteren Abschluß zeigen: die Militscher beim Städtchen Sulau, dessen große Wehranlage mit der größten Stauhöhe von 3,8 m den Rand der oberen Stufe noch besonders betont, und die Trachenberger, die sich länger abwärts streckt, bis in die Talverengerung unterhalb Herrnstadt. Da mit dem schwachen Längsgefälle des Bartschtales auch ein sehr geringes Quergefälle sich vereint, sind beträchtliche Strecken des Flußgebietes (75 qkm) versumpft, und in den weiten Becken sind Teichwirtschaft und Wiesenkultur erfolgreicher als ständige Feldwirtschaft. Als echter Flachlandfluß hat die Bartsch die häufigsten Hochwasser im Frühling, namentlich im März zur Zeit der Schneeschmelze, aber bei der schwachen Neigung des Talbodens vermögen auch anhaltende Sommerregen gefährliche Hochfluten zu bringen, die durch ihre lange Dauer mehr noch als durch die Höhe die Landeskultur schädigen. Wenn dann das Bartschbruch bei Adelnau und das obere Tal der Horle sich auf Wochen in weite Seen verwandeln, erwächst auch für die schlesischen Bartschniederungen eine bedenkliche Lage, zumal wenn die Teichdämme brechen und ein Überfluß von Wasser das Land überwältigt. Trifft dann die Bartschhochflut noch mit einem großen Oderhochwasser zusammen, wie 1854, dann erschwert auch der Rückstau des Hauptstromes noch den Abzug der Gewässer. Es ist begreiflich, daß man schon seit dem 17. Jahrhundert (Bartschordnung von 1678) bemüht war, den schon von Natur aus wenig gewundenen Lauf der Bartsch und ihrer Nebenflüsse Horle und Schätzke, die aus

höherem Quellgebiet rascher ihre Flutwellen herbeizuführen pflegen, möglichst gerade zu strecken und dem Wasserbett eine ausreichende Breite zu sichern, namentlich aber die Stauwerke zu vermindern. Besonders wirksam griff Friedrich d. Gr. 1777—1781 die Regulierung der unteren Bartsch an; er erzielte nach Beseitigung von vier Wehren eine wirksame Entwässerung des Bartschbruchs zwischen Trachenberg und Herrnstadt und schuf die Vorbedingung für seine Besiedelung. Auch neuerdings ist für die Bartschregulierung in Schlesien viel geschehen. Schon werden Stimmen laut, daß diese Arbeiten den Grundwasserspiegel so stark gesenkt haben, daß seit 30 bis 40 Jahren die Wiesenerträge auf die Hälfte herabgegangen seien. Demgemäß schreitet man nun oberhalb Militsch schon dazu, acht Nadelwehre anzulegen, um den mittleren Sommerwasserstand auf eine für die Wiesenkultur erwünschte Höhe zu heben.

Es fällt uns schwer, dem Zustand der Gegenwart, die den Naturgewalten so bis ins einzelne die Bahnen ihres Wirkens vorzuzeichnen versucht, das Bild des ungepflegten Tales vor 1000 Jahren gegenüberzustellen. Damals war das Bartschtal gewiß ein wildes, der Tierwelt frei überlassenes Sumpfgebiet, durch das nur wenige Pfade hindurchführten. Der erste Punkt im Wasserlabyrinth des Bartschtales, der als fest besiedelt ins Licht der Geschichte tritt, ist die Burg Militsch (1136), gleichzeitig Besitz des Bistums Breslau und Landesburg mit einem herzoglichen Kastellan. Damals waren die Orte nördlich der Bartsch noch dem Gnesener Erzbistum zehntpflichtig. Das Zurückweichen der Bistumsgrenze nordwärts war wohl eine Vorbedingung für die Entwicklung eines Marktes bei der Burg, der wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu einer Stadt deutschen Rechtes wurde. Die Bedeutung der Burg als Grenzfeste gegen Polen bestimmte 1339 Johann von Böhmen, da Verhandlungen mit dem Bischof Nanker nicht zum Ziele führten, sich ihrer zu bemächtigen. Den darüber entbrannten Streit zwischen Staat und Kirche legten erst die Nachfolger bei durch eine Verständigung, die dem Bischof sein Eigentum zurückstellte. Aber derselbe Karl IV., der dazu sich entschloß, trug 1358 dafür Sorge, beim Verkauf der Burg Militsch an den Herzog von Öls, diesem die Bedingung aufzuerlegen, daß die Burg den Königen von Böhmen offen und samt ihrem Herrn zu Dienst verpflichtet sein sollte. Nach dem Aussterben der Herzöge von Öls begann die Zerteilung ihrer dem Lehnsherrn zugefallenen Hinterlassenschaft, ein Vorgang, der grundlegend wurde für die Entwicklung der Besitzverhältnisse bis zur Gegenwart. König Wladislaus gab 1494 Militsch als freie Standesherrschaft an seinen Kämmerer Siegis-

mund von Kurzbach, der schon seit 1492 Herr von Trachenberg samt Prausnitz war. So wurde dies kräftige Adelsgeschlecht am Anbruch der Neuzeit Herr des größten Teiles der Bartschniederung. Es hat für die Hebung ihrer Kultur Bedeutendes geleistet. Schon 1521 trennte die Erbteilung der Söhne Siegismunds wieder die Standesherrschaften Trachenberg und Militsch. Letztere kam 1590 durch Heirat der letzten Erbin aus dem Kurzbachschen Hause Militsch an den Freiherrn von Maltzan, den Begründer der heute noch im Schloß zu Militsch gebietenden standesherrlichen Familie. Aber der Umfang der Standesherrschaft minderte sich schon 1595 durch den Verkauf von Sulau, das 1654 zur freien Minderherrschaft erhoben wurde, ferner aber durch die Erbteilung des Jahres 1628, welche Freyhan und Neuschloß abzweigte, Gütergruppen, die durch Erbfolge bald an andere Familien übergingen, nachdem sie 1660 als freie Minderherrschaften anerkannt waren. Aber noch jetzt steht in diesem östlichen Teile des Kreises die freie Standesherrschaft Militsch dem Umfang (11255 ha) und dem Wert des Ertrages noch allen anderen Großbesitzen weit voran. Sie erstreckt sich von der Nordgrenze der Provinz quer über das Bartschtal bis gegen den Fuß der Hügel seines Südrandes, anderseits an der Bartsch empor bis in die Nähe der Grenze, und vereint in inniger Verschränkung ansehnliche Wälder (4615 ha) mit Feldern, Wiesen und großen Teichflächen (1647 ha), unter denen die Grabofnitze auf der Südseite des Bartschbruchs in enger Nachbarschaft mit den Teichen von Neuschloß die bedeutendste ist. Den Mittelpunkt der 17 Rittergüter bildet das in einem prächtigen Park zwischen Armen der Bartsch vor der Westseite der Stadt gelegene Schloß, ein niedriger, antiken Mustern nachstrebender Bau, der überaus anmutig in das umfangende Grün sich einschmiegt. Den patriotischen Sinn verkörpert ein Triumphbogen zum Gedächtnis der Freiheitskriege, das Pflichtgefühl gegenüber den im Schatten des eigenen Wohlstandes wohnenden in selbstgewählter Begrenzung der über dem Parkeingang stehende Spruch »Semper bonis pater«. Die Stadt Militsch hat entsprechend ihrer Lage in dem nordwestlichen Winkel des deutschen Sprachgebietes, dessen Grenze hier recht scharf mit der Schlesiens zusammenfällt, nur eine bescheidene Entwicklung genommen (1905 3690 Einw.). Mit ihrer Stellung im Kern eines Vorpostens deutscher Kultur hing es zusammen, daß auch sie neben bedeutenden Orten der Provinz 1706 ausersehen wurde zur Aufnahme einer der sechs Gnadenkirchen, die Karls XII. Verwendung beim Kaiser den schlesischen Protestanten auswirkte; noch heute steht der alte Fachwerkbau, in seiner schmucklosen Bescheidenheit ein

geschichtliches Denkmal. Auch die neueste Zeit hat Militsch nicht wesentlich emporgebracht. Zu dem alten Hauptverkehrszuge im Sinne des Meridians, dem die Bahn Öls—Gnesen folgt, ist in der Längsrichtung des Bartschtales nur eine bis zum Posener Grenzstädtchen Sulmirschitz (Kreis Adelnau) fortgeführte Kleinbahn hinzugetreten.

Nach Militsch zieht der Neigung des Geländes entsprechend der Lauf der Gewässer und der Verkehrszug des ganzen östlichen Kreisteiles, der mit breiterer Entfaltung zu beiden Seiten des Bartschtales auf die begrenzenden Höhen hinaufgreift. Besonders merkwürdig machen im Norden des Kreises Schlesien und Posen gegeneinander Front mit den beiden eng benachbarten Marktflecken Freyhan und Zduny. Das Schloß Freyhan ist der Verwaltungssitz der heute nur noch den Nordsaum des Kreises einnehmenden freien Minderstandes- und Fideikommißherrschaft (2794 ha); früher umfaßte sie auch den östlichen Grenzstrich, namentlich die nunmehr Mitschke-Kollandeschen Güter Kollande, Bartnig, Wildbahn (1517 ha), zwischen denen die Bartsch nach Schlesien eintritt. Wo ihr Teichgebiet in besonders breiter Entfaltung die Niederung füllt, da verschränkt sich mit den Besitzungen der Herrschaft Militsch in etwas zerstückelter Lage die freie Minderstandes- und Fideikommißherrschaft Neuschloß (6417 ha, ohne die 421 ha des Rittergutes Tworsimirke, Reichsgraf von Hochberg auf Rohnstock) zu beiden Seiten der Bartsch. An der Entwicklung dieses noch gegen Ende des Mittelalters stark bewaldeten Geländes haben nach den Kurzbach und nach den Maltzan, die während des Dreißigjährigen Krieges auf einer Insel der Bartsch das Neuschloß anlegten, auch spätere Geschlechter eifrig gearbeitet, namentlich unter Friedrich d. Gr. Chrn. Hrch. Graf Reichenbach. Gegenstand seiner besonderen Pflege war das südlichste der Güter Wirschkowitz, das mit seinen Forsten an das Hügelland der großen königlichen Forsten heranreicht. Dorthin zog er württembergische Kolonisten, die mit rasch vorübergehendem Erfolge den Weinbau, mit dauerndem die Obstbaumzucht heimisch machten und hier eine Kulturoase schufen, die bei den Zeitgenossen hohe Bewunderung erregte. Bei Heinrichsdorf, einer Maltzanschen Gründung, rief er eine polnische Kolonie Wilhelminenort ins Leben. Im Osten der Wirschkowitzer Hügel reicht ein Gürtel periodischer Teiche südwärts bis an die große Herrschaft Goschütz. Auf dem die Eisenbahn Militsch—Öls leitenden Strich Landes zwischen Wald und Wasser entfalten sich die großen Güter Kraschnitz (1272 ha, Graf von der Recke von Volmerstein) und Brustawe (1745 ha, Reichsgraf zu Stolberg-Stolberg). Der Name von Kraschnitz ist in weitem Umkreis bekannt geworden durch seine

Wohltätigkeitsanstalten, das Samariterinnen-Ordensstift und das Rettungshaus.

Während Militsch den Grund eines geräumigen Talbeckens beherrscht, engen die sanften Höhenränder weiter stromabwärts das Bartschtal mehr ein. Dort liegt zwischen dem Militscher und dem Trachenberger Teichgebiet auf dem rechten, etwas bestimmter sich heraushebenden Talrande das Städtchen Sulau (1905 1085 Einw.), mit lebhaften Viehmärkten und häuslichem Kleingewerbe (Schuhe, Holzwaren). Die von dem Schloß Sulau beherrschte freie Minderstandesherrschaft (4141 ha, Graf von Schweinitz und Krain) vereint mit dem Ackerland der von Norden bis Sulau vorspringenden Halbinsel hohen Diluviums ein beträchtliches Niederungsgebiet, nicht nur einen großen Wald im Bartschtal, sondern nördlich davon das von Sulauer Gütern (Hammer, Grabofke, Ollsche) umfangene östlichste Stück der gegen Trachenberg sich ausweitenden Teichlandschaft (Sprenitze und Grabofke, über 900 ha).

Nur ein Zwischenraum von etlichen hundert Metern trennt von diesen Sulauer Teichen den östlichsten des Fürstentums Trachenberg, den Teich von Nesigode. Von ihm dehnt sich bis an die Bartsch und eine größere westliche Teichgruppe der Tiergarten von Nesigode aus, ein Waldheiligtum, in dessen Schatten niemand ohne tiefen Eindruck eindringen wird. Ein Jagdschlößchen bietet dem Fürsten bei vierzehntägigem Aufenthalt hier die Wahl zwischen der Wasserjagd, für die ein Dutzend Jagdkähne bereit stehen, und der Jagd in der überaus merkwürdigen Bruchwaldung. Ihr eigentümlichster Teil ist der von der Nesigoder Bartsch durchzogene Erlenbruch der »Luge«. Auf flachgehendem Nachen befährt man eine 15—20 m breite Wasserbahn, beschattet von Laubholz, das seine Äste weit über den stillen Wasserspiegel überhängt. Im Gegensatz zu dem geräuschvollen Vogelleben der Teiche herrscht hier volle Stille. Wie Dreßlersche Bilder ziehen hier in raschem Wechsel immer neue Baumgruppen, deren Bild das Wasser verdoppelt, vorüber: bald würdige Eichen, dann wieder schlanke Buchen, aber allmählich durchaus vorwiegend hoch aufgeschossene Erlenstämme. Hie und da sieht man Rotwild durch den Sumpfwald schreiten, über einen Boden, dessen Festigkeit man nach der größeren oder geringeren Zahl umgestürzter Bäume beurteilen kann; ausgewühlte schlammige Uferstellen verraten das Behagen von Wildschweinen, deren Jagd auch mit den Waffen der Gegenwart nicht ungefährlich ist. Allmählich beginnt der feste Zusammenhang des Waldbodens sich zu lockern; er löst sich auf in kleine, oft nur 2 m Durchmesser haltende Inseln, die ganz aus dicht verschränktem

Wurzelwerk einer vier- oder fünfstämmigen Erlenkolonie bestehen. Der Kahn gleitet durch ein Labyrinth von Wasseradern zwischen diesen Inseln dahin. Hie und da gewahrt man ein auf solch einer wasserumfangenen Baumgruppe geborgenes Nest von Wildgänsen; gelegentlich fliegt ein Schwarm von ihnen geräuschvoll auf. Ihnen nachsehend, blicken wir an den Erlen empor und erfreuen uns an ihrem schlanken, geraden Wuchs, bisweilen auch an ihrer Stärke. Sie sind keineswegs — wie anderwärts — minderwertiges Strauchwerk, sondern hochgeschätztes Nutzholz der Möbeltischlerei. Nie hatte ich mir vor der Fahrt durch die Luge eine Vorstellung von einem derartig harmonischen Verein von Wald und Wasser gemacht. Heinrich von Salisch hat ihn sinnig gewürdigt und sein Werk durch einige herrliche Abbildungen aus diesem Sumpfwald geziert. Sie geben einen durch Worte gar nicht zu erzielenden Eindruck. Nur muß der Beschauer ergänzend sich gegenwärtig halten, daß der photographische Künstler lichte Stellen und eine laubarme Zeit wählen mußte; das feierliche Dunkel der dichteren Laubhallen übt einen besonderen, nur an Ort und Stelle zu empfindenden Zauber. Er wirkt doppelt, wenn mit ihm in einer Stunde knapper Frist die Eindrücke des Lebens auf den sonnigen Teichflächen der engsten Nachbarschaft in überwältigendem Gegensatz sich zusammendrängen.

Eine Befahrung des Alt-Teiches bei Radziunz (nordwestlich von Nesigode) bot mir 1905 am selben unvergeßlichen Pfingstnachmittag das Bild eines Teiches, der — nachdem er drei Jahre entleert und ein Schauplatz erfolgreichen Feldbaues gewesen — zum ersten Male wieder unter Wasser stand und mit Karpfen besetzt war. Schon das Landschaftsbild war eigentümlich genug. Man darf sich unter den Trachenberger Teichen nicht weite Wasserspiegel mit scharf begrenztem Uferrahmen vorstellen, sondern von der bedeutenden Fläche des Alt-Teiches (400 ha) war ein beträchtlicher Teil eingenommen von grünen Rohrfeldern, ein anderer erschien vom Ufer als ununterbrochene, von dicht sich drängenden weißen Blüten bedeckte Wiese, aus der nur vereinzelt breite Wasserstraßen und ganze Wasserspiegel aufblitzten. Fährt der flache Nachen in dies Blütenmeer hinein, so erkennt man, daß es nur aus der Ferne betrachtet perspektivisch zu einer fest gewebten weißen Decke sich zusammenschiebt. In Wirklichkeit sind die weißen Hahnenfußblüten nur in langen parallelen Streifen dicht geschart, dazwischen liegen blanke Streifen Wassers, durch die man hinabsieht auf den überspülten dichten Pflanzenteppich des im allgemeinen nur 1 m tief liegenden Teichgrundes. Das Oberflächenbild spiegelt so überraschend die verhüllten Ackerfurchen der Tiefe wieder,

die in ungewöhnlicher Breite zur Zeit landwirtschaftlicher Nutzung das Erdreich durchschneiden, bestimmt, die Feuchtigkeit zu sammeln, um den dazwischen liegenden höheren Streifen, den Kornbeeten, das Übermaß der Bodennässe abzunehmen. Die in den Kornbeeten wurzelnden Hahnenfußstauden wachsen nun, wenn der Teich wieder bewässert wird, als Wasserpflanzen aufwärts und entfalten über den oft 1 $^1/_2$ m langen, durch das Wasser empordringenden Stengeln auf dem Teichspiegel ihre fünfteiligen Blüten, dicht millionenweise zu langen Streifen geschart. Hie und da treten Binsen hoch aus der Blütenfülle heraus, daran erinnernd, daß bei längerem Bestehen des Teiches, in dessen zweitem und drittem Jahre, das matte Grün ihres Röhrichts immer vollere Herrschaft gewinnt. So überrascht bei der Kahnfahrt schon der Farbengegensatz der sich ablösenden Flächen. Von einer breiten Wasserbahn, deren freier Spiegel das Himmelsblau zurückstrahlt, sieht man hinüber auf einen weiß schimmernden Blütenplan, jenseits auf stumpfgrüne Rohrfelder. Niedrige Dämme säumen das Bild, überragt hie und da von hochwüchsigen kräftigen Eichen, zwischen denen nur der Kirchturm von Radziunz und in entgegengesetzter Richtung die Windmühle von Goitke die Nähe menschlicher Siedelungen verraten.

Aber still ist dies Naturbild keineswegs. Es ist nur der Untergrund für ein regsames lärmendes Leben der in dem Röhricht nistenden Vogelwelt. Wiewohl ich mit meinem unscharfen und gerade für diese Beobachtung ungeübten Auge nur die Hälfte von dem sah, was die Ausrufe der Gefährten mir verkündeten, war ich doch erstaunt über dies muntere beschwingte Leben. Bald horchte man dem klagenden Rufe des Regenpfeifers, bald dem Kreischen der Möwen oder dem gurgelnden Kollern des Krontauchers. Die Aufmerksamkeit des Auges teilte sich zwischen den absonderlichen Flugbahnen der Vögel, dem Zickzack des Kiebitz, dem geradezu stoßenden strammen Zielbewußtsein der Wildente, den eleganten Bogenzügen der Möwen und anderseits dem, was auf dem Wasser vorging. Ruhig segelnde, aber dann beim Nahen des Bootes emporschwirrende Wildgänse, Taucher, die nur einen Moment den schwarzen Kopf über Wasser steckten, um sofort wieder zu verschwinden, Wasserhühner ängstlich ihr deutlich aus einer milchweißen Blütenfläche hervortretendes Schilfnest umflatternd, in dem sechs überraschend große, gesprenkelte Eier lagen — jeden Augenblick gab es etwas Neues zu sehen. Besonders lebhaft ging es her über einem »Möwenberge«, einer knapp den Wasserspiegel erreichenden Stelle des Teichbodens, wo die Möwen ihre Nester gebaut hatten. Der Kahnführer trat mit seinen hohen Wasserstiefeln in den flachen Teichgrund, schob unseren

Nachen an einen hohen, betretbaren Bodenstreifen und holte ein Paar sauber gebaute Vogelnester mit ihrem Gelege (meist drei Eiern). Wir nahmen so einen Einblick in die Heimstatt der Vogelkolonie, die über uns lärmend in dichtem Schwarm ihre wiegend auf und nieder schwebenden Bahnen beschrieb. Dann lenkten wir vorüber an einer hohen Stelle des Grundes, einem »Bergel«, wo sonst Hafer und Kartoffeln gebaut zu werden pflegen, über besonders tief liegende, auch zur Feldbauzeit versumpft bleibende Flächen den Binsenfeldern des Ufers zu und landeten, von Unkenrufen begrüßt, an einem dem Teichboden gemach entsteigenden Kornfeld, das den Wert der breiten Furchen unmittelbar ersichtlich machte. Unvermerkt schnell war die Stunde der Teichfahrt verrauscht.

So überraschend der Genuß der Eindrücke solch eines einzelnen Teiches im Zustande der Bewässerung ist, so anziehend ist ein Einblick in den ganzen Plan und Betrieb der Teichwirtschaft, die hier erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zur gegenwärtigen Vollkommenheit erhoben wurde, wenn sie auch schon in früheren Jahrhunderten, so unter den Kurzbach des 16. Jahrhunderts, die drei Fische im Wappen führten, hier als naturgemäße Nutzung der ausgedehnten, leicht überfluteten Niederungen der Bartsch erkannt war. Zu beiden Seiten der Bartsch liegen gegenwärtig innerhalb des Fürstentums Trachenberg an 1900 ha der Teichwirtschaft unterworfenen Landes. Die in dreijährigem Wechsel von Feldbau und Fischzucht sich ändernde Verwertung der einzelnen Flächen wird — mit Ausnahme weniger von der Schätzke gespeister Teiche — von der Bartsch aus geregelt durch die Hammerschleuse bei Biadauschke. Die der Fischzucht überantworteten Teiche empfangen ihre bestimmte Rolle im Gange der Entwicklung der Fische. Man unterscheidet Laichteiche zum Laichen des Mutterkarpfens und zur Entwicklung des Fisches aus dem Ei, Brutstreckteiche für seine Pflege im ersten, Streckteiche für die im zweiten Lebensjahre, Abwachsteiche für das Auswachsen zum Speisefisch. Die Hauptbrutanlage befindet sich in Kainowe, die große Teichverwaltung in Radziunz. Im Oktober wird das Abfischen der Teiche, deren Ertrag herangereift ist, vorgenommen. Etwa 15—1600 Zentner gelangen zur Versendung, zumeist auf den Breslauer Markt.

So bietet die Landschaft zu seiten der hohen Dammwege ein überaus wechselndes Bild je nach dem Stande des Turnus im Wechsel der Nutzung. Immer aber sind es Eindrücke von für Schlesien einziger Art, die den Wanderer begleiten, wenn er durch die Teichlandschaft seinen Weg von Sulau gegen Trachenberg verfolgt.

Die Stadt Trachenberg (1905 3360 Einw.) ist 1253 auf der Landzunge zwischen der Bartsch und der ihr aus Südosten zuströmenden Schätzke begründet worden, nicht viel später vor ihrer Nordseite, von Armen der Bartsch umfangen, die Burg. Wie Militsch auf der Straße nach Gnesen war Trachenberg auf der nach Posen der gegebene Bartschübergang. Der Verkehr zwischen Norden und Süden ist auch hier die Hauptlebensader des städtischen Daseins gewesen, allerdings auch der Quell der ernstesten Gefahren. Als Brückenkopf der Bartsch war Trachenberg namentlich im Dreißigjährigen Kriege Gegenstand lebhafter Kämpfe. Dies Zeitalter war auch von entscheidender Bedeutung in der Geschichte der um diesen Mittelpunkt erwachsenen Herrschaft. Als die Piastenlinie von Öls ausstarb, war 1492 die Standesherrschaft Trachenberg begründet worden. Aus der Hand des kräftigen, für die Kultur ihres Besitzes eifrig tätigen Geschlechts der Kurzbach war sie durch Kauf 1592 übergegangen an die Schaffgotsch. Die Katastrophe des in Wallensteins Untergang verwickelten Freiherrn Ulrich von Schaffgotsch brachte die Herrschaft wieder in des Kaisers Hand, der 1641 damit einen verdienten Feldherrn belohnte, den Grafen Melchior von Hatzfeldt. Sein Bruder Hermann war der Stammvater des heute noch in Trachenberg waltenden Hauses, das 1742 in den Fürstenstand erhoben wurde. An der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts wurde Hermann Fürst von Hatzfeldt, Oberpräsident der Provinz Schlesien, zum Herzog zu Trachenberg ernannt. Das Fürstentum Trachenberg (18 411 ha) nimmt den Westen des Kreises Militsch-Trachenberg ein vom Weichbild der Posenschen Stadt Rawitsch südwärts bis an die Stadt Prausnitz, deren schlichte Pfarrkirche außer dem Monument Sigismund Kurzbachs († 1503) auch das prächtige Alabastergrabmal des Grafen Melchior v. Hatzfeldt († 1658) birgt, die Denkmäler der beiden Helden, die ihren Geschlechtern im Bartschtal eine Heimstatt inhaltreichen Wirkens bereitet haben. Es umschließt wesentlich verschiedene Striche: südlich und westlich von Trachenberg vollkommen entwässerte Diluvialflächen mit Feldbauerträgen von 15—25 M. Grundsteuerreinertrag für den Hektar, meist in der Pflege von Pächtern; im Bartschtal selbst einen von Waldungen mit mächtigen Eichen durchflochtenen Wechsel von Teichen und Wiesen, nördlicher große Wälder unterbrochen von Lichtungen mit kargen Feldbauernten. Auf Forsten entfallen 8500 ha, die in sorgsamer Wirtschaft immer höheren Wert gewonnen haben, seit die Entwaldung der Provinz Posen Zufuhr schlesischen Holzes forderte. Das eigenartigste Stück des Wirtschaftslebens des Fürstentums bilden aber die Teiche.

Die Dörfchen, die zwischen den Wäldern und Teichen der Bartschniederung eine enge Feldmark bebauen, verraten in dem Vorwalten des Lehmbindwerkbaues den Mangel festen Baustoffs; den Wegen kann bisweilen nur die Zufuhr von Schlacken die nötige Festigkeit geben. Ganz auffallend ist, wenn man einen Schritt über die Provinzgrenze hinweg nach dem Posenschen vordringt, der rasche Wechsel des Volkstums, des Menschenschlages, seiner Tracht, der Bauart der Höfe; keine Naturschranke trennt hier auf tischgleicher Ebene Deutsche und Polen, und doch stehen sie, scharf gesondert, wie Öl und Wasser nebeneinander. Diese durch viele Jahrhunderte währende Gewöhnung hat die Wirkung der Grenze auch in die Zeit politischer Vereinigung weiter erhalten und gibt Trachenberg doch etwas vom Charakter einer Grenzstadt, eine feste Beschränkung des wirtschaftlichen Wirkungsbereichs. Es ist eine kleine Stadt geblieben trotz aller hier vertretenen landwirtschaftlichen Fabrikationszweige, unter denen die beiden großen Zuckerfabriken voranstehen. Das Städtchen wird merklich überschattet von der beherrschenden Kraft des nördlich etwas abgerückten Schlosses, das in einem natürlichen Park, wie in einer eigenen Atmosphäre, sich erhebt. Es ist ein behaglicher Bau des 18. Jahrhunderts; heitere Pracht strahlt nieder von der Decke des hellen, hohen Festsaals. Die historische Stunde des Schlosses aber fällt in ernste Zeit; hier ward der Feldzugsplan beschlossen, der dem Freiheitskriege nach bangem Anfang die entscheidende Wendung gab.

Unterhalb Trachenberg lag zwischen Bartsch und Horle vormals eine besonders unerfreuliche Strecke der Bartschniederung, ein Bruchland, das erst 1775—1786 durch Räumung und Regulierung der Bartsch anbaufähig gemacht und mit Kolonisten aus dem Danziger und Marienberger Werder besetzt wurde. Die Namen der Ortschaften Bartschdorf, Königsbruch, Wilhelmsbruch bezeugen die Jugend dieser Siedelungen. Auch das ältere Herrndorf ward erst damals durch Zuwanderung gekräftigt. Die Waldfläche zwischen diesen Dörfern gehört bereits zu dem großen königl. Forst Woidnig (vormals Bobile) (4210 ha), der 15 km lang den Ostrand des Guhrauer Kreises in nördlicher Richtung durchzieht und auch weiter nördlich am gerade gestreckten Schlesischen Landgraben eine junge Kolonie Königsdorf umschließt. Unterhalb weiter unbesiedelter Bartschwiesen liegt dann auf der Landzunge zwischen den der Vereinigung zustrebenden Betten von Bartsch und Horle Herrnstadt, 1290 neben einer älteren herzoglichen Burg Wąszosz als deutsche Stadt begründet an dem dritten wichtigen Bartschübergange, dem der Straße Steinau—Rawitsch; ihr entspricht die Lage der beiden Brücken und die Richtung der sie

verbindenden Hauptstraße mehr als dem auf die gleichen Übergänge angewiesenen Verkehrszuge Wohlau—Guhrau. Trotz der vollständigen Entfestigung nach den wiederholten Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges ward Herrnstadt 1759 von den Russen, deren Kriegführung eine noch heute in der baulichen Physiognomie der Städte unverkennbare Spur hinterließ, völlig eingeäschert. Solche Prüfungen erschütterten auch das gewerbliche Leben Herrnstadts, namentlich die zeitweilige Blüte seiner Tuchmacherei. Da die Feldmark, namentlich die ausgedehnten Wiesen leicht durch Überschwemmungen der Bartsch gefährdet werden, sind die Lebensbedingungen des Städtchens (1905 1860 Einw.) nicht sonderlich günstig. Die verkehrsfeindliche Wirkung des Bartschbruchs macht noch heute in Herrnstadts Bahnverbindungen sich geltend. Sowohl die Kleinbahn von Trachenberg wie die von Rawitsch nach Herrnstadt erreichen ihr Ziel auf weitausgreifenden, die trockenen, besiedelten Höhen erschließenden Umwegen. Herrnstadt war gewissermaßen die Erbin einer etwa 6 km flußabwärts gelegenen Örtlichkeit, der alten slavischen Landesburg Sandovel, oder Sandewalde, deren Ringwall nördlich der Bartsch auf der Feldmark Tschistey noch heute erkennbar ist. Gerade diese alte Kastellanei hat eine überaus gründliche und einsichtige wissenschaftliche Untersuchung erfahren[1]).

Auf dem linken Ufer liegen dicht unterhalb Herrnstadt die Rittergüter Kadlewe und Tschilesen (1287 ha, G. Waltersche Erben). Der Unterlauf der Bartsch aber trennt, wo er in die Oderniederung eintritt, die Dörfer und Felder der Majoratsherrschaft Rützen (2373 ha, Graf Carmer) von den zugehörigen bedeutenden Niederungswäldern. Arge Versandung hat ihm nicht nur die für das 17. Jahrhundert bezeugte Schiffbarkeit genommen, sondern erschwert auch den Abfluß der Gewässer des Talzugs.

Die Natur des oft von den Hochfluten beider Flüsse bedrohten Flachlands an der Vereinigung von Oder und Bartsch verschärfte auch die Auffassungsfähigkeit für kleine Höhenunterschiede derart, daß die Polen dem wenig hervortretenden Kern der überaus sanft anschwellenden Höhenplatte des rechten Bartschufers den Namen »Berg«, Gora, anhefteten. So trägt der Hauptort dieser Landschaft, Guhrau, in seinem Namen die Erinnerung an den unterscheidenden Zug seiner natürlichen Lage gegenüber dem Bartschtal. Mit der größeren Höhe ist unmittelbar ein freiwilliger Ablauf der Gewässer gegeben, auch anderer

1) Schuch, Zeitschr. f. Gesch. Schles. XIV 1879, 486—520.

Boden, nicht in Fortbildung begriffenes Schwemmland, sondern Diluviallehme mit nicht geringer Blockführung. Von Guhrau ostwärts auf den Höhen in der Richtung gegen Bojanowo zieht der für den Feldbau ertragreichste Teil des Kreises. Im Norden und Westen folgt wieder eine ungünstigere Landschaft, die Niederung des trägen Polnischen Landgrabens, der die Naturgrenze des Guhrauer Ländchens gegen das Lissaer und Fraustadter Gebiet bildet. Der Name Guhrau haftete zuerst auf einem polnischen Dorfe, jetzt Alt-Guhrau (100 bis 110 m). Erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts ward etwas niedriger auf der nordöstlichen Abdachung der Hügelschwelle die deutsche Stadt Guhrau errichtet. Noch jung empfing sie 1310 das Geschenk einer bis heute festgehaltenen Waldung, die nicht nur den Haushalt des Gemeinwesens erleichtert, sondern in ihren gemischten Beständen auch der Bürgerschaft erfrischende Schlenderwege von seltener Ausdehnung vergönnt. Unter den Wirkungen der Grenzlage Guhraus waren die einschneidendsten die starke, benachbarte polnische Städte kräftigende Auswanderung 1627 unter dem Drucke der Gegenreformation und die planmäßige Verwüstung durch russische Barbarei 1759. Ein wesentlicher Zug im Landschaftsbilde, die Anzahl von Windmühlen — man zählte vor einigen Jahrzehnten gegen 100 —, ist, seit der Dampf die landwirtschaftlichen Gewerbe beherrscht und zentralisiert, im langsamen Verschwinden begriffen. Mühle, Brauerei, Brennerei, Molkerei, Zuckerfabrik, all das zieht heute die Stadt an sich. Wiesen ihr einst das Glogausche und das Polnische Tor bestimmt eine zwischen West und Ost vermittelnde Durchgangsströmung (Glogau—Rawitsch) zu, mit der eine meridiane Wohlau—Lissa sich kreuzte, so ward neuerdings das Leben, ehe die Bahnverbindung mit Glogau hinzutrat, einige Zeit einseitiger von dem Nebenbahnanschluß an Bojanowo beherrscht. Die an dieser Linie erwachsenden Ziegeleien gewinnen den Vorzug freieren Absatzes. Von frei gewählter gewerblicher Tätigkeit hat ehemals die Tuchmacherei eine hohe Bedeutung gehabt; wir sind hier bereits in dem Bereiche der alten Tuchmacherstädtchen, deren Verbreitung von der Lausitz durch Niederschlesien nach Großpolen wir später im Zusammenhange ebenso zu überblicken haben wie die Ursachen des Rückgangs ihrer einstigen bescheidenen Blüte. Mit ihrem Verfall hat auch Guhraus Bedeutung sich örtlich beschränkt, und die Anziehungskraft der abseits in beträchtlicher Entfernung vorbeiziehenden Hauptwege begünstigt keinen Umschwung zugunsten des stiller gewordenen Städtchens (1905 4800 Einw.), dessen Flur in erfolgreichem Gartenbau (Spargel) den Fleiß der Bevölkerung bekundet.

Stiller Friede herrscht in dem nördlichsten Städtlein des Kreises

Groß-Tschirnau (1905 690 Einw.), im Nordostwinkel des Kreises, den im Norden und Osten die sprachlich bedeutsame Provinzgrenze, im Westen eine Bruchniederung abschließt. Auf Andringen des Grundherrn 1515 zur Stadt erhoben, hat es doch kaum je wirtschaftlich diesen Namen zu rechtfertigen vermocht. Aber auch in diesem abgeschiedenen Winkel der Provinz verrät sich die Kultur ihrer vom 30jährigen Kriege zertretenen Blüte in den schönen Grabmälern der Familie Stosch aus dem 16. Jahrhundert. Neben dem Stiftsgut des adeligen Fräuleinstifts Groß-Tschirnau, das zusammen mit Roniken 2288 ha umfaßt, treten als bedeutende Besitze auf der Hochfläche des Kreises Guhrau noch hervor die an der Grenze gegen Bojanowo gelegenen Rittergüter Triebusch und Saborwitz (1793 ha) des märkischen Grafen Finck von Finckenstein, und im Westen, nahe den Landgräben, das Rittergut Seitsch (2297 ha, Fürstin zu Wied), beide mit mannigfachem Boden ausgestattet, mit Waldung und Wiesen, wie mit leistungsfähigem Rübenlande. Auch Glogauer Großbesitz greift zum Teil auf den Boden des Kreises Guhrau herüber und beweist, daß trotz des Verlustes des trennenden Fraustadter Gebietes der alte Zusammenhang Guhraus mit dem Glogauer Gebiete nicht alle Wirksamkeit verloren hat. Alles schlesische Land nördlich der unteren Bartsch ist von Natur aus auf Glogau als nächstes schlesisches Kulturzentrum angewiesen und wird bestrebt sein müssen, diese natürlichen Beziehungen mit der Hauptstadt der niederschlesischen Oder wieder zu beleben. Der neue Bahnbau war dazu der erste Schritt. Nur durch bewußtes Zusammenhalten vermag dieser Grenzstrich des deutschen Schlesien seinen natürlichen Bestand ungemischt zu behaupten, das tropfenweise Eindringen polnischer Elemente in den ländlichen Grundbesitz durch ihre rasche Aufsaugung und Überführung in sein eigenes Wesen schadlos zu überwinden.



Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000621612
II 138135
T2 H 2